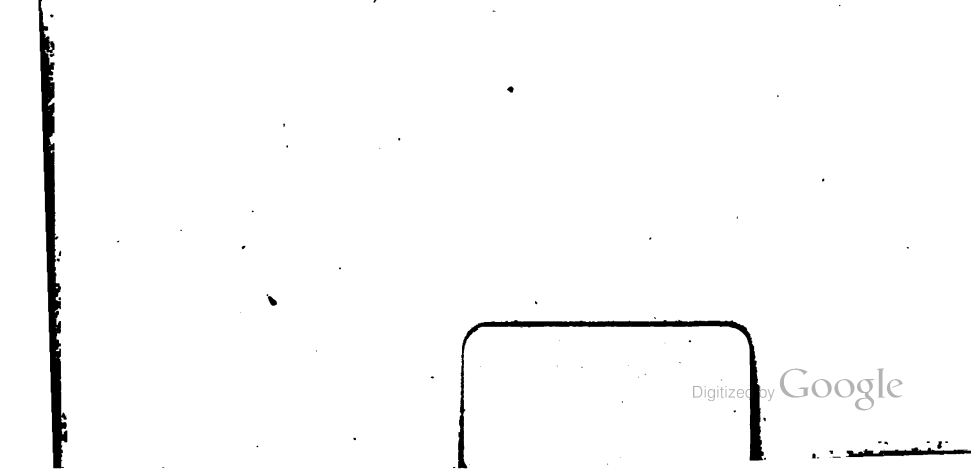
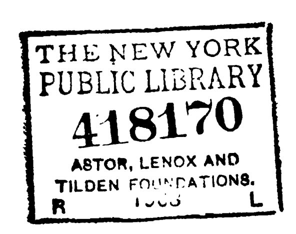









K. u. k. Hofbuchdrucker Fr. Winiker & Schickardt, Brünn.

Seiner Durchlaucht, dem Prinzen

# Franz von und zu Liechtenstein,

dem unermüdlichen Förderer historischer Forschung,

in Verehrung und Ergebenheit.

# Vorwort.

Vor mehreren Jahren veröffentlichte ich einen Band „Historische Studien und Skizzen“. Seither ist eine Anzahl kleinerer Schriften entstanden, von denen ich eine Auswahl hier darzubieten mir erlaube. Aus zweierlei Beweggründen. Mehrfach schon ist mir, teils von gelehrten, teils von andern Lesern der Wunsch ausgedrückt worden, solche meiner Aufsätze, die in unterschiedlichen Zeitschriften zerstreut und mitunter nicht leicht erreichbar seien, gesammelt erscheinen zu lassen. Daneben aber hatte auch ich selbst das Verlangen, einzelnes, das von der inzwischen fortgeschrittenen Forschung noch nicht überholt wurde oder mir sonst eine vorzeitige Vergessenheit nicht zu verdienen schien, in entsprechend verbesserter Gestalt nochmals herauszugeben. Die Anordnung der an Gewicht und Umfang allerdings recht verschiedenen Stücke ist eine rein chronologische. Wo zu dem einen oder andern etwas Näheres über dessen Stoff oder das benützte Quellenmaterial zu sagen war, ist dies an der betreffenden Stelle angemerkt.

Wien, 31. Dezember 1907.

A. F.

# Inhalt.

## Berichtigungen:

Seite 7 Zeile 6 von oben statt: „Spanier, Deutsche und Franzosen“ lies: „Spanier, Franzosen, Deutsche u. A.“;
„ 22 „ 8 von unten „ „Lanzknechte“ lies: „Landsknechte“;
„ 69 „ 11 von unten „ „verschliffen“ lies: „verschliffen“;
„ 71 „ 10 von oben „ „Burgstadtl“ lies: „Burgstädt“;
„ 88 „ 2 von oben „ „Freyberg“ lies: „Freiberg“;
„ 137 „ 1 von oben ist „nochmals“ zu streichen;
„ 138 „ 5 von unten statt: „Grafen“ lies: „Fürsten“.



# I.

# Kaiser Ferdinand I., der Kardinal von Lothringen und Maria Stuart[1]).

Ende Januar 1563 war Kaiser Ferdinand I. in seiner treuen Stadt Innsbruck eingekehrt, wo er einige Zeit zu verweilen gedachte, ehe er nach Wien heimkehrte[2]). Er war von Frankfurt, wo die deutschen Kurfürsten seinen ältesten Sohn Maximilian zum Römischen König erwählt hatten, nach Tirol gekommen, um dem Konzil, das in Trient tagte, näher zu sein und, wenn möglich, seine kirchlichen Reformideen bei den dort versammelten Vätern eher durchzusetzen: den Kelch bei der Kommunion auch für Laien, wie ihn namentlich in Böhmen und Mähren das Volk verlangte, die Priesterehe, da es ja doch an unbeweibten katholischen Seelsorgern schon zu mangeln begann, eine gründliche Änderung in der Verfassung der römischen Kurie und des Kardinalkollegiums und manches andere. Ein ganzer Stab von gelehrten Theologen umgab ihn, und zwischen Nord und Süd im Tiroler Land spielte damals ein reger Verkehr in geistlichen Dingen. Auch fürstliche Häupter hatten sich in Innsbruck eingefunden: der Herzog von Bayern und der Erzbischof von Salzburg, dazu die Vertreter der großen europäischen Mächte. Aber kaum einer der illustren Gäste dürfte mit so viel Auszeichnung empfangen worden sein wie Herzog Karl von Guise, der

[1]) Dieser Aufsatz ist die breiter ausgearbeitete Einleitung zu einem Memoire des Kardinals von Lothringen über die kirchlichen Zustände in Frankreich, das im I. Band von Briegers „Zeitschrift für Kirchengeschichte“ veröffentlicht wurde und hier im Anhang nochmals mitgeteilt wird.

[2]) Für die Zeitbestimmung vergl. Kassowitz, Die Reformvorschläge Ferdinands I. auf dem Konzil von Trient, S. XXXII.

Kardinal von Lothringen, wie man ihn nannte. Als er am 16. Februar von Trient her, wo er seit einigen Wochen als Führer der französischen Prälaten den Verhandlungen beiwohnte, zu Besuch an das kaiserliche Hoflager kam, ward er durch den Oberstkämmerer feierlich eingeholt und zum Schloß geleitet, wo ihn an der Treppe der Kaiser und der Römische König so freundlich begrüßten, daß sich die Hofleute darob verwunderten [1]). Bei Tisch ließ ihm König Max das Waschwasser reichen, ehe er selbst sich bedient hatte, und der Kaiser trank ihm zu und sprach fast immer nur französisch mit ihm, was alles nicht geringes Aufsehen machte [2]). Aber diese Aufmerksamkeiten hatten ebenso ihren guten Grund — ganz abgesehen davon, daß der Kardinal einem regierenden Hause angehörte — wie daß dieser selbst mitten im Winter den Weg über den Brenner nicht scheute. Die Zeit freilich war vorbei, da der Guise, Erzbischof von Rheims, Benefiziat der Erzbistümer Lyon und Narbonne und der Bistümer von Nantes, Metz, Valence, Térouenne, Luçon und Agen, als unumschränkter Minister Franz' II. Frankreich regierte. Mit dem jähen Tode des jungen Monarchen, des Gemahls seiner Nichte Maria Stuart, im Jahre 1560 hatte auch der hoch gewachsene Mann mit der imponierenden Miene, dessen reiche Bildung eben so bekannt war wie seine religiöse Unduldsamkeit, das Regiment verloren, das nun die Königin-Mutter, Katharina von Medici, für den minderjährigen Karl IX. in ihre Hände nahm. Sie führte selbständig die Staatsgeschäfte und schob den Kardinal und dessen Bruder Franz, den Großprior, in den Hintergrund. Sie sollten aber doch bald wieder zu Macht und Einfluß gelangen, denn der Friede, den Katharina im Januar 1562 den Hugenotten schenkte, erregte die eifrigen Katholiken, an deren Spitze sich sofort die Guisen stellten, derart, daß schon im März darauf aus einem blutigen Zwist in Vassy ein förmlicher Krieg zwischen

---

1) S. den Bericht, den Graziani, der Sekretär des Legaten Commendone, am 16. Februar an diesen schrieb, bei Döllinger, Beiträge zur politisch-kirchlichen und Kulturgeschichte, III 323: „hanno fatto ciera et accoglienze gratissime et tali che la gente ne resta maravigliata.“

2) Ebenda, Bericht Grazianis vom 21. Februar 1563.

den beiden Religionsparteien entbrannte, deren eine, die Bekenner der Lehre Calvins, eine empfindliche Niederlage erlitt. Herzog Franz zog als Sieger in Paris ein und brachte den jungen König in seine Gewalt; der Kardinal aber bemächtigte sich der geistigen Führung seiner Glaubensgenossen. So waren die Brüder wieder vollwichtige politische Faktoren geworden. Nur mußte Karl damit rechnen, daß sehr viele — die Mehrheit, sagt man — der französischen Katholiken eine ausgesprochen gallikanische Gesinnung hegten und nach einer gründlichen Reform der Kirche an Haupt und Gliedern und nach Beseitigung gar arger Mißstände im Klerus und an der römischen Kurie verlangten, und daß sie bereits für den Fall ihrer Verweigerung ein französisches Nationalkonzil in drohende Aussicht gestellt hatten. Wollte er sich in seiner Führerrolle behaupten, dann mußte er dieser Strömung Rechnung tragen. Das veranlaßte ihn, an der Spitze einer Anzahl Prälaten nach Trient zu gehen, von wo aus er zunächst mit Rom eine Verständigung suchte, um dann, als er dabei auf Widerstand stieß, der offene Vertreter eines weitausschauenden Reformprogrammes auf dem Konzil zu werden. So gelangte er auf die Seite Ferdinands I., der den neuen Bundesgenossen seiner Pläne hoch einschätzte[1]).

Diese Annäherung an den Kaiser in den kirchlichen Fragen stellte dem Guise einen persönlichen Vorteil in Aussicht, den der kluge, in Staatsgeschäften erfahrene und dabei höchst ehrgeizige Mann voll abzuwägen wußte. Von Ferdinand war nämlich kurz zuvor die Rückgabe der seit zehn Jahren von den Franzosen besetzten lothringischen Bistümer Metz, Toul und Verdun gefordert worden. Wenn es dem Kardinal gelang, diese Forderung — wenn auch nur vorübergehend — zum Schweigen zu bringen, dann mußte sein Ansehen in Frankreich notwendig steigen. Und dazu bot sich mehr als eine Handhabe. Die Mediceerin hatte, dem gleichen Zwecke zu dienen, in Wien eine Heirat des jungen Königs mit einer Enkelin des Kaisers, einer Tochter Maximilians, vorgeschlagen. Auch wünschte man in Paris, daß Maxens ältester Sohn Rudolf

[1]) Sickel, Zur Geschichte des Konzils von Trient, S. 422 f.; Kassowitz, a. a. O. S. 151 und XXIX.

des Königs Schwester Margarete eheliche, schon um dessen in Madrid geplante Verbindung mit einer spanischen Prinzessin zu stören. Brachte es der Kardinal dahin, daß diese Geschäfte zu gutem Ende gelangten, so leistete er seinem Vaterlande einen nicht geringen Dienst, der ihm sicher hoch angerechnet wurde. Und auch durch die Vermittlung einer Heirat zwischen der Schwester Barbara des Römischen Königs und dem Herzog Alfons von Ferrara ließ sich Lohn und Anerkennung erwerben, und es war wahrscheinlich, daß Ferdinand mit den Bistümern dann nicht sobald Ernst machte [1]). Man konnte am französischen Hofe damals noch nicht wissen, daß des Kaisers Forderung bei den deutschen Fürsten selbst keinen Rückhalt finden werde [2]). Namentlich aber durfte der Lothringer dann auf ein gutes persönliches Verhältnis zum Kaiser rechnen, wenn ein viertes Eheprojekt Gestalt gewann, das man in Wien besonders begünstigte: das Projekt einer Heirat eines Erzherzogs mit der Schottenkönigin, seiner Nichte.

Maria Stuart war nach dem Hinscheiden ihres Gemahls in ihre Heimat zurückgekehrt, um dort — erst 19 Jahre alt — unterstützt von ihrem Halbbruder, dem Grafen Mar (später Morray), die Regierung zu übernehmen. Der jungen schönen Witwe fehlte es nicht an Bewerbern. Da war König Friedrich II. von Dänemark, damals noch Katholik, und dessen Gegner im Felde, Erich von Schweden, der später so grausam in seinem Reiche wüten und so grauenhaft enden sollte; da war der bereits genannte Alfons von Ferrara, den Goethe in seinem „Tasso" verewigt hat; da war der Herzog von Nemours, ein Freund der Guisen; da war auch ein Hamilton, der halbverrückte Graf von Arran, Sohn des Herzogs von Châtellerault, der nach Jakobs V. Tode eine Zeitlang die Regentschaft in Schottland geführt hatte und als der nächste Anwärter auf den Thron galt. Aber keiner von all diesen wurde in Edinburg ernstlich in Betracht gezogen. Dagegen war noch ein anderer Brautbewerber da, der schon durch die hohe Stellung, die er in der Welt einnahm, weit mehr Rücksicht ver-

[1]) Über die Heiratsprojekte: Holtzmann, Maximilian II. S. 442.

[2]) M. Ritter, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation, I 251.

diente: Kaiser Ferdinand, der für seinen jüngsten Sohn Karl Mariens Hand begehrte. Der Plan war schon im Jahre 1560 in Rom aufgetaucht, wo man durch die Verheiratung des Kaisersohnes mit der streng katholischen Königin die Sache des alten Glaubens auf der britischen Insel zu stärken hoffte, indem man das ganze Haus Habsburg für die Ansprüche der Stuart auf England interessieren zu können meinte[1]). Nach anfänglichem Zögern war Ferdinand I. auf den Gedanken eingegangen, um ihn dann immer ernster zu verfolgen. Schon in den ersten Monaten 1561 — Maria war noch in Frankreich — wollten englische Geschäftsträger in Paris von einer Werbung für einen Erzherzog gehört haben[2]). Im Jahre darauf wurde der vertraute Bote des Kaisers, Nikolaus von Pollweiler, nach Nancy gesandt, um die Herzoge von Guise, die bisher auf ihre Nichte einen starken Einfluß geübt hatten, für das Projekt zu gewinnen. Die Antwort lautete ausweichend: Maria allein habe über ihre Hand zu entscheiden[3]). Der Grund war, daß die Guisen damals einem anderen Plan anhingen: ihre Nichte mit dem spanischen Infanten Don Carlos zu verheiraten. Ein so gewaltiger Rückhalt, wie er durch die Verbindung mit Spanien zu gewinnen war, schien ihnen bei ihrer damaligen Zurücksetzung in Frankreich sehr wertvoll. Gleich nach jenem Edikt der Königin-Mutter für die Hugenotten hatte Karl von Lothringen

---

[1]) Sickel, Zur Geschichte 2c., S. 161, 175; vergl. auch bei Turba, Venezianische Depeschen vom Kaiserhofe, III 180 ff. den Bericht vom 24. März 1561.

[2]) Throckmorton an Elisabeth, 31. März 1561: Maria Stuart werde sich von Paris nach Nancy begeben, wo „it is thought rather that the matter of the late motion of a marriage with one of the Emperors sons may be better and more secretly handled there“. Calendar of state papers, 1561. Eine Zeitung aus Prag vom 17. November desselben Jahres meldete: „There is a report, that the Archeduke Charles is treating of a marriage with the Queen of Scotland.“ Ebenda, n. 649.

[3]) Am 27. Januar 1562 schrieben Franz und Karl v. Guise aus Nancy an die Königin-Mutter: „que l'empereur a ici envoyé vers nous le sieur de Polviller pour nous parler du mariage de l'archiduc son fils et de la reine d'Ecosse à qui nous avons faite toute honnête réponse, remettant tout à ladite reine, car le fait lui touche.“ Chéruel, M. Stuart et Cathérine de Medicis, p. 33.

sich mit Philipp II. zu verbinden gesucht, und da mag jenes Eheprojekt eine festere Form angenommen haben[1]). Denn auch Maria Stuart war ehrgeizig genug, einem Gedanken zuzustimmen, der ihr Macht und hohes Ansehen verhieß, obgleich der Sohn Philipp II. um drei Jahre jünger als sie und von nicht ganz normalem Naturell war. Da brach aber der Hugenottenkrieg aus, der den Guisen zu neuer persönlicher Geltung in der Politik Frankreichs verhalf, und da wurden sie in der Heiratssache anderen Sinnes. Mußte nicht, wenn die unleugbaren Rechte der Schottenkönigin auf den englischen Thron mit Spaniens Hilfe realisiert wurden, aus deren dynastischer Verbindung mit dem Madrider Hofe, dessen Gewalt dazumal Frankreich noch von allen Seiten umklammert hielt, eine enorme Gefahr der Übermacht für diesen Staat entstehen? Und konnten sie es verantworten, sie heraufbeschworen zu haben? Auch die Königin-Mutter hatte sie mit dem Appell an ihren Patriotismus bestürmt, auf das spanische Projekt zu verzichten. Sie taten es und wandten sich dem von Rom empfohlenen Plan einer Heirat Marias mit dem Kaisersohne zu. Und da sie dann Ferdinands I. steigendes Interesse daran wahrnahmen, wie es in der Sendung Pollweilers zum Ausdruck gekommen war, und die Möglichkeit gegeben sahen, sich Kaiser und Papst gleicherweise zu verpflichten, waren sie eifrig bemüht, den Plan zu fördern. Es war darum nicht zuletzt diese Angelegenheit, die den Kardinal im Februar 1563 von Trient nach Innsbruck führte.

Wie es bei der Entrevue, die bis zum 22. des genannten Monats währte, der Reihe nach herging, wissen wir nicht genau. Aber es sind doch Dokumente aufbewahrt, die uns über die besprochenen Dinge und die Haltung Karls von Guise einigermaßen unterrichten. Im Vordergrunde standen, wie billig, die Angelegenheiten des Konzils, dem die französischen Prälaten die Autorität über dem Papste zuerkannten. Der Kardinal formulierte denn auch die in Frankreich geltende Auffassung dahin, daß die Entscheidung bei den in Trient versammelten Vätern stehen und dort, wo deren Entschließungen den Vorschlägen der Kurie nicht entsprächen, die

[1]) Es war schon 1560 vom Kardinal im Gespräch mit dem spanischen Gesandten in Paris berührt worden, der am 28. Dezember darüber seinem König berichtete. S. Mignet, Marie Stuart, I 109.

Sache unentschieden bleiben oder vertagt werden sollte. Das setzte freilich eine Änderung in dem bisher wahrgenommenen Geschäftsgang auf dem Konzil voraus, und der Kardinal schlug vor, das Gehaben der italienischen Bischöfe als unstatthaft zu erklären, die in ihrer weit überwiegenden Mehrheit die Minderheit der fremden Prälaten — Spanier, Deutsche und Franzosen — auf den Wink der päpstlichen Legaten hin einfach niederstimmten. Unzulässig fand er auch, daß nur diese Legaten das Recht haben sollten, Anträge zu stellen, während den Gesandten der fremden Mächte und den Bischöfen jede Initiative versagt blieb — ein Mangel, den auch der Kaiser beseitigt wissen wollte — und ebenso unzulässig, daß nur ein einziger Schriftführer, der überdies nicht sehr vertrauenswürdig sei („cujus jam fides suspectissima magna ratione apud bonos est"), die Voten aufnehme; es sollten von den verschiedenen Nationen mehrere gewählt werden. All diesen Unzukömmlichkeiten, meinte er, wäre übrigens erst dann wirksam zu steuern, wenn man aus Spanien — wo die Bischöfe sich wider die päpstliche Einmischung in die Diözesangewalt auflehnten — aus Frankreich und Deutschland alles nach Trient zöge, was immer eine Mitra oder Inful trage, und der Kaiser sich entschlösse, selbst dorthin zu gehen, die Väter anzureden und mit dem Papst eine Zusammenkunft zu suchen. Würde aber Pius IV. das Konzil auflösen (wozu er allerdings die größte Lust hatte) oder noch, während es tagte, das Zeitliche segnen, so sollte Ferdinand im Einvernehmen mit den Monarchen Hispaniens und Frankreichs hervorragende Kirchenfürsten und Theologen aus diesen Ländern versammeln, damit sie festsetzten, was unumgänglich wäre, um ein Schisma fernzuhalten [1]).

Diese antikuriale Haltung des Kardinals, in der er sich mit Ferdinand und seinen Räten zusammenfand, wird in ihren Beweggründen völlig klar, wenn man einen Blick in ein zweites Memoire wirft, das er bei seinem Fortgehen von Innsbruck dem

---

[1]) S. die Denkschrift bei Sickel, a. a. O. S. 434 f. Daß sie wirklich von dem Kardinal herrührt, wird u. a. durch ein späteres Gutachten des kaiserlichen Hoftheologen Dr. Gienger (bei Sickel, S. 493) bezeugt, der sich ausdrücklich auf das Memoire des Lothringers und einzelne der darin enthaltenen Vorschläge bezieht. Vergl. auch Kassowitz, a. a. O. S. 193.



Kaiser zurückließ und worin er sich über den Stand der religiösen Dinge in Frankreich und die dort angeregte Frage eines Nationalkonzils verbreitete. Man habe da, meinte er, mit drei Kategorien von Leuten zu rechnen. Die eine, in Irrtümern verhärtet — er hatte damit die Hugenotten im Auge — gebe keiner Hoffnung mehr Raum. Die zweite dagegen, aus adeligen oder Richter- und Beamtenfamilien stammend oder dem Schrifttum und der Gelehrsamkeit ergeben, sei zwar noch dem katholischen Glauben und dem päpstlichen Stuhle treu, zeige sich aber von den Mißbräuchen und mancherlei üblen Sitten in der Geistlichkeit abgestoßen und zu Zweifeln verführt, die nur zum Schweigen gebracht werden könnten, wenn die Kirche an Haupt und Gliedern reformiert und ihre Konstitution entsprechend geändert würde. Dadurch allein wären diese Leute davor zu bewahren, daß nicht auch sie sich in Irrlehren verwickeln. Die dritte Kategorie seien fürstliche Personen und Großwürdenträger des Landes, meist in vorgerücktem Alter, die zwar aus Eigenem keine kirchlichen Veränderungen wünschten, wohl aber aus Rücksicht auf die Gewissensruhe jener andern eine Reformaktion des Konzils begehrten, in der Meinung, es würden selbst Böswillige um so eher wieder zur Erkenntnis der Wahrheit zurückkehren, „je reiner und klarer diese in einer vom Schmutz der Korruption und des Lasters gesäuberten Kirche erstrahlte.“ Dieser Ansicht huldige auch der König. Und überdies dürfe man nicht vergessen, daß die Generalstände bereits in zwei Versammlungen — es war die zu Orleans im Winter 1560 auf 1561 und die zu St. Germain im August darauf — beschlossen hätten, es sei, wenn das allgemeine Konzil die Erwartungen in dieser Richtung täuschen sollte, sofort ein Nationalkonzil einzuberufen. Zu diesem Mittel würde man allerdings nur, wenn alle andern versagten, wie zu einem letzten Rettungsanker, seine Zuflucht nehmen, da man wisse, wie unsicher der Erfolg wäre und wie leicht daraus eine Kirchentrennung oder andere Erschütterungen in der Christenheit hervorgehen könnten. Deshalb müsse man vor allem dahin trachten, daß das ökumenische Konzil von Trient die erhofften Früchte trage[1]).

[1]) S. das Memoire, das, wie das vorhergehende, aus den Wiener Akten stammt, im Anhang.

So zutreffend im ganzen diese Darstellung der religiösen Parteien in Frankreich war, so richtig namentlich der Hinweis auf jene geistig hervorragende Schichte der Bevölkerung, die, ohne protestantisch geworden zu sein, ihrem Katholizismus nur noch zweifelnd anhing und der die Dumoulin, Pasquier, Lhôpital angehörten, so fällt doch das völlige Stillschweigen über den noch immer fortwährenden Hugenottenkrieg auf, der gerade damals den Bruder, Franz von Guise, ums Leben bringen sollte.

Nach den Reformaufgaben des Konzils, über die sich der Kaiser mit seinem Gast leicht verständigte, kamen die verschiedenen Eheprojekte zur Sprache, und am 18. Februar das schottische. Da erklärte der Kardinal im Beisein des Römischen Königs, Maria Stuart habe es ihren Oheimen und ihrer Großmutter, der Herzogin von Guise, anheimgegeben, in der Angelegenheit ihrer Wiederverheiratung vorzugehen, und er, sein Bruder und ihre Mutter würden gerne eine Verbindung mit dem österreichischen Hofe unterstützen, wenn der Kaiser dabei verharrte. Auch die Königin von Frankreich habe ihn ermächtigt, in ihrem Namen das gleiche kund zu tun. Ferdinand, dem viel an der Sache lag, dankte hocherfreut dem Gast für seine Bereitwilligkeit und empfahl ihm seinen jüngsten Sohn Karl als Brautwerber. (Der ältere, Ferdinand, kam, da er schon seit Jahren mit Philippine Welser in heimlicher Ehe lebte, nicht mehr in Betracht.) Dann verabredete man, daß sogleich ein Vertrauter der Königin zurück nach Schottland reisen und von dort die nötigen Vollmachten zum Abschluß des Vertrages holen solle. Die Aussichten, die der Kardinal auf das Gelingen der Sache eröffnete, waren so bestimmte, der Nachweis, den er für das Anrecht Mariens auf den englischen Thron führte, klang so unanfechtbar, und die Schilderung, die er von den schottischen Verhältnissen entwarf, so beruhigend, daß der Kaiser schon am nächsten Tage seinem Sohne Karl schrieb, „er achte für gewiß, daß die Heirat mit Gottes Hilfe geschlossen werde," und ihn nach Innsbruck entbot[1]).

Ferdinand I. war in seinen älteren Jahren ein milder, vertrauensseliger Herr geworden. Vor einiger Zeit hatte er sich

[1]) S. Beilage 2. Über andre Ergebnisse der Entrevue: Turba, Venezian. Depeschen v. Kaiserhof, III 220 ff.



für denselben Sohn um die Hand Elisabeths von England beworben und war von ihr viele Monate hingehalten worden, bis er sich genötigt sah, den Plan aufzugeben[1]). Um vager Versprechungen eines päpstlichen Legaten willen wird er von seinen kirchlichen Reformplänen abstehen, und die Kurie wird weit davon entfernt bleiben, jene Zusagen einzulösen. Hier trug er den Versicherungen Karls von Guise vollen Glauben entgegen, und sie verdienten ihn nicht. Denn der Kardinal hatte seine Anträge vorgebracht, ohne daß seine Nichte etwas davon wußte, die noch immer an dem spanischen Projekt festhielt. Sie war, wie sie nach ihrer Rückkehr aus Frankreich sich zu voller Schönheit entfaltete, auch an Charakter rasch gereift, seitdem sie sich auf sich selbst gestellt sah. Mannesmutig zog sie in den Kampf gegen unbotmäßige Vasallen, tagelang im Sattel und der Beschwerden in dem halbwilden Lande nicht achtend. In diesen ihren ersten Regierungsjahren hat sie ihren Willen geschult, ihn zu verkleiden gelernt, wo es ihr nötig schien, aber gleichwohl sich entschlossen, nur nach ihm zu handeln. Das war nicht mehr die Frau, die Anderen unbesehen die Sorge für ihre Hand überließ, wo ihre Wiederverheiratung für sie und ihren Staat entscheidend werden mußte. Zwar soll — so lesen wir in Briefen Philipps II. — der Kardinal seinen Antrag in Innsbruck durch Zeugnisse von ihrer Handschrift unterstützt haben, die ihn ermächtigten, über ihr Schicksal zu verfügen[2]). Aber in dem Schreiben des Kaisers an

[1]) Das war im Jahre 1559 gewesen, Erzherzog Karl neunzehn Jahre alt. S. Wertheimer, Heiratsverhandlungen Elisabeths von England und Erzherzogs Karl, Histor. Zeitschrift, Bd. 40, S. 385 ff.

[2]) So schrieb Philipp II. am 6. August 1564 an seinen Gesandten Guzman de Silva in London: „Habendo despues entendido por cartas del Emperador mi tio que el cardenal de Lorena le habia movido y ofreado este casamiento para el Archiduque Cárlos su hijo, y que señaldamente le mostró el cardenal carta de la misma Reyna en que le decia que esto de su casamiento se lo remitia á el y á su madre, por cujo consejo queria mas errar que acertar por el suyo“ (Coleccion de documentos ineditos, XXVI 521 und LXXXIX 105.) Wenn hier die Initiative in Innsbruck dem Kardinal zugewiesen wird, so hat sich dieser später seiner Nichte gegenüber dagegen verwahrt, daß er als Werber aufgetreten sei. (Vergl.

seinen Sohn vom folgenden Tage ist von solchen Schriftstücken nicht die Rede, und wenn wirklich etwas der Art vorgewiesen worden war, so hatte Maria dabei gewiß nur den spanischen Plan im Auge gehabt, als dessen Anreger und Anhänger sie ihren Oheim kannte[1]). Allzu bestimmt hat sie selbst später beteuert, der Kardinal habe in Innsbruck ohne ihr Vorwissen gehandelt[2]). Und auch was wir sonst von ihrer Haltung in der Frage ihrer Wiedervereheligung in den Jahren 1562 und 1563 wissen, läßt für eine Vollmacht in bianco gar keinen Raum. Ein Brief, den sie am 30. Jänner 1563 an den Kardinal richtete, enthält kein Wort von Heiratssachen; ebenso ist aus früheren nichts dergleichen bekannt, und auch ein späterer, der am 22. April in Trient eintraf und den der Lothringer an den Kaiser weiter sandte, damit er sehe, „wie der Herr die Königin beschütze," schwieg gleichfalls von ihren Eheabsichten[3]). Dagegen wissen wir, daß sie, als sie

---

in Randolphs, des englischen Gesandten in Edinburg, Bericht an Elisabeth vom 30. März 1564 die Stelle, er habe kürzlich einen Brief des Kardinals gesehen, „where he protested that he was never suitor to the Emperor." Calendar of state papers, 1564—65, n. 281.) Daß der Guise es war, der von der Angelegenheit zu sprechen anhub, geht aus dem unten abgedruckten Schreiben Ferdinands hervor. Dieser aber hatte die Sache durch die Sendung Pollweilers angebahnt.

[1]) Allgemeine Beteuerungen ihrer Ergebenheit in den Willen ihrer Verwandten — und auf solche mag sich der Kardinal in Innsbruck berufen haben — finden sich auch noch später und aus einer Zeit vor, wo sie nachweislich ihren eigenen Weg ging. So z. B. heißt es in einem Briefe an ihre Großmutter vom 25. Januar 1564, ihr Sekretär Raulet werde ihr von ihren Angelegenheiten erzählen, „desquelles je vous supplie l'ouïr, et me commander la dessus vostre vouloir, lequel je suivrays plus que toutes les choses du monde, n'aïant plus rien à servir et obéïr que vous etc." Labanoff, Lettres de M. St. VII 291.

[2]) „Un accord fait sans son sceu", sagt sie in einem Memoire von 1565 bei Labanoff, I 296, und in demselben Jahre versichert ihr Minister Lethington den spanischen Gesandten Silva in London, jene Verabredung in Innsbruck sei „sin lo saber su reyna" erfolgt. Coleccion, LXXXIX 105. Guzman de Silva an Philipp II., 26. April 1565.

[3]) Labanoff, I 175; Le Plat, Monumenta concilii Trid. VI 26, 23. April 1563.



beim Scheiden aus Frankreich ihren Oheim Franz fragte, wen sie nach seiner Meinung ehelichen sollte, zur Antwort erhielt, er gebe ihr keinen Rat, sie möge selbst tun was sie für gut fände[1]). Daß sie stets nur die Verbindung mit Don Carlos im Auge gehabt, hat sie selbst später erklärt[2]), und es ist Tatsache, daß sie im März 1563, ganz kurz nachdem der Guise beim Kaiser ihre Hand angeboten hatte, den spanischen Gesandten in London — damals Bischof Quadra — wissen ließ, ihre Stellung im Lande und ihr Interesse verböten ihr geradezu, den Erzherzog zu heiraten, sie bleibe bei ihrer Absicht auf den Infanten[3]). Und diese ihre Haltung ist durchaus begreiflich. Ihr Hauptaugenmerk war auf die Nachfolge in England gerichtet. Da nun das englische Parlament dafür nicht viel übrig hatte und auch Elisabeth in der Frage der Anerkennung ihres Anrechts fortwährend auswich, so stand ihr bevor, dafür einmal zu den Waffen greifen zu müssen, wobei dann die Hilfe einer Macht vom Range Spaniens doch wohl ganz anders ins Gewicht fiel als die problematische Unterstützung, die der stets von Osten her in seinen Staaten

---

1) „El duque le habia dicho que en materia de casamiento no le queria dar consejo, porque no le podia dar el que le convenia, que mirase ella por lo que mejor le estaria.“ Guzman de Silva an Philipp II., 26. April 1565. Coleccion, LXXXIX 105.

2) „Le mariasge par elle constament prétendu et négotié entre elle et le prince d'Espagne“ heißt es in ihrem Memoire von 1565, „dont le cardinal de Granvelle, la duchesse d'Ascot (ihre Tante Arschoet) et plusieurs autres notables personnes et mesmes de ses subjects peuvent tesmoigner“ (Labanoff, I 296). Und dementsprechend heißt es in einem Brief an die Herzogin von Arschoet vom 3. Januar 1565 über die österreichische Heirat: „Je vous asseure que c'est le party a quoy, pour vous parler librement, j'ay le moins pensée, non que je n'estime ce party la grand et honorable, mais pour estre de moins commode pour l'advanchement de mes affaires tant en ce paÿs qu'en celuy la ou je pretend quelque droit s'il mestoit commo vous mescripvez aydé d'ailleurs“ (Labanoff, I 249.)

3) S. die Eröffnungen Lethingtons im Bericht Quadras an Philipp II. im März 1563 (Coleccion, LXXXVII 486 ff.) und an Granvella (Kervyn de Lettenhove, Relations politiques des Pays-Bas, III 266 f.). Einen Rapport Lethingtons veröffentlichte Philippson, Règne de Marie Stuart, III 458 ff. S. auch II 186 f.

bedrängte Kaiser seinem Sohne angedeihen lassen konnte, einem Prinzen, den ihre Untertanen ebenso ablehnten wie die englischen Katholiken, auf die sie doch bei ihren Plänen rechnen mußte [1]). Sie hat darum die politische Unzulänglichkeit des Erzherzogs scharf charakterisiert. Er sei, sagte sie, „fremd ihrem Lande, arm und entfernt daheim, der jüngste unter den Brüdern, ihrem Volke nicht genehm und ohne Mittel und Kräfte, ihr zu ihren Rechten auf der Insel zu verhelfen.“ Wollte sie sich schon mit ihren Untertanen (die Nichtkatholiken sind dabei zunächst gemeint) eines Gemahls wegen in Widerspruch setzen, so müßte es einer sein, der sie kräftig im Zaum zu halten vermöchte (qui peut les ranger par ses forces), wozu der Österreicher die Gewalt nicht habe [2]). Eine ihr in Frankreich anerzogene Abneigung gegen alles deutsche Wesen mag am Ende auch noch mitgesprochen haben. Kurz, aus all diesen Beweggründen sehen wir sie bemüht, durch verschiedene Mittelspersonen auf Philipp II. Einfluß zu nehmen, damit er seine Zustimmung zur Heirat seines Sohnes erteile. Und sie erreichte zunächst wirklich, daß er, obgleich ihn Ferdinand I. von seiner Verabredung mit dem Lothringer unterrichtet hatte, seinem Londoner Gesandten Befehl gab, die Verhandlungen mit ihr heimlich einzuleiten. Er kenne, sagte er, ihre Unlust (poca gana) zur Verbindung mit dem Erzherzog, während dem Kaiser, der nur durch den Lothringer unterrichtet sei, ihre wahren Absichten verborgen blieben [3]).

Inzwischen war ein Abgeordneter des Kardinals, der Käm-

---

[1]) Ihr Sekretär Raulet versicherte den spanischen Gesandten: „el negocio del Archiduque a ella le parece cosa de poca importancia y a los escoces mucho ménos, y hay mas que los católicos deste Reino (Englands) están totalmente mal en este del Archiduque;“ in Schottland sei der Wunsch nach der spanischen Heirat ein allgemeiner (Quadra an Philipp, 3. April 1563. Coleccion, LXXXVII 503.) Vergl. Lethington über die Stimmung der englischen Katholiken ebenda, S. 497.

[2]) Labanoff, I 296 f.

[3]) „Tambien el Emperador confiado de lo que el Cardenal de Lorena ha pasado con él .... y no teniendo entendida la voluntad de la Reina y de sus ministros.“ Philipp II. an Quadra, 15. Juni 1563. Coleccion, LXXXVII 520.



merer Du Croc, in Schottland gewesen[1]). Die Zustimmung der Königin hatte er zurückbringen sollen, er brachte aber nur eine ausweichende Antwort: Sie müsse vorher die Stände ihres Landes befragen (die zu befragen sie bei dem spanischen Projekt nicht für nötig hielt) und zu diesem Zweck genau wissen, wie der Kaiser seinen Sohn auszustatten gedenke und auch, ob er

---

1) Philippson, a. a. O. II. 197 erzählt nach einem handschriftlich vorhandenen Brief Raulets vom 21. März 1563 an eine ungenannte Persönlichkeit, Du Croc sei das erste Mal schon um die Mitte dieses Monats in Schottland und bei der Königin gewesen und von ihr mit dem Bescheid zurückgesandt worden, sie könne die noch so ungenügend vorbereitete Sache nicht ihrem Parlament vorlegen, auch selbst nicht so rasch einen Entschluß fassen. Es ist zu bedauern, daß Philippson das Schriftstück nicht im Wortlaut mitgeteilt hat. Denn nach seinen Angaben darüber erscheint es nicht sehr vertrauenswürdig. So ist es z. B. falsch, daß Du Croc schon am 3. Februar, „unmittelbar nach der Innsbrucker Entrevue," von dort abgeordnet worden sei, da diese erst zwei Wochen später stattgefunden hat. Ging aber Du Croc erst nach dem 19. weg, so konnte er schwer schon am 10. März in Edinburg sein. Es wäre nur denkbar, daß nach dem 18. Februar ein anderer Bote mit den Briefen des Kardinals nach Holland und Schottland ging. Wenigstens weiß der spanische Gesandte am 3. April aus London zu melden, man habe aus Edinburg erfahren, daß der Lothringer „por vias secretas" für den Erzherzog Karl arbeite, kürzlich erst sei ein schottischer Hauptmann mit Depeschen von ihm für Maria durch London gekommen (Coleccion, LXXXVII 503). Der Engländer Randolph spricht von Du Crocs Aufenthalt im Mai als von dem ersten im Jahre (Robertson, Geschichte Schottlands, II. Anhang 8); Middlemore erwähnt ihn erst im Juni, wo er durch Paris zurückreiste (Calendar, 1563, n. 912); der Kardinal von L thringen schickt ihn am 11. Juli an den Kaiser, dem er ihn als vertrauten Boten der Schottenkönigin vorstellt „qui vient tout nouvellement de devers elle" (Wiener Staatsarchiv). Da nun Du Croc zur Fahrt von Edinburg über Paris nach Trient ungefähr zwei Monate (von Mitte Mai bis 10. Juli) brauchte, so ist nicht anzunehmen, daß er denselben Weg in der Zeit von Mitte März bis Mitte Mai zweimal, und dazu unter ungünstigeren Witterungsverhältnissen, zurückgelegt haben sollte. An jene erste Reise ist demnach schwer zu glauben. Wohl aber könnte man annehmen, daß er nicht der erste und einzige Bote war, der der Königin vom Kardinal in der Sache der österreichischen Heirat zugesandt wurde. Vgl. auch Coleccion, XCVIII, 494 den Brief Ferdinands.

sich wohl dafür verwenden wolle, daß ihr die Könige von Spanien und Frankreich zu der Heirat rieten. So wenigstens übermittelte der Kardinal den Bescheid seiner Nichte dem Kaiser. Nach dem Erzherzog selbst fragte sie nicht weiter. Und es war doch ein tüchtiger, hübscher, gut gearteter Prinz. Der römischen Kurie war er nicht gerade so ergeben, wie sie es vielleicht wünschen mochte, aber gerade darauf rechnete der päpstliche Stuhl wohl auch, als er dieses Projekt verfolgte, daß hier der Einfluß der Gemahlin von günstiger Wirkung sein werde. Der Kardinal erkannte die Antwort aus Edinburg sofort als pure Ausflucht, und war er schon von Marias Unbotmäßigkeit nicht wenig überrascht gewesen, als er von ihren heimlichen Verhandlungen mit Spanien hörte, so war er jetzt völlig bestürzt, „perplejo", wie ihn Philipps Gesandter am kaiserlichen Hoflager schildert, dem er übrigens, rasch gefaßt, allsogleich versicherte, Maria werde, schon des Ansehens der Persönlichkeiten wegen, die hier in Betracht kämen, nicht wagen die österreichische Partie von der Hand zu weisen, so sehr sie auch geneigt sein möchte, die mächtigste Königin der Welt zu werden [1]). Der Kaiser dagegen, auf die früheren Eröffnungen des Lothringers bauend, fand nichts Störendes in der Mitteilung der Königin, fand vielmehr ihren Wunsch ganz in der Ordnung, und teilte seinerseits dem Kardinal mit, er werde seinem Sohne die Herzogtümer Steiermark, Kärnten, Krain, die Grafschaft Görz und jährlich 100.000 Rheinische Gulden geben „ce que ladicte dame Roÿne descosse pourra faire entendre a sesdicts etats". Was die beiden Könige betreffe, so könne bei dem von Spanien, seinem Neffen, die Sache keinen Anstand haben [2]). So wenig fürchtete Ferdinand heimliche Verhandlungen Philipps II. für Don Carlos, und so wenig richtig bewertete er den Ehrgeiz Mariens, daß er als bestimmt annahm, die Heirat werde, wenn auch vielleicht noch nicht in allernächster Zeit, so doch sicher zu-

[1]) Graf Luna an Quadra, 26. Juni 1563: „esta inclinada mucho á ser si puede la major Reina del mundo .... ne osará hacer oficios en contrario" (Coleccion, XXVI 450).

[2]) Ferdinand an den Kardinal, 2. August 1563, mit einem eigenhändigen Begleitschreiben (Wiener Staatsarchiv, Frankreich, Hofkorrespondenz) und an Guzmann, 19. August, Coleccion, XCVIII, 494.



stande kommen. So meldete es der päpstliche Nuntius im August 1563 nach Rom, und so verbreitete es der Kardinal geflissentlich an allen Höfen Europas, wo man bald von nichts anderem sprach[1]).

Die Schottenkönigin war voll Verdruß über den Oheim. Es war also erfolglos gewesen, daß ihr Minister Lethington, kaum daß ihm etwas von der Innsbrucker Unterhandlung zu Ohren gekommen war, sofort den Kardinal beschworen hatte, die Sache nicht weiter zu verfolgen, da die Untertanen seiner Monarchin nichts von dem Erzherzog wissen wollten und sie nur einen solchen fremden Fürsten ehelichen würde, der imstande wäre, ihrem Volke zu imponieren[2]). Und es half wohl auch nichts, daß sie nun selbst ihm durch den vertrauten Du Croc freimütig ihre Meinung kund tat[3]). Der Lothringer ließ sich nicht beirren und machte vielmehr in einer nochmaligen Sendung desselben Boten nach Edinburg Vorstellungen in seinem Sinne[4]). So störte eins des anderen Kreise. Denn auch Maria blieb fest. Ihrem Parlament, das am 26. Mai zusammengetreten war, hatte sie kein Wort von der österreichischen Werbung gesagt, und um so sicherer erwartete sie einen günstigen Abschluß der mit Spanien schwebenden Unterhandlungen, als namentlich auch Kardinal Granvella, die Stütze der Regentin Margareta in den Niederlanden und von Philipp II. als dessen „muy caro y muy amado amigo" geschätzt, bei diesem ihre Sache führte. Darum blieb sie taub gegen die Ermahnungen ihres Anverwandten und taub auch gegen die Drohung ihrer Nachbarin, der Königin von England, sie werde jede Heirat mit einem

---

1) S. Steinherz, Nuntiaturberichte, III 375; Calendar of state papers, 1563, n. 617, 772; Turba, a. a. O. S. 232.

2) „sino fuese tan poderoso que sus subditos no le pudiesen ir á la mano." S. Lethingtons Mitteilungen im Jahre 1565 in Guzman de Silvas Bericht vom 26. April 1565. Coleccion, LXXXIX 105.

3) „Je luy (Du Croc) en ay dict mon opinion bien librement." Maria Stuart an Katharina v. Medici, 18. Mai 1563, bei Labanoff, VII. 5.

4) Dieser soll jetzt auch einen Brief Ferdinands I. an sie bestellt haben. (Philippson, II 216.) Ein solcher ist nicht erhalten oder doch noch nicht bekannt geworden.

Habsburger als einen Freundschaftsbruch auffassen und mit Feindseligkeit erwidern, zum mindesten aber ihr Nachfolgerecht auf den englischen Thron nicht anerkennen[1]). Mochte es drum sein. Solange sie hoffen konnte, mit der dominierenden Großmacht des Weltteils sich aufs engste zu verbinden, schreckte sie das feindliche Wort Elisabeths nicht, die — man konnte nicht daran zweifeln — ihre Verheiratung mit jedem Prinzen von Gewalt und Ansehen zu hindern bestrebt war. Bot sie doch, um dieses Zweckes willen, in Edinburg ihren eigenen Geliebten Robert Dudley, den späteren Grafen von Leicester, als Bräutigam an, und in Wien sogar sich selbst als Braut! Jetzt allerdings ohne Erfolg. Man dankte.

Philipp II. rechtfertigte die Erwartungen Marias nicht. Stets bedachtsam, hielt er auch hier mit dem entscheidenden Wort förmlicher Werbung zurück und wollte es nicht aussprechen, bis er nicht auch noch den Herzog von Alba gehört hatte, dessen Rat er jenerzeit vor anderen schätzte. Sein Gesandter in London, jener Bischof Quadra, der die Verhandlungen mit Edinburg angeknüpft hatte, war gestorben. Sollte man den Nachfolger mit deren Fortsetzung betrauen? Oder sollte man ihn für den Erzherzog eintreten lassen, dessen Vater in Madrid mit Bitten um Unterstützung seiner Sache in Schottland sich bewarb? Alba riet zu dem zweiten, teils aus Rücksicht auf den Kaiser, teils im Hinblick auf den verschlechterten körperlichen und geistigen Zustand des Infanten. Und seine Gründe bestimmten den König, sich ebenfalls in diesem Sinne zu entschließen[2]).

Die Nachricht davon erschütterte Maria tief. Der englische Geschäftsträger meldete im Dezember 1563 nach Hause, sie habe

---

[1]) Quadra an Philipp II., 26. Juni 1563 (Coleccion, LXXXVII 529), und Granvella an Guzman, 28. Mai 1564, bei Gachard, Correspondance de Philipp II. sur les affaires des Pays-Bas II, p. XV.

[2]) „Se resolvio que no convenia lo (casamiento) de Scotia por la disposicion del principe.“ S. Maurenbrecher, „D n Carlos,“ Historische Zeitschrift, XI 296; den Briefwechsel zwischen Philipp und Alba im Oktober 1563 bei Weiß, Papiers d'Etat du Card. de Granvelle, VII 223 ff., 235 ff. S. auch Coleccion XCVIII, 494.

seit zwei Monaten Anfälle von Melancholie[1]). Was sollte sie nun? Den Erzherzog heiraten? Das hieß die Feindschaft Englands und den Widerstand der eigenen Untertanen heraufbeschwören, ohne gegen beide wirksam auftreten zu können. Dazu kam auch noch, daß man die englischen Katholiken enttäuschte, die sich nun einmal Don Carlos zu ihrem künftigen König wünschten. Und daß Philipp II. für seinen Vetter Karl mit seiner ganzen Macht ebenso eintreten würde, wie für seinen eigenen Sohn, war schwer anzunehmen. (Alba hatte es auch widerraten.) Nein, sie war weiter als je entfernt, diesem Projekt Geschmack abzugewinnen. Aber mußte sie denn auch schon das andere verabschieden? Wer weiß? Philipps letztes Wort war vielleicht doch noch nicht gesprochen, und der wankelmütige Fürst wurde möglicherweise wieder anderen Sinnes. Auch Granvella, der nach wie vor auf ihrer Seite blieb, riet, vorerst die Ankunft des neuen Gesandten in London abzuwarten, und versprach ihr sein Fürwort. Und am Ende ließ sich doch auch noch der Oheim erweichen. Die neubelebte Hoffnung gab ihr ihre frohe Stimmung wieder. Es war schließlich ein Winter voll Arbeitslust und heiteren Frohsinns, der von 1563 auf 1564.

Aber die Dinge kamen doch ganz anders. Granvella verlor seine Stellung in Brüssel und damit viel von seinem Einfluß auf den König, und der Kardinal von Lothringen hatte sich dem Kaiser gegenüber bereits zu tief eingelassen, um noch zurück zu können. Obgleich von dem wahren Stand der Dinge in Schottland unterrichtet, hatte er noch im November 1563 aus Trient nach Wien geschrieben, er erwarte stündlich die Vollmacht von dorther, wo seine Nichte und ihre Untertanen der Sache, die er über alles wünsche, vortrefflich gesinnt und geneigt seien[2]). Das

---

[1]) Randolph an den Minister Cecil, 13. Dezember 1563; Calendar, 1563, n. 1481.

[2]) „Je m'attends aussi, Sire, en ce temps de mesmes que je pourray aller trouver Vostre Majesté porter pouvoirs et assurances du costé d'Escosse pour effectuer ce que de mon costé j'ay sur toutes choses désiré, y cognoissant bonne disposition et inclination du costé de la Roÿne d'Escosse et de ses subjects.“ Trient, 24. November 1563 (Original, Wiener Staatsarchiv, Frankreich, Hofkorre-

war dreist erlogen. Aber der Kaiser glaubte es ihm und antwortete, indem er ihm eine Zusammenkunft im nächsten Mai vorschlug, „bis wohin wohl die entscheidende Erklärung Marias eingelangt, die Angelegenheit nach beider Absicht geordnet sein werde.“ Die sich daraus ergebende engere Freundschaft mit dem Hause Guise werde ihm in hohem Grade angenehm sein, schloß er höflich bei[1]). Diese Freundschaft mit dem Kaiserhaus war es eben, um derentwillen der Kardinal die schottische Heiratssache mit allen Mitteln weiter verfolgte; sie war ihm gerade jetzt doppelt wertvoll, wo er nach einem zweiten Vergleich der Königin-Mutter mit den Hugenotten aufs neue an politischer Geltung in Frankreich eingebüßt hatte. Und daß er gerade an dem Projekt der Verheiratung seiner Nichte mit dem Erzherzog so zähe festhielt, hatte wieder seinen Grund auch noch darin, daß es von allen den Plänen und Entwürfen, die damals in Innsbruck den Gegenstand der Beratung gebildet hatten, fast als alleiniger Berührungspunkt übrig geblieben war. Der Zusammenhang mit dem Kaiser in den Konzilsfragen war gelockert, seitdem Ferdinand durch Reformzusagen des Legaten Morone und die Aussicht auf die päpstliche Anerkennung des Römischen Königs

---

spondenz). Wie wenig genau es Karl von Guise auch sonst oft mit der Wahrheit nahm, geht u. a. daraus hervor, daß er dem Kaiser die Bewältigung des Aufstandes der Hamilton — des Herzogs von Châtellerault und seines Sohnes — als einen Triumph des Katholizismus schilderte, wo doch in Schottland nach wie vor die Protestanten dominierten. (Siehe Beilage 2.) Und zu seiner Charakteristik diene auch, daß der Herzog von Condé, dem er später gleichfalls Vermittlerdienste bei Maria leistete, hinterher von ihm sagte, er habe sich mit ihm nur zu spielen erlaubt. Teulet, Relations politiques de la France et de l'Espagne avec l'Ecosse. II 198. V 15.

[1]) „Ce nous sera chose tresaggreable en ce monde d'avoir plus estroicte amytie avec vous et toute vostre maison, laquelle avons de tout temps desire, et louhons nostre Seigneur que les choses sont en tels termes par ou esperons que le tout se conduÿra a la fin que vous et nous aspirons et de nostre part le souhaidons de vraye syncere affection et ardant desir, confiant que trouverons la mesme correspondence en vostre endroict et des vostres.“ 17. Dezember 1563. (Konzept. Wiener Staatsarchiv.)

verführt, überdies von bestochenen Ratgebern irrig gewiesen, seinen Widerstand gegen die Kurie aufgegeben, und auch der Guise nach der neuen Wendung in Frankreich sich zum Frieden mit Rom bequemt hatte. Auch die österreichisch-französischen Ehepläne waren nicht vom Fleck gerückt. Man hatte schließlich nur noch über den einer Vermählung des Königs von Frankreich mit einer Tochter Maximilians weiter verhandelt, und auch hier hatte es der Kaiser von der Entscheidung des Königs von Spanien abhängig gemacht, welche der Prinzessinnen Karl IX. zur Gemahlin erhalten soll. In der Frage der drei Bistümer war Ferdinand I. so vielen Hindernissen im Deutschen Reiche begegnet, daß sie für Frankreich ihre Gefahr verlor und jeden Mittlerdienst überflüssig machte. Blieb also nur die schottische Angelegenheit, um sich des Kaisers Gunst weiterhin zu sichern, und darum war es erklärlich, daß der Kardinal mit so viel Geringschätzung der Wahrheit sich der Sache annahm, und kein Wunder, wenn jeder Versuch Marias, ihn davon abzubringen, scheiterte[1]). Und dazu kam noch eins: Granvella hatte bei Philipp II. mit nochmaligen Vorstellungen gar keinen Erfolg. Der König, um der Sache ein Ende zu machen, wies vielmehr seinen neuen Gesandten in London an, am schottischen Hofe für den Erzherzog einzutreten. Seines Sohnes Wesen, schrieb er an Granvella, würde in dessen Ehe mit der Stuart nicht die erhofften politischen Früchte reifen lassen[2]).

So war es denn endgültig entschieden, daß Maria sich von ihren großen Entwürfen trennen mußte, die sie an das spanische Projekt geknüpft hatte. Vom Österreicher will sie aber nun einmal aus den bekannten Gründen nichts wissen. Eher noch von einem Großen des Landes, der wenigstens einen Anhang hatte, von einem Katholiken etwa, der auch den Glaubensgenossen in Eng-

---

[1]) Über die Sendung Raulets im Januar 1564 nach Nancy und zu Granvella nach Besançon vergl. Labanoff, Lettres de M. St. VII 291; Weiß, VII 491; Calendar of st. p. 1564 n. 281.

[2]) „Considerado la disposicion de mi hijo y otras causas que en ello se me ofrecen y representan.“ Philipp an Granvella, 6. August 1564. Weiß, VIII. 210 und Coleccion, XXVI 521.

land genehm war. Daß sie auch Robert Dudley unter Umständen geheiratet hätte, ist kaum wahrscheinlich. Sie hat zu oft das Beschämende dieser Verbindung mit dem Gespielen Elisabeths betont. Und wenn noch wenigstens Königin und Parlament in England ihr dafür ihr Nachfolgerecht hätten verbriefen wollen! Das wollten sie aber nicht, und so kam dieser Bewerber nicht weiter ernstlich in Rechnung. Schließlich fiel Maria dem bildhübschen Henry Darnley in die Arme und wurde sein Weib.

Einige Monate vorher, am 25. Juli 1564, war Ferdinand I. zweiundsechzigjährig aus dem Leben geschieden. Ob er bis ans Ende seiner Tage von dem Gelingen seines Lieblingsplanes überzeugt war? Es dürfte wohl sein. Denn sein letzter Brief, den er nur zwei Wochen vor seinem Tode an den Kardinal von Lothringen richtete, sprach noch davon, wenn auch schon etwas weniger zuversichtlich als die früheren. Der Mai, den er als Termin für die Entscheidung der Schottenkönigin festgesetzt hatte, war ja vorübergegangen, ohne daß sie sich geneigter gezeigt hätte als vorher, und selbst der Guise hatte schließlich — in demselben Monat — nicht mehr nach Wien zu melden gewußt, als daß er den Kaiser doch noch zufrieden zu stellen hoffe, da man bisher noch von keiner andern Heirat der Königin gehört habe [1]). Worauf Ferdinand antwortete, indem er die schottische Heirat zur Bedingung machte für das Zustandekommen der Ehe einer seiner Enkelinnen mit Karl IX. von Frankreich, die der Lothringer auch so gerne gestiftet hätte [2]). Kurz darauf starb er, und mit ihm verlor die schottische Sache am Wiener Hof ihren eifrigsten Anwalt.

---

[1]) 31. Mai 1564: „Je mettray aussy toute peine destre resolu du costé d'escosse ainsi que j'ay tousiours dict a V. M. esperant que vous en aurez contentement, nestant jusques a huy nulle autre nouvelle d'alliance de ce costé la.“ (Wiener Staatsarchiv, Frankreich, Hofkorrespondenz, Original.)

[2]) 7. Juli 1564: „Désirant que cependant vous procurez la resolution du coustel d'escosse, affin qu'au mesme temps que recepvrez ma declaration susdite Je puisse conjoinctement et reciproquement avoir la resolute response de l'aultre mariaige pourparlé.“ (Wiener Hausarchiv.) Die „declaration susdite“ bezog sich auf die Auswahl der Prinzessin für Karl IX., die nach dem Einlangen der Entscheidung Philipps II. getroffen werden sollte.

Zwar war auch noch nachher davon die Rede, und der getreue Pollweiler hatte noch im März 1565 Briefe zu besorgen, die der Kardinal von Lothringen mit Kaiser Max II. wechselte [1]). Aber Max hatte der ganzen Angelegenheit immer sehr kühl gegenüber gestanden, und auch der Kardinal, der sie schon zu Lebzeiten Ferdinands aufgegeben hatte und jetzt in Edinburg zugunsten des Herzogs von Condé intrigierte, mit dessen Hilfe er in Frankreich wieder emporzukommen gedachte, riet nunmehr geradezu davon ab. Und selbst Erzherzog Karl, der souveräner Fürst von Innerösterreich geworden war, nahm wenig Interesse mehr daran. Er stand gegen die Türken im Felde und hatte mit näher stehenden Aufgaben zu tun, die seine Entfernung nach dem entlegenen Schottland gar nicht mehr zuließen [2]).

Es war ein großer Moment gewesen, in dem sich damals der Kaiser und der Guise in Innsbruck begegneten, beide erfüllt von Ideen gründlicher Änderung der kirchlichen Verhältnisse zum Bessern und von Plänen beherrschender Familienallianzen. Aber sie waren zu schwach, ihre Absichten in wirkungsvolle Taten umzusetzen. Ferdinand, von Alter und Krankheit bereits hart angerührt, besaß lange die Energie seines Bruders Karl nicht, der gelegentlich einmal seine deutschen und spanischen Lanzknechte gegen Rom marschieren ließ, und der Kardinal war viel zu selbstsüchtig und auf seine persönliche Geltung bedacht, um über das eigene Interesse hinweg in die Zukunft zu steuern. So ging der Augenblick vorüber. Maria Stuart aber hat später — und das gehört mit zu der vollen Tragik ihres Schicksals — noch wenig Jahre vor ihrem blutigen Ende, aus dem Kerker heraus, ihre Rettung von einer ehelichen Verbindung mit einem österreichischen Erzherzog

[1]) S. den Brief Pollweilers an Granvella, 28. März 1565, bei Weiß a. a. O. IX 86.

[2]) Chantonney, der Gesandte Philipps II. in Wien, berichtet seinem Herrn am 7. April 1565, der Kaiser habe ihm, als er die schottische Heirat berührte, erwidert, die Sache ginge allein seinen Bruder Karl an, der sich nicht eben sehr dafür erwärme (no le veia muy caliente), da auch el cardenal de Lorena siempre ha dado á entender que no era menester hazer cuenta de sacar provecho de aquel reyno. Weiß, IX 131.

erhofft[1]). Es war vergebens. Der Faden, der sich einst von Wien hinüber nach der schottischen Hauptstadt spann, war von ihr selbst zerrissen worden und ließ sich nicht wieder zusammenknüpfen.

---

[1]) Vergl. bei Schlitter, „Die Werbung der Guisen bei Erzherzog Ernst im August 1585" (Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Bd. XXVI), S. 13, den Bericht des Erzherzogs an Kaiser Rudolf II. aus dem September 1585: Ein Bote der Guisen — des Herzogs Heinrich und des Kardinals von Bourbon — meldete ihm Marias Absicht, „daß namblich, wan sy erledigt khinnet werden, sich verheyraten, mit der hoffnung, dass sy noch leibeserben haben unnd dieselben nach iren gefallen unnd in der catholischen religion erziehen möcht. Darumben hat der Frantzoss ir alter, als nemblich 42 jar, also auch ire tugende vermelt, unnd in sonderhait schöne zum höchsten gelobt; welches alles ich baldt vermerckt, wohin es gieng."

# Beilagen.

## 1.

## Karl von Guise an K. Ferdinand I.[1])

Ex me uerbis intellexit uestra Maiestas quis esset rerum Gallicarum status in causa religionis, cuiusquidem (ut scripto breviter comprehendam) summa haec est.

Nobis cum tribus hominum generibus res est.

Unum eorum, qui in erroribus obdurati obfirmatique uelutì deplorati nullam de se nobis spem reliquerunt.

Alterum genus est plurimorum hominum, cum ex nobilibus familiis tum ex iis, qui magistratus gerunt ac muneribus publicis in Gallia funguntur, atque etiam ex iis, qui literis et disciplinis imbuti diuersas artes et functiones profitentur, qui quidem probe uiuunt ac in fide ecclesiae manent sanctissimaeque sedi Apostolicae libenter obedientes adhuc uidentur. Verum tamen significant se plurimum offendi disciplina et moribus in ecclesia corruptis, praeterea nonnullis scrupulis torqueri, quibus ut liberentur summopere optant reformationem in ecclesia Dei atque etiam moderationem et temperamentum aliquod adhiberi quibusdam ecclesiasticis constitutionibus, quae iuris positiui esse noscuntur, quae constitutiones uti primum non improbando consilio introductas et receptas esse existimandum est, ita non minore fortasse prudentia, pro ratione temporum, immutari posse uiderentur. Idque non paruo religionis et publicae tranquillitatis commodo. Quae si mature fierent, huius generis homines ita (ut dictum est) affecti, probi tamen, et qui erga s. sedem Apostolicam reuerenter se gerunt, in officio et fide continerentur, ac retinerentur ne se reprobarum opinionum erroribus implicarent.

Tertium genus est principum nobilissimorumque ac maximae dignitatis uirorum aetate iam prouectorum, qui primas in administratione regni partes habent, qui quidem sua priuatim causa

---

[1]) Das Schriftstück befindet sich unter der Signatur „Romana" im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv und wurde dem Kaiser am 23. Februar 1563, nach der Abreise des Kardinals, präsentiert. Von der Hand des kaiserlichen Vizekanzlers Seld steht in tergo: „De statu religionis in Gallia deque variis hominum in ea sententiis et de habendo concilio nationali."

nullam in constitutionibus aut ritibus ab ecclesia receptis mutationem uel moderationem quaerunt. Verum infirmitatis eorum, quos paulo ante diximus, rationem habentes, ac saluti publicae imprimis consultum uolentes, cupiunt scrupulos illos, qui torquent huiuscemodi infirmorum animos, salutaribus remediis, quae in oecumenici concilii authoritate et potestate sita sunt, sanari posse.

Quapropter hoc postremum principum et optimorum hominum genus, aliorum cura et publicae salutis causa commoti, coniunctim cum illis obnixissime supplicesque postulant ac efflagitant imprimis seriam exactam et sinceram corruptorum morum collapsaeque disciplinae in ecclesia dei reformationem a capite ad uniuersa membra. Quod solum et unicum remedium ad salutem religioni in extremo periculo constitutae superesse putant neque ulla alia ratione innumerabilium proborum et piorum hominum animos uariarum opinionum fluctibus iactatos in tranquillo constitui posse existimant. Quibus causis impulsi principes illi et primae dignitatis homines Henrico primum, deinde Francisco, ac demum Carolo (qui nunc in solio sedet) Henrici filiis authores et consiliarii semper fuerunt, ut apud summos pontifices conuocationem et indictionem oecumenici uniuersalis ac liberi concilii acriter procurarent ad reformandos mores et disciplinam constituendam statuendamque christianam pacem ac opinionum (si fieri posset) consensionem in ecclesia dei. Sin minus saltem iniretur ratio, qua qui adhuc in unione ecclesiae perseuerant sedique Apostolicae parent sordibus et maculis sic mundentur, ut eorum sacrificia et preces deo gratae et acceptae ipsum nobis pacatum ac propitium reddant, quo se tutorem ac defensorem praestet aduersus malignantium conspirationes, qui profecto cooperante diuina gratia eo facilius ad ueritatis agnitionem perducentur quo clarius puriusque lucebit in ecclesia dei uitiorum superstitionis ac corrupti usus sordibus purgata. Atque etiam cum illis christianam pacem componi maxime cupiunt, ut positis armis sedatisque odiis nos libenter uidere audire et nobiscum uersari familiariter uelint, ut uirtute uerbi dei tandem ad sanitatem redeant.

Haec est summa rerum Gallicarum susceptique in causa religionis consilii a Carolo christianissimo rege, qui licet annis adhuc impubes, animum tamen cum natura tum uigilantissima reginae prudentissimae piissimaeque matris cura supra aetatem informatum instructumque habet ad sanctissimas et maximo principe dignas cogitationes.

Praeterea meminisse oportet in duobus conuentibus, qui generales in Gallia sunt habiti, communi omnium ordinum postulatione conclusum decretumque fuisse, ut nisi concilium oecumenicum quam primum concederetur, aut si concessum minus esset liberum

secusque celebraretur quam recepto a maioribus ritu et ueterum conciliorum more, siue occultis artibus uel suspenderetur uel interrumperetur, seu quid aliud fieret non legitime, neglecto patrum iudicio et principum, qui se decretis concilii parituros promiserunt: conceptis (inquam) uerbis declaratum est in duobus illis conuentibus, ut cum primum ad priuatos affectus, non ad gloriam dei concilium trahi uideretur reuocarentur Gallicae ditionis episcopi indicereturque nulla interiecta mora concilium in Gallia, quod nationale uocant, quo iamdiu periclitanti patriae succurratur. Nempe quo in statu res sunt neque manere neque a probis tolerari diutius possunt, eoque minus quo pluribus experimentis sumus edocti quam exitiales imperio et regno sint discordiae ciuiles, quae nascuntur ex dissensione opinionum in religione. Ad illud tamen remedium non nisi desperatis omnibus aliis et tanquam ad extremam anchoram confugiemus. Non enim ignoramus quam sint ancipites huiusmodi remediorum exitus, quaeque ex iis gravissima incommoda uel schismatum uel aliarum perturbationum in Christiana republica facile consequi possent. In quae pericula ne incurramus prouidendum est omni ratione, ut concilium Tridenti legitime congregatum fructum, qui ab uniuersis prouinciis tanto desiderio expectatur, mature reddat. Quod si per diuinam gratiam contigerit portum inueniemus tutum a periculis.

2.

## K. Ferdinand I. an Erzherzog Karl[1]).

Durchleuchtiger hochgeporner Fürst freuntlicher lieber son. Wie ich d. L. geschribn hab, das ich ferhofft, das der cardinal von Lotringen mit mier redn wierdt von wegen d. L. hairat mit der Kunigin von schoten, alſo hat ſy zuegetragen, das gestern yn beyſein m. f. l. ſon des R. Kunig geredt hat und clar gemeldt, das auff des von Polwailler gefleg handlung die Kunigin von ſchoten yn und ſein brueder den hertzog von guiſe auch yeren muter, das ſein grosmuter yſt, gar dohaimgeſtelt hat, das von ſein hairait handelen mügen, und auff derſelbigen haimſtellung hat ſein muter und brueder der von guiſe ym auffgelegt, mit mier zu handllen und zu anzaigen, das aus vilerlay peweglichen urſachen, das lang waren d. L. zu narriren, die hairait mit mein ſon ainen for meniklich am liebſten ſehen wolten, und darumben, wo Ich noch welchs darzu thete, das ſy gerrn waiter darrynen handelen werden, auch clar gemeldt, das die kunigin von Frankraich ſein willen darzue geben hat und for

[1]) Der Brief iſt eigenhändig geſchrieben und „zu aigen handen“ adreſſiert.

allen andern hairaiten disen hairait am liebsten sehen wolten und ym dem cardinal pefel geben, auch von der Kunigin von Frankraich wegen mit mier auch gleichlautent zu handllen, wie er auch geton hat (yn der kunigin nam). Darauff hab Ich angetzaigt, das ym zu höchsten Dank sag, das er die sachen so wait geprat hat und die wail Ich for mit ym handlen hab lassen durch den von polwailer dises haratz halben das ich wolt nit zurückgeen sondern also fortfaren und d. L. ym genet mit aussierung der ursachen, das ich achtet, das mit d. L. am pesten wer als mit Ferdinand [1]), und hab an ym pegert sein rat, wie wier waiter yn disen sachen handellen sollen, darauff er geandtwordt, das er hie hat der Kunigin vertrawten und ansenlich Diener ainen [2]), denselbigen wolt von hienen von stund an durch niderlandt zu dy kunigin schiken und diese handlung anzaigen und von sy pegern, das auff sy 3 als ern muter und sy baiden bruedern folkomlich gewalt schiken solle; wiert was dis gewis ton wierdt und als paldt sy den gewaldt haben werden auch zu mier schicken, auff das mit hilffe gotes alles peschlosen mechte werden, vnd pefindt so fil, das Ich acht fuer gewis, das mit hilffen und genade gotes alda kain mangel hat sonder das diser hairait gewislich peschlossen werden. er hat mir auch angezaigt, das dy kunigin gar katolische yst und halt alle sein gotesdienst und ceremonie ganz catolische und andächtig, und das der gemain und meisten der folk yn schoten auch catolisch sein, und die principalen haibter, das den folk verfiert haben und gar kezerisch sein, haben mit ander geschlagen und die 3 principale tot bliben und wol 6000 manen und die ander 2, als dem herzog von schateleraut und sein son der graff von arant, das die principale sein unter den ketzern und auch die nagsten erben, ligen gefangen aus ursach, das heben welen rebeliren wider sy, und halt für gewis, das on sein zueton durch die stende des kunigsreich gericht werden und also alle ketzeren und Rebellen abkommen und das die katolische Religion gar leichtlich erhalten mochte werden [3]). auch das nit klaine pratiquen hat yn

---

[1]) Es stand noch: „Das ym hat auch gefaln," wurde aber durchstrichen.

[2]) Du Croc?

[3]) Hier wirft der Lothringer den Aufstand der katholischen Gordon und den der Hamilton im Jahre 1562 durcheinander, ein Aufstand, der nicht dem Katholizismus und nicht der Königin, sondern dem Übergewicht von deren Halbbruder, Grafen Mar, später Morray, galt. Die Bekämpfung der empörten Großen gelang wohl, aber der Sieg kam doch nur dem in Schottland bereits dominierenden Protestantismus zugute. Beweis dafür die Klage der Bischöfe über die Katastrophe der Gordon, von denen Huntly, ihr Oberhaupt, im Gefängnis ein Schlaganfall tötete, Sir John hingerichtet wurde, und ein dritter, der Schwiegersohn des Herzogs von Châtellerault, bis 1565 eingekerkert blieb. Es konnten auch in dem Streit nicht 6000 Feinde der Königin fallen, da John

engelandt, das hoffe mit gotes hilff und unser und des **Kunigs** von Frankereich zu dem kunigreich engelandt zu komen, dan sy yst on alle zwaiflen die recte erbin. das alles hab ich d. L. feterlich nit verhalten wellen, auff das d. L. wissen sole wie von gnaden gotes die handlung auff guete weg sein und so uiles peser, das d. L. zu mier herauff komen solle das der allmechtich mit fraiden und gleich schiken welle und d. L. vor allen ybel pewaren. geben zu ynsprugk am 19. Februarii.

d. L. getrewer fater

Ferdinandus.

---

Gordon in dem Gefecht bei Aberdeen am 28. Oktober 1562 nur über fünfhundert Streiter verfügte, von denen etwa zweihundert den Tod fanden. Der Herzog von Châtellerault wurde nicht gefangen, sondern blieb, nachdem er die Feste Dunbarton ausgeliefert hatte, frei, sein Sohn Arran allerdings ward, als des Wahnsinns verdächtig, in Gewahrsam gehalten. Die Stände von Schottland hatten mit der Sache ebensowenig zu tun wie die Religion. Vergl. Philippson, Histoire du règne de Marie Stuart, II 73 ff., Tytler, History of Scotland, VI 290 ff.

II.

# Maria Theresia und die Anfänge ihrer Industrie- und Handelspolitik[1]).

## 1. Die Theresianische Staatsreform und die Gründung des General-Kommerzdirektoriums.

Unter der Herrschaft der letzten Habsburger, insbesondere Josefs I. und Karls VI., sind in Österreich die ersten Versuche gemacht worden, aus dem feudalen Wesen heraus in die Bahn

---

[1]) Diese Abhandlung bildet den ersten Teil einer größeren Publikation, die im „Archiv für österreichische Geschichte", Bd. LXIX, unter dem Titel „Handel und Verkehr in Ungarn und Polen um die Mitte des 18. Jahrhunderts" erschien. Sie war dort dazu bestimmt gewesen, den Abdruck eines Berichtes einzuleiten, der von staatlich beauftragten Agenten über eine von ihnen im Jahre 1755 in die beiden genannten Länder unternommene Reise erstattet wurde, auf der sie der neu emporgediehenen österreichischen Industrie Absatzgebiete gewinnen wollten. Die Abhandlung selbst war damals ein erster Versuch auf einem bis dahin noch kaum betretenen Boden. Seither haben Ad. Beer, Hallwich u. a., insbesondere aber K. Pribram in seinem inhaltreichen Werke über „Die österreichische Gewerbepolitik von 1740—1860" (Leipzig, 1907), ihre Forschung der Volkswirtschaftspolitik Maria Theresias zugewandt und manches Neue und Wertvolle darüber erschlossen. Nur beschäftigen sich diese Arbeiten eingehender doch erst mit der späteren Regierungszeit der großen Monarchin nach dem siebenjährigen Kriege, so daß ich die meinige noch nicht für ganz überholt halte. Ich biete sie hier, entsprechend berichtigt und erweitert, von neuem dar. Den ziemlich umfänglichen Reisebericht habe ich nicht mit aufgenommen und ebensowenig seine seither aufgefundene Fortsetzung, die über norddeutsche Industrie- und Handelsstädte sehr wertvolle Angaben liefert und verdienen würde, gesondert herausgegeben zu werden. (S. unten S. 85 f.)

des modernen Staates mit geeinter Regierungsgewalt und geordneter und unabhängiger Wirtschaft einzulenken. Das war jedoch nur unbeholfenes Tasten ohne Nachhalt gewesen, und erst von Maria Theresia wurde der entscheidende Schritt gewagt, zu dem, wie sie selbst sagt, keiner ihrer Vorfahren den Mut besessen hatte [1]). Die Erfahrungen, die sie in acht Jahren schwerer Kämpfe um ihr Erbe sich erworben hatte, namentlich aber der unglücklich geführte Krieg gegen den Preußenkönig Friedrich II., nötigten ihr Erwägungen auf, die in die Tat umgesetzt zu haben eines ihrer größten Werke bleibt. Wer die beiden Memoires liest, die sie als Begründung der von ihr unternommenen Staatsreform ihren Nachfolgern zur Unterweisung verfaßte, dem offenbart sich der ganze Gedankengang der jungen Monarchin, ihre allmählich zur Überzeugung gediehene Einsicht in die Unhaltbarkeit der bisherigen Regierungsweise, ihre Energie und Entschlossenheit, die als notwendig erkannte Änderung durchzuführen. Noch war, was man in Österreich innere Politik nannte, bloße Länderpolitik, nicht

[1]) „... ein so großes als beschwehrliches Werck zu unternehmen, so Keiner Meiner Vorfahren anzugreiffen sich getrauet hatte." Zwei Denkschriften der Kaiserin Maria Theresia. Herausgegeben von A. v. Arneth im Archiv für österreichische Geschichte XLVII, 352. Ich möchte die Abfassung der einen dieser Denkschriften — derselben, der der zitierte Satz entnommen ist — nicht mit Arneth in den Winter 1756/57, sondern noch vor den Ausbruch des siebenjährigen Krieges setzen. Denn erstens ist vom Kriege darin gar nicht die Rede, sondern nur von „dermaligen sehr verwirrt aussehenden Weltläufften", von denen gehofft wird, daß sie „Etwas clährer sich ausheitteren" (S. 353), und zweitens heißt es S. 352: „In weniger als drei Jahren gehen die mit denen ländern geschlossene Receß (s. unten) zu Ende." Nun galten diese Steuerrezesse aber meist vom 1. November 1748 ab für die Dauer von zehn Jahren. (Vgl. die „Exposition abrégée du système du gouvernement présent, 1748" bei Pettenegg, Ludwig und Karl von Zinzendorf, S. 56.) Die Denkschrift muß also gegen Ende 1755 oder Anfang 1756 aufgezeichnet worden sein. Auch das andere, früher verfaßte Memoire der Kaiserin scheint mir eher 1750 als 1751, gewiß aber noch vor dem ungarischen Reichstag (April bis August 1751) verfaßt zu sein, denn der der kaiserlichen Politik ungünstige Verlauf dieses Reichstages würde die erzürnte Monarchin wohl abgehalten haben, einzelne den Magyaren besonders freundliche Stellen (z. B. S. 302) aufzunehmen.

Staatspolitik — die Verwaltung aufgeteilt in eine Mehrheit von Kanzleien für einzelne Ländergruppen (die böhmische Hofkanzlei für Böhmen, Mähren und Schlesien, die österreichische für Nieder-, Ober- und Innerösterreich, die ungarische, die siebenbürgische, ganz abgesehen von der Sonderadministration Italiens und der Niederlande) —, die Vorstände dieser Bureaus sämtlich den Ständen jener Länder entnommen, darin begütert, von den Mitständen besoldet und beeinflußt, nur für ihr Standesinteresse oder höchstens für ihre Heimat ohne Rücksicht auf das Wohl des Ganzen bedacht, in stetem Hader mit den Kollegen —, die Staatsfinanzen abhängig von der alljährlich nachgesuchten und selten ohne Mäkeln gewährten Hilfe der Landstände —, die Armee ohne feste Staatsbesoldung, kärglich ausgerüstet und aus Schonung für dieses oder jenes Land schlecht disloziert: in solchen Verhältnissen hatte die junge Königin den Kampf mit Friedrich II. aufgenommen, d. i. mit dem Monarchen eines innerlich gefestigten und von einer einzigen willensstarken Autorität dirigierten Gemeinwesens, der sein gut geschultes, von ihm allein abhängiges Heer von Sieg zu Sieg zu führen wußte. Maria Theresia erkannte mit ihrem durchdringenden Scharfblick gar bald, daß, was auf den Schlachtfeldern von Chotusitz und Hohenfriedberg über ihre Truppen triumphiert hatte, nicht nur das Kriegsgenie des königlichen Feldherrn war, sondern auch die einheitlich organisierte Kraft des preußischen Staates, das großartige Vermächtnis Friedrich Wilhelms I. an seinen Sohn. Es machte ihr den tiefsten Eindruck, daß bei Beginn des Kampfes die böhmische Kanzlei ihr die Unmöglichkeit vorgestellt hatte, auch nur zwei Kavallerieregimenter in Schlesien zu verpflegen, während kurz nachher Friedrich dort für seine ganze Armee Brot genug zu finden wußte[1]). Sie sehnte sich nach unabhängiger Ent-

[1]) Zwei Denkschriften usw. S. 328. Im Memoire von 1750/51 macht Maria Theresia dem Obersten Kanzler für Böhmen, dem Grafen Philipp Kinsky, den Vorwurf, er habe „öffentlich aus praevention für seine Nation, der er nur allein zu favorisieren sich bemühete, folglich lediglich denen Ihme anvertrauten Ländern das Wort redete, sich gegen alle übrige Erblande declarirt, eine ideale Proportion zwischen denen Böhmisch- und Oesterreichischen Ländern vorschützend, um Letztere mehr und Erstere weniger zahlen zu machen.“ An einer anderen Stelle

faltung auch ihres Willen, den sie gerne jeder besseren Einsicht unterzuordnen bereit war, den sie jedoch nicht gehemmt und eingeschränkt sehen mochte durch starren Formalismus und partikularistische Tendenzen. Sie beneidete Friedrich, dessen Wink, wie sie sagte, allsogleich befolgt werde, während bei den ständischen Institutionen Österreichs, wenn überhaupt etwas zustande komme, dies nur mit dem größten Zeitverlust geschehe. Sie strebte nach Konzentration der Staatsgewalt, nach „Universalität“, nach „Uniformität“ der Geschäfte.

Und sie führte ihr Vorhaben aus, unterstützt gegen die Wortführer der ständischen Opposition durch den Rat zweier Männer, deren Heimat nicht innerhalb der österreichischen Staatsgrenzen lag und die daher frei von aller landsmannschaftlichen Rücksicht und Parteinahme dem „allgemeinen Wohle“ dienen konnten: des Grafen Friedrich Wilhelm von Haugwitz und des Staatssekretärs Bartenstein. Diesen hatte sie von ihrem Vater übernommen, jener trat als neuer Mann in die Geschäfte. Konvertit und der preußischen Herrschaft gegnerisch gesinnt, hatte Haugwitz nach der feindlichen Besetzung Schlesiens dieses Land, wo seine Wiege gestanden hatte, verlassen, seine Güter verschleudert und war nach Österreich gegangen, wo er zum Dank für seine Anhänglichkeit 1742 zum Präsidenten des Oberamtes in Troppau ernannt wurde. Schon am Breslauer Amte war er — verschieden von seinen Standesgenossen — ein selbsttätiger Arbeiter gewesen. Jetzt entfaltete er in seiner neuen Stellung seine ganze Kraft, um die kleine Provinz, die Österreich aus dem Kriegsverlust

---

heißt es, daß „das vormahlige Uebel, so meiner Monarchie zugezogen worden, haubtsächlich darinnen beruhet, daß jeder Minister und Hofstelle sich jederzeit begnüget, den Advocatum und Protectorem des ihm anvertrauten Landes abzugeben, hierbey aber das allgemeine Beste und Landesfürstliche Interesse öffters lau tractiret worden“, und an einer dritten: „Aus dieser nehmlichen zwischen denen Canzleyen fürgewalteten wenigen Einigkeit folgte, wie natürlich, die Uneinigkeit unter denen Ländern selbsten, weilen jede Canzley den auf das Universum fallenden Last denen ihr anvertrauten Ländern zu erleichtern und selben auf die Anderen zu schieben suchte“ (a. a. O., S. 290, 321, 334 f.).

gerettet hatte, möglichst emporzubringen.[1]) Er erwirbt durch Kauf und Verkauf der Bielitzer Gutsherrschaft ein Vermögen und macht sich in Mähren ansässig. Schon ist er der Kaiserin bekannt geworden, die, seitdem im Jahre 1745 mit den beiden Hauptfeinden, Preußen und Bayern, Friede geworden war, vor allem nur auf innere Kräftigung sinnt[2]). Die im Kriege gemachten Beobachtungen belehrten sie über die Notwendigkeit eines stehenden Heeres von über 100.000 Mann in guter Ordnung. Ein solches heischte größere Opfer, als die Stände der Länder bisher gesteuert hatten und, wenn die Wehrkraft permanent erhalten werden sollte, diese Opfer durch eine Reihe von Jahren. Da unterbreitet Haugwitz der Monarchin das Projekt einer festen Kontribution in der Höhe von 14 Millionen Gulden, zu denen die Stände sich durch besondere Rezesse auf zehn Jahre hinaus verpflichten sollten. Nicht die immerhin bedeutende Rente war an diesem Projekt das Wesentliche, auch nicht, daß die Landherren auf ihr herkömmliches Recht alljährlicher Steuerbewilligung nach ihrem jeweiligen Ermessen verzichten sollten, denn derartige Dezennalrezesse waren in früherer Zeit bereits wiederholt mit den Ständen einzelner Länder abgeschlossen worden, sondern daß die Naturallieferungen für das Heer und damit die ständische Ingerenz auf militärische Dinge aufhörten und ein gleichmäßiger Besteuerungsmodus jede Abgabenfreiheit des Adels, die bisher noch gegolten hatte, beseitigte[3]). Der Plan wurde von der Kaiserin mit Eifer

---

[1]) Über Haugwitz vergl. den guten, teilweise nach Akten des Wiener Staatsarchivs verfaßten Artikel in der Allgem. deutschen Biographie, außerdem: Ranke, SS. WW. XXX 21 und Arneth, Maria Theresia nach dem Erbfolgekriege, S. 11. Maria Theresia nennt ihn „ehrlich, ohne praedilection und ohne ambition noch Anhang". Zwei Denkschriften usw., S. 309.

[2]) „Und wie gesehen, daß die Hände zu dem Dreßdener Frieden (25. Dezember 1745) reichen mußte, so habe auch auf einmahl meine Gedenckens-Art geändert und solche allein auf das innerliche deren Länder gewendet." Zwei Denkschriften usw., S. 306. An einer anderen Stelle sagt sie, daß sie schon 1746 angefangen habe, „das Werk in Bewegung zu bringen". Ebenda S. 338.

[3]) Von den Adeligen sollte ein Prozent des zwanzigfachen Reinertrages ihrer Grundstücke, von den Bauern zwei gesteuert werden.

ergriffen und mit zäher Energie, jedem Widerspruch zum Trotz, ins Werk gerichtet[1]). Wo die Stände sich zur Zustimmung nicht bereit finden ließen, setzte sie ihren Willen „jure regio“ durch[2]). Das war ein entscheidendes Wort, und im Leben des österreichischen Staates war einer der wichtigsten Momente gekommen. Maria Theresia ist sich der Bedeutung ihres Entschlusses auch voll bewußt. Es drängte sie, davon besonders Rechenschaft zu geben und ihren Nachkommen zu beweisen, daß sie nicht anders handeln konnte. Sie, die sich gerne „un naturel de l'autre siècle“ zuerkannte, das sie von den grundsätzlichen Fortschrittsleuten trennte, hatte hier eine Tat gewagt und zu Ende gebracht, die anderwärts nur unter den größten staatlichen und sozialen Erschütterungen unternommen wurde. „Ich verlange weder selbsten,“ so schreibt sie, „noch meinen Nachfolgern einzurathen, die Stände in nützlichen und wohlerworbenen Privilegiis zu kräncken, anerwogen das Aufnehmen meiner Länder mir über die massen am Herzen liegt und also zwar, das nicht oft genug repetiren kann, dass wann ihre Privilegien so klar gefunden hätte, oder sie die Administration

Der preußische Gesandte Podewils wollte wissen, das neue Steuerprojekt rühre von Kaiser Franz I. selbst her, der es schon unter Karl VI. in Vorschlag gebracht habe; Haugwitz sei nur Strohmann gewesen. Vgl. Fechner, Die handelspolitischen Beziehungen Preußens zu Österreich, S. 233, Anm. 3.

[1]) „Nichts desto weniger lasse mich nichts abhalten, auch darinnen meinen Zweck zu erreichen, folgbar denenselben (den Ständen) in domesticali zum Nutzen des armen Contribuenten engere Schrancken zu setzen, beynebenst auch die noch mehr als anderwärts dahier erforderliche Rectification und Beyziehung derer zeithero frey gebliebenen Gründen zu betreiben und in billige Maß-Reguln einzuleiten.“ Zwei Denkschriften usw., S. 317. Aus einem Briefe an Philipp Kinsky († 1749) geht hervor, daß Maria Theresia in jenen Jahren auch schon an Aufhebung der Leibeigenschaft dachte! Vgl. Folkmann, Die gefürstete Linie der Kinsky, S. 58 f.

[2]) „In Kärnthen ware nichts zu thun, und ich sahe mich bemüssigt, weilen die Stände in keine raisonable Ideen einzuleiten waren, Jure regio die Praestanda zu collectiren.“ Zwei Denkschriften usw., S. 315. Über die Rezeßverhandlungen s. näheres bei Beer, Die Staatsschulden und die Ordnung des Staatshaushaltes unter Maria Theresia. Archiv f. österr. Geschichte LXXXII, 100 ff.

justizmässiger als ich oder der Landesfürst geführet hätten, ich nicht allein keinen Anstand genommen hätte, meine Autorität völlig selben zu unterwerfen und zu überlassen, sondern eher meinen Nachkömmlingen selbe diminuiret und benommen oder eingeschräncket hätte, weilen der Länder Wohl und Gutes allzeit meinem particulari, famigle und Kindern vorgezogen haben würde. Allein übel hergebrachte und durch Connivenz des Ministerii eingewurzelte Missbräuche können weder mir noch meinen Nachfolgern, am allerwenigsten aber dem gemeinen Wesen zu einem unverwündlichen Nachtheil gereichen [1])."

Der Einschränkung ständischer Vorrechte gingen andere Reformen zur Seite. Haugwitz, der nun das volle Vertrauen seiner Herrin besaß, wurde einer Hofdeputation oder Conferenz in Internis zugezogen und arbeitete einen Entwurf zur Zusammenfassung der getrennten Administrationen, zunächst der böhmischen und österreichischen Erbländer, in eine Zentral-Staatsverwaltung, ein „Directorium in publicis et cameralibus" aus, dem auch die Finanzgeschäfte der betreffenden Provinzen übertragen wurden, während die Justizangelegenheiten einer besonderen Zentralbehörde, der „Obersten Justizstelle", zugewiesen werden sollten. Auch dieses Projekt gewann im Mai 1749 Leben und damit war der erste Grund gelegt zu einer einheitlichen Staatsadministration. Haugwitz wurde Präsident des neuen „Directoriums" und nach dem Tode des obersten Kanzlers, des Grafen Friedrich Harrach, im Juni des genannten Jahres, dirigierender Minister in allen innerpolitischen und finanziellen Dingen [2]). Was Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1723 mit der Schöpfung des

---

[1]) Zwei Denkschriften usw., S. 316. Hier heißt es auch: „Die sogenannte Ständische Praerogativen haben größtentheilß zu ihrem Haupt-Endzweck einen arbitrarischen Umbgang einiger Mit-Stände, so sich einer unermeßlichen Praepotenz über andre anmaßen."

[2]) Siehe die angeführten Werke von Arneth und Ranke a. a. O., dazu die „Exposition abrégée du système de gouvernement présent" (1748) bei Pettenegg, Zinzendorf, S. 56 f., Beer, Die Finanzverwaltung Österreichs, 1749—1816 in den „Mitteilungen des Instituts f. österr. Geschichtsforschung", XV 315, Fellner-Kretschmayr, Oesterr. Zentralverwaltung. I. 217.

„Generaldirectoriums" für Preußen erstrebt und gewonnen hatte, d. i. einen wirksamen Ausdruck der Staatsgesamtheit, das suchte Maria Theresia mit dem „Directorium in publicis et cameralibus" zu erreichen, und wenn auch diese erste große Zentralverwaltungsbehörde Österreichs noch nicht das ganze weite Staatsgebiet umfaßte — die ungarischen, italienischen, niederländischen Territorien waren darin nicht begriffen — wenn sie auch Mängel und Fehler aufwies, die sie nach einer Reihe von Jahren aufzuheben nötigten, so hatte dieser Zeitraum doch hingereicht, die Idee der einheitlichen Regierung einzubürgern und sie dem Höchsten wie dem Letzten geläufig zu machen. Zum alten System ständischer Mitregierung ist man nicht wieder zurückgekehrt[1]).

Die neue Steuer war eine gewichtige Mehrbelastung der Länder, die der langjährige Krieg ohnehin tief ins Mitleid gezogen hatte[2]). Man ist nicht überrascht, zu hören, daß die Bevölkerungen unmutig wurden und ihrem Unmut hie und da durch die Tat Ausdruck gaben, daß es in Niederösterreich und Tirol zu förmlichen Aufständen gegen die kaiserlichen Behörden kam. Es leuchtete ein, daß mit der Erhöhung der Kontribution die Aufgabe der Regierung nicht erfüllt sein konnte, sondern vielmehr alles darauf ankam, den Druck der öffentlichen Lasten durch Hebung des Wohlstandes zu mildern, die materiellen Kräfte der Völker zu stärken und sie zu Opfern für den Staatszweck fähiger und williger zu machen. Nach der herrschenden Überzeugung der Zeit lag die Möglichkeit hiezu vor allem in der größeren Rücksicht auf Handel und Gewerbe. Schon zu Ende des Jahres 1743 hatte die Königin an den obersten Hofkanzler Grafen Ulfeld einen entsprechenden Auftrag ergehen lassen. „Ich sehe je länger je mehrers", schrieb sie, „dass in denen Ländern keine genugsambe

---

[1]) Als die mährischen Stände das Ansuchen stellten, es möchten die Landtage bestehen bleiben, resolvierte die Kaiserin, sie finde keinen Anstand, „pro formalitate" dieselben beizubehalten, „jedoch mit der bedingnus, daß was jetztund festgesetzt nicht einmahl mehr in Question zu ziehen wäre." Arneth, Maria Theresia nach dem Erbfolgekriege, S. 510.

[2]) Über die Kriegssteuern vgl. Arneth, Maria Theresia nach dem Erbfolgekriege, S. 62 f.



sorg auff Commercien und Manufacturen angeordnet werde, wo doch dise das alleinige Mittel seynd umb denen Ländern aufzuhelffen und frembdes gelt in selbe zu bringen. Ich will dahero, dass in allen Ländern die schon geweste Commercien-Commissiones erneuert werden und kan darmit alhier (d. i. in Niederösterreich) der Anfang gemacht werden." Sie ordnete die Zusammensetzung der niederösterreichischen Hofkommission an, an deren Spitze sie den Grafen Kuefstein berief, und trug ihr auf, „Alles, was in die Manufacturen und Commercien einschlaget zu tractiren", und „hauptsächlich darauf zu sehen, damit die Künstler geschüzet, die manufacturen befördert und sonderlich das hungarische Commercium wieder herbeygebracht werde, worzu alle Dicasterien die Assistenz mit Nachdruck ertheilen sollen.[1])"

Aber ehe diese Anordnung zur Wirkung gelangen konnte, hatte der Krieg durch das erneute Eingreifen Preußens eine ernstere Wendung genommen, und an innere Wohlfahrt war, bevor der Friede von 1745 den Nachbar beruhigte, nicht zu denken. Erst dann, im Jahre 1746, als Maria Theresia fürs erste ihren Blick resigniert von Schlesien ab- und ihren Erbländern zuwandte, konnte wieder davon die Rede sein. Jetzt aber stellte sich die Aufgabe anders: jetzt zog die zentralisierende Reformtendenz auch Handel und Gewerbe in ihre Kreise. Bisher war die staatliche Fürsorge für die materielle Kultur auf dem partikularistischen Standpunkte stehen geblieben, und auch das Dekret vom Dezember 1743 hatte nur eine Behörde für einzelne Provinzen geschaffen. Jetzt dagegen trat auch hier eine höhere „universale" Auffassung zutage, wie in dem ganzen Verwaltungswesen: die Landesökonomie wurde zur Staatsökonomie. Den ersten Schritt hiezu gewahren wir in einem Handbillett Maria Theresias vom 6. April 1746 an den Grafen Philipp Kinsky, den Leiter des österreichischen Finanzwesens. Darin tritt die bestimmte Absicht zutage, ein „Universal-Commerzdirectorium" als Zentralstaatsbehörde in allen

---

[1]) Archiv d. Minist. d. Innern V. G. 1. Kommerz-Behörden. Nied.-Öst. 21 ex 1743. Auf Kuefsteins Vorschlag wurde die Wirksamkeit dieser Kommission am 16. Dezember 1743 auch auf Innerösterreich ausgedehnt.



Handelssachen ins Leben zu rufen[1]). Die in den Ländern bestehenden Kommerzkollegien sollten nicht aufgehoben werden; sie hatten nach wie vor an die betreffenden Hofkanzleien — die ja erst im Jahre 1749 verschmolzen wurden — ihre Berichte zu erstatten; diese Berichte aber sollten von den Kanzleien an das Kommerzdirektorium zur weiteren geschäftlichen Behandlung abgetreten werden[2]). Auch durften von nun ab die Hofkanzler „wegen des allgemeinen Zusammenhangs im Handels- oder Fabrikswesen" keine selbständige Entscheidung treffen, ohne das Gutachten des Kommerzdirektoriums erbeten zu haben. Dieses wurde dem Präsidium Kinskys als Vorsitzenden der Ministerial-Banco-Deputation unterstellt und aus Beamten der höchsten Verwaltungsbehörden zusammengesetzt: von der böhmischen Hofkanzlei wurde Hofrat Kannegießer, von der österreichischen Doblhoff, von der ungarischen

[1]) „... daß zu Einführ- und Feststellung eines Universal-Commercii in meinen gesambten Erblanden ein ganz besonderes von Mir unmittelbahr dependirendes Directorium stabiliret werde, welches, gleichwie bißhero die das Commercium respicirende Materien sparsim bey allen Hof- und Land-Mitteln sehr different tractiret worden und dahero niemahlen der rechte End-Zweck, ein Universal-Commercium einzuführen, erreichet, noch ein dahin abzielendes einförmiges Systema gefasset werden mögen, führohin universaliter alle in diese sphaeram einlauffende Materien conjunctim und allein tractiren solle." Archiv d. Minist. d. Innern V. G. 1. Böhmen. Vollständig abgedruckt bei Beer, a. a. O., S. 335 und neuestens bei Fellner-Kretschmayr, a. a. O. III 522. Es darf dabei nicht unerwähnt bleiben, daß schon 1718 eine derartige Behörde „zur Regulierung des Universalcommercii" ins Leben getreten und von weitblickenden Köpfen die Frage erörtert worden war, ob nicht die die einzelnen Erbländer trennenden Zwischenzölle aufzuheben wären. (Bidermann, Gesch. d. österr. Gesamtstaatsidee, II 35.) Doch kam es nicht zu bleibenden Erfolgen.

[2]) „Alle von diesen Commerz-Collegiis oder auch sonsten von anderwerths her einlauffende Relationes, Bericht und Anbringen aber sollen sodann wegen Zusammenhanges gesamter Länder und einzuführen intendirenden Universal-Comercii von denen Hof-Räthen in das unter Euch angestellte Directorium mitgebracht, daselbst vorgetragen, darüber deliberirt, pro re nata entweder ein Schluß gefaßt oder aber die Sach mir referiret und meine Resolution erwartet werden." Ebenda.

Fekete, von der Hofkammer Schwandner zugezogen. Was den Wirkungskreis betraf, so ward er in sechs Hauptpunkten festgesetzt: es galt die Reform des Zollwesens, die besondere Fürsorge für die Industrie und „ein nützlich einzuleitendes Baratto“ (Austauschhandel), die Schiffbarmachung der Flüsse, Anlegung von Kommerzialstraßen, Verbesserungen des Verkehrs mit dem Küstenlande; endlich „wird bei dem General-Commercien-Directorio über den Zusammenhang des Erbländischen Commercii mit frembden Nationen und die darbey sich ereignende Anstände oder Vortheile zu berathschlagen sein“. Fremde Geschäftsträger waren in allen Handels- und Zollangelegenheiten an die neue Behörde gewiesen.

## 2. Zustände und Probleme.

Über die Wirksamkeit des Kommerzdirektoriums in den ersten beiden Jahren seines Bestehens sind wir nur überaus spärlich unterrichtet. Was in dessen Sitzungen verhandelt und festgestellt wurde, ist uns nicht bekannt[1]). Die Staatsreform, an der in den Jahren 1746 bis 1748 gearbeitet wurde, mag ebenso wie der Fortgang des Krieges bis zum Aachener Frieden eine größere amtliche Tätigkeit in Sachen des Handels und des Verkehrs gehindert haben. Dazu kam, daß Kinsky, dessen Ehrgeiz Haugwitzens Übergewicht in Finanzsachen nicht ertragen konnte, sich dagegen auflehnte, in Ungnade fiel, sich endlich von den Staatsgeschäften ganz zurückzog und im Jahre 1749 starb. An seine Stelle als Präsident des Handelsdirektoriums trat Graf Rudolph Chotek, der Präses der Ministerial-Banco-Deputation, „einer der geschicktesten Minister‘, wie ihn später der preußische Bevollmächtigte Baron Fürst nannte[2]). Nicht minder eifersüchtig als Kinsky auf Haugwitz, war er doch in Sachen der Staatsreform und als starrer Merkantilist in den Tendenzen der Handelspolitik mit ihm eines Sinnes, so daß man nicht mit Unrecht behauptet hat, der leitende Minister habe auch in Kommerzangelegenheiten

[1]) Im Archiv des Ministeriums des Innern findet sich so gut wie nichts hierüber. Die Kommerzialakten im Hofkammerarchiv datieren erst seit 1749.

[2]) Ranke, SS. WW. XXX, 35.



die Richtung angegeben[1]). Erst jetzt, nachdem der Friede geschlossen war, wurde am 10. März 1749 das Kommerzdirektorium „restabiliert" und mit dem Directorium in publicis et cameralibus in wechselseitige Beziehung gesetzt[2]). Auch wurde in jedem Lande ein „Particular-Consess" in Kommerzialsachen eingerichtet. Damit begann der industrielle und kommerzielle Aufschwung, den wir Österreich in den nächsten Jahren nehmen sehen. Ihn zu würdigen, bedarf es eines Umblicks über die ökonomischen Verhältnisse des Staates, wie sie sich nach dem Erbfolgekrieg darstellen, und einer Betrachtung der Aufgaben, die sich daraus für diejenigen ergaben, die zu Besserung und Förderung auf dem Gebiete der materiellen Kultur berufen waren.

Hier ist die Tatsache vor allen anderen von Wichtigkeit, daß Österreich in dem Kampfe um seine unabhängige Existenz im Staatskonzert von Europa seine blühendste, aktivste Provinz fast gänzlich an den siegreichen Gegner verlor. Den Gedanken, sie wiederzuerlangen, hat Maria Theresia wohl ihr lebelang nicht fallen lassen, und die Idee einer Rekuperation Schlesiens sollte sich noch über ihren Tod hinaus und bis ins neunzehnte Jahrhundert in der auswärtigen Politik des Wiener Kabinetts behaupten. In der inneren Verwaltung aber mußte man nach 1745 von ihr absehen, und die Kaiserin hat auch, wie erwähnt,

---

1) Fechner a. a. O., S. 220.

2) Erlaß an alle Länderstellen vom 10. März 1749; Archiv d. Minist. d. Innern. In der Denkschrift der Kaiserin von 1750/51 heißt es: „Pro Commerciali habe zwar ein eigenes Directorium, dependent vom Directorio in publicis et cameralibus bestellet, allein dieses besteht meistens aus Räthen, so aus dem Directorio in publicis et cameralibus gezogen werden und ist auch solches dahin angewiesen, jene Materien, so in das Publicum einschlagen, mit dem Directorio in publicis et cameralibus auf das genaueste zu concertiren, zu dem Ende auch der Praeses gedachten Commercien-Directorii einer wochentlichen Session des Directorii in publicis et cameralibus beywohnet, nicht minder von mir zu der Conferenz in internis zugezogen wird." Zwei Denkschriften usw., S. 323. Später, im Dezember 1753, wurde das bisher selbständige Kommerzdirektorium dem Directorium in publicis et cameralibus unterstellt. Siehe K. Pribram, Österr. Gewerbepolitik, I 34.

fürs erste „ihre Gedenkensart geändert“ [1]). Man mußte sich damit vertraut machen, daß ein Land, das unter den Habsburgern zu einer hohen Bedeutung für den Welthandel gediehen war, dessen lebhafte Manufaktureninduſtrie seinen Erzeugnissen Absatzwege bis über den Ozean verschaffte, dessen günstige Mittellage zwischen der hochentwickelten Kunstproduktion des europäischen Westens und der Naturproduktion des Ostens ihm reichen Erlös vom Stapelhandel einbrachte, daß dieses wichtige Gebiet vom „Inland“ ins „Ausland“ gewandert war. In dem bisherigen Zusammenhang mit den übrigen Ländern Österreichs (die freilich noch fast ein jedes für sich ein besonderes Zollgebiet bildeten) hatte Schlesien gleichsam die Rolle des Fabrikanten und Großhändlers gespielt. Aus Böhmen hatte es Garne und geringere Leinwand bezogen, um jene auf seinen Stühlen zu verweben, diese, da die eigene Produktion nicht die Bedürfnisse des Exports deckte, mit eigenen Fabrikaten in die Ferne zu senden; aus Böhmen und Mähren war grobe Wolle ins Land gekommen, um für Tücher geringerer Sorte verwendet zu werden, die dann gleichfalls mit der besseren heimischen Ware nach außen wanderten; aus Steiermark waren Sensen und Sicheln, aus Böhmen Glas, aus Österreich Eisen, Zinn, Leder, aus Ungarn Wein, Kupfer und Salz herbeigebracht worden, nicht sowohl um dem schlesischen Bedarf zu genügen, sondern um als gangbare Artikel dem Baratthandel mit dem polnischen, russischen, walachischen Osten zu dienen [2]). Schlesien hinwieder hatte die übrigen österreichischen Länder mit feineren Webewaren und sonstigen Industriegegenständen, die dort nur in geringer Menge und Qualität gefertigt wurden, mit Kolonialwaren und Gewürzen, die aus Hamburg den Weg nach Breslau nahmen, versorgt. Das Ergebnis war, daß es, als Fabrikant sowohl wie als Spediteur, mit den übrigen Provinzen der habsburgischen Krone ein vortreffliches Geschäft gemacht hatte, wogegen

---

1) Siehe oben S. 33, Anm. 2.

2) S. Fechner, Der Zustand des schlesischen Handels vor der Besitzergreifung des Landes durch Friedrich den Großen, in den „Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik“, Neue Folge, X 232 ff. Vgl. auch: Grünhagen, Geschichte des ersten schlesischen Krieges, II 349 f.

diese in einem Zustande kommerzieller Abhängigkeit und industrieller Unselbständigkeit verblieben waren, der nicht fühlbar wurde, solange Schlesien noch mit Böhmen und Mähren und den übrigen Erbländern zu einem Staatsgebiet gehörte und die vom Handel mit den anderen inländischen Territorien erhobenen Gebühren ein Geringfügiges betrugen, der aber nach der Abtretung Schlesiens drückend werden konnte, wenn der österreichische Markt vom Ausland abhing und dieses seinen Gewinn aus der Unzulänglichkeit der österreichischen Industrie und der Unbeholfenheit des erbländischen Handels zog. Blieben jetzt noch die Beziehungen mit Schlesien dieselben wie bisher, so sanktionierte der österreichische Staat diese Abhängigkeit und wurde in kommerzieller Hinsicht dem Nachbar tributär, der schon im Jahre 1741 in der neuen Provinz die preußische Akzise einzuführen, die Abgaben auf ungarischen Wein und böhmisches Glas nicht unbedeutend zu erhöhen begann und die böhmischen Krämer auf den Jahrmärkten nur gegen kostspielige Lizenzen zuließ[1]). Den Breslauer Kaufleuten freilich und der preußischen Regierung konnte nichts erwünschter sein, als wenn alles beim alten blieb und Schlesien seinen jährlichen Handelsgewinn von ungefähr vier bis fünf Millionen Gulden weiter erhob. Niemanden aber wird es wundernehmen, zu hören, daß man am Wiener Hofe nach kommerzieller Unabhängigkeit von Preußen strebte und kein Verlangen zeigte, dem Nachbar, der die Provinz genommen, auch noch deren uneingeschränkte Wohlfahrt mit in den Kauf zu geben. Man hätte damit nur den Staat, dessen Stärke man gefühlt und fürchten gelernt hatte und gegen dessen Expansionspolitik man sich gerade

[1]) Nach dem königlichen Edikt vom 31. August 1741 betrug die Akzise für ungarische und österreichische Weine 3 Reichstaler (ungefähr 3 Gulden mehr als bisher an Abgaben gezahlt worden war), während Rhein-, Mosel- und Neckarweine nur 2 Reichstaler vom Berliner Eimer bezahlten und französisches Gewächs auch nicht viel höher besteuert wurde. Böhmische Glaswaren, die ehedem gar keiner Akzise unterlegen waren, mußten jetzt 18 gute Pfennige vom Reichstaler zahlen, während brandenburgisches Fabrikat nur 3 Pfennige zu entrichten hatte. Siehe Beer, Die handelspolitischen Beziehungen Österreichs zu den deutschen Staaten, im Archiv f. österr. Geschichte, LXXIX 408.

jetzt mit dem Aufgebot aller Steuerkraft militärisch instand setzte, auf der anderen Seite materiell unterstützt und gekräftigt. Eine solche Politik wäre widersinnig gewesen, und weder Maria Theresia noch ihre Ratgeber hatten Lust, sich dieses Widersinnes schuldig zu machen. Im Berliner Frieden von 1742 war zwar vorläufig das alte Verhältnis freien Verkehrs noch beibehalten, zugleich aber doch auch schon eine neue Abmachung ins Auge gefaßt worden (‚jusqu'à ce qu'on en soit convenu autrement'). Im Dresdener Frieden von 1745 hatte man nur ganz allgemein den früheren Vertrag bestätigt, im besonderen aber vereinbart, man werde den Handel wechselseitig „nach Möglichkeit" (‚autant qu'il est possible') begünstigen. Im Jahre darauf sagte Kinsky dem preußischen Residenten Gräve, der sich über einige Zolländerungen beklagte und den Status quo von 1739/40 forderte, daß Status quo und wechselseitige Begünstigung durch Friedrich und seine hohe Akzise selbst in Frage gestellt worden seien. Und als dann Preußen noch immer auf seinem Verlangen nach den alten Beziehungen zwischen beiden Schlesien beharrte, erklärte der Minister des Auswärtigen, Graf Ulfeld, dem preußischen Residenten Dewitz 1751 gerade heraus, daß der Status quo für die österreichischen Länder schädlich und nicht zu halten sei. Chotek in seiner Eigenschaft als Präsident des Handelsdirektoriums bestätigte dies mit dem Hinweis darauf, daß man fremden Untertanen doch nicht die gleichen Vorteile wie den eigenen bewilligen könne, da zwischen den Produkten und Fabrikaten der beiden Staaten nicht das gleiche Verhältnis herrsche[1]). So blieben die Verhandlungen über einen Handelsvertrag, die man in Wien führte, ohne Ergebnis, und als in der Zwischenzeit die erbländische Industrie erstarkte und zu ihrem Schutz Zölle nötig machte, die das Interesse Preußens trafen, war bald der offene Zollkrieg das Ende[2]).

[1]) Fechner (Handelspolit. Beziehungen usw., S. 142 ff., 168 ff.).

[2]) Siehe unten S. 59 f. Fechner (a. a. O.) hat die Vertragsverhandlungen nach preußischen, Beer, „Die handelspolitischen Beziehungen Österreichs", sie nach österreichischen Papieren so detailliert dargestellt, daß ich mich hier um so kürzer fassen und im übrigen auf die beiden Schriften verweisen darf. Nur Fechners wegwerfendes Urteil

Daß hier eine Änderung eintreten müsse, war aber nicht bloß ein Postulat praktischer Politik, sondern auch gleichsam eine theoretische Forderung der Zeit. Das System des Merkantilismus, das Frankreich reich und Preußen kräftig gemacht hatte, bestand, wie in aller Welt, auch in Österreich zu Geltung und Ansehen, und der oberste Grundsatz dieses Systems war die Unabhängigkeit vom Ausland. In dem Hörnigk zugeschriebenen Buch „Oesterreich über Alles, wan es nur will", dessen Autorität in den habsburgischen Ländern so unbestritten war, daß es noch 1753, ja selbst noch 1784 neu aufgelegt wurde, las man als Hauptregel der Staatsökonomie: es sei „in keinerley Weiss noch Weg zu

---

über die Wiener Politik vermag ich nicht zu unterschreiben. Wenn er von „Schlangenwegen" spricht, auf denen Friedrich II. von den Ministern Maria Theresias „um sein gutes Recht gebracht" worden sei, von ihren „diplomatischen Fechterkünsten", von „Falschheit, Doppelzüngigkeit, hinterlistiger Feindseligkeit", die er der Kaiserin zur Last legt, und alles das, weil man österreichischerseits die nachbarliche Forderung des Status quo nicht erfüllte, sondern seine eigenen Wege zu schreiten begann, so ist er arg im Unrecht. Denn wenn die Wiener Minister den preußischen Geschäftsträger, der eine unmögliche Sache vertrat, hinhielten, bis sie offen aussprechen durften — was für Preußen doch nichts Überraschendes haben konnte — daß das System der Abhängigkeit von dem ausländischen Schlesien für Österreich fürder undenkbar sei, so war dies einfach ihre Pflicht, und wer ein zureichendes Verständnis für das Geschäftsleben der Politik besitzt, er wohne dies- oder jenseits der Oppa, wird das erkennen müssen. War auch der Wechsel in der Auffassung des Dresdener Vertrags etwas, das man den österreichischen Unterhändlern zum Vorwurf machen konnte, so war doch ihre letzte Auffassung schließlich die richtige. Übrigens fanden es die damaligen Bevollmächtigten Preußens selbst, fand es Dewitz „ganz in der Ordnung", daß „Maria Theresia in die Bahnen eines bis zur Prohibition gehenden protectionistischen Systems, wie es ja auch in Brandenburg gelte, einlenkte" (Fechner, S. 149), und auch Fürst konnte die Haltung Österreichs nicht verurteilen (Fechner, S. 275). Der Mann, dessen Andenken Fechner sein Buch widmet, Leopold Ranke, hatte die Größe seines Namens zum nicht geringen Teile dem Entschlusse zu verdanken, derlei historische Prozeßmacherei nicht unter die Aufgaben der Geschichtsschreibung zu zählen, und Koser hat in seinem „Friedrich der Große", 2. Aufl., I 446, ein viel richtigeres Urteil gefällt.

gestatten, daſs Güter, deren Art inner Lands zu Genüge und in erträglicher Güte fällig, von aussen hineingebracht werden; worinnen mit denen Auswärtigen weder Mitleiden noch Barmherzigkeit zu tragen, sie seien gleich Freunde, Verwandte, Alliirte oder Feinde. Denn da hat alle Freundschaft ein Ende, wo solche zu meiner Schwächung und Verderbung abgesehen. Und solches behält Platz, wanngleich die inländische Waar schlechter an Güte oder auch höher an Werth sein sollte. Denn besser wäre — es komme auch einem übel Berichteten so seltsam vor als es wolle — für eine Waar zwei Thaler geben, die im Land bleiben, als nur einen, der aber hinausgehet [1]). Und Professor Justi verkündete es vom Katheder des Theresianums: „daſs Alles, was sich im Lande selbst anlegen oder gewinnen läßt, aus fremden Ländern nicht eingeführt werden soll; man müsse demnach alle dienlichen Anstalten und Maſsregeln ergreifen, damit alle solche Waaren im Lande selbst gearbeitet und hervorgebracht werden. Hierunter verdienen nun alle Arten von Manufacturen das vornehmste Augenmerk; da sie zur Kleidung und anderen Nothwendigkeiten der Menschen dienen, die Niemand entbehren kann, so gehen davor wichtige Summen aus dem Lande. Dennoch ist kein Land, das nicht entweder die Materialien dazu bereits hätte oder mit leichter Mühe erzeugen oder anschaffen könnte [2])“. Von diesen Lehren waren die Männer, die in jenen Jahren an der Spitze der Geschäfte standen, durchdrungen. Haugwitz fand den von Justi verfaßten Grundriß der Staatsökonomie so durchaus entsprechend,

---

[1]) Seite 31 der Ausgabe von 1753. Vgl. über Hörnigk Inamas Artikel in den „Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik“. Neue Folge, II 194 ff. Dazu A. Oncken, der in der Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, N. F. II. Monatsblätter, und in seiner „Geschichte der Nationalökonomie“ I. die Autorschaft des genannten Werkes eher für J. J. Becher in Anspruch nehmen möchte.

[2]) Joh. Heinr. Gottl. Justi, Staatswirtschaft I, § 186 f. Justi war 1750 aus Thüringen nach Wien gekommen. Vgl. über ihn Inama in der Allgem. deutschen Biographie, Marchet, Studien über die Entwicklung d. Verwaltungslehre in Deutschland S. 271 ff., und neuestens: Frensdorff, Über das Leben und die Schriften des Nationalökonomen J. H. G. v. Justi in den Göttinger Nachrichten, 1904. Dazu Cicalek, Zur Geschichte des Theresianums, S. 28.



daß er ihn bei den Mitgliedern des Direktoriums zirkulieren ließ[1]), und Chotek versicherte der Kaiserin in einem Memoire, daß nur in der Vermehrung der inländischen Kultur, der Industrie und des Handels, in der Hebung des Verkehrs zu Wasser und Land „die Grundwahrheit aller Staatswohlfahrt“ liege[2]).

Aber so bewährt diese Grundsätze sein mochten, ihre Anwendung war in Österreich schwieriger als anderwärts. Österreich war noch immer ein mehrfältiger Staat. Daß er in mehrere Zollgebiete zerfiel, ist bereits erwähnt. Aber auch die Besteuerung dieser Gebiete war keine gleiche. Was man bisher in der Verwaltung zusammengefaßt hatte, waren nur die sogenannten böhmischen und die österreichischen Länder. Ungarn herbeizuziehen hatte Maria Theresia nicht gewagt. Ohne den Landtag wäre es nicht tunlich gewesen, und „besondere Umstände, so in Ansehung derer Folgen sehr häcklich sind“ — wie die Kaiserin selbst sagt — ließen es mit der Administration im Lande der Stephanskrone beim alten bleiben[3]). Ungarn war relativ weit weniger mit Abgaben belastet als die Erbländer; es zahlte an Kontribution kaum die Hälfte von dem, was Böhmen abzutragen hatte. Während hier bereits alles zu ständigen Abgaben herangezogen war, erfreuten sich dortlands der Adel und die Geistlichkeit noch immer ihrer Steuerfreiheit und waren in diesem Vorrecht durch die Verfassung geschützt, an die zu rühren die Königin sich scheute. Was zur Steuer verpflichtet war, war kaum imstande, viel mehr als die bisher bezahlte Quote zu leisten. Denn Ungarn war lediglich Agrikulturstaat, von Industrie nicht die Rede, das Volk also mit seinem Erwerb auf den Erlös aus den Naturprodukten angewiesen, der bei dem Naturalreichtum des Landes nur dann erheblich sein konnte, wenn eine ausgiebige Verwertung des Überschusses im Ausland möglich wurde. Aber der ungarische Export war unzulänglich. Im Norden und Osten befanden sich kornreiche Länder, die der ungarischen Feldfrüchte und des ungarischen Viehs nicht bedurften. Die angrenzenden Erblande waren gleichfalls mit

---

1) Inama a. a. O.

2) Ad. Wolf, Aus dem Hofleben Maria Theresias, S. 68.

3) Zwei Denkschriften usw., S. 318.



Ackerbau und Viehzucht reichlich ausgestattet; die Einfuhr des billigen ungarischen Getreides und Weines hätte die österreichischen Landwirte ruiniert und der Regierung die besten Steuerträger genommen. So begreiflich es daher ist, daß die Ungarn nach Aufhebung der österreichischen Einfuhr- und Transitzölle verlangten, so begreiflich ist es, daß die Regierung ihnen darin nicht willfahrte. Auf dem Preßburger Reichstage von 1751 trat dieser Interessenkonflikt deutlich zutage. Maria Theresia hatte mit dem Hinweis auf das gesteigerte Staatserfordernis und die Mehrbelastung der Erbländer eine Erhöhung der ungarischen Kontribution von zwei einhalb Millionen um zwölfhunderttausend Gulden begehrt. Nach langem Zögern erst und vielen stürmischen Debatten bewilligten die Stände nur siebenhunderttausend, die Reluition der Militärlieferungen inbegriffen. Hiebei brachte die Opposition ihre Beschwerden über die schlechte materielle Lage des Landes vor: die Naturprodukte stünden allzu niedrig im Preise und sicherten keinerlei nennenswerten Erwerb, weil sie außerhalb Ungarns keinen Absatz finden könnten; der geringfügige Erlös müsse darauf verwendet werden, Industrieprodukte, an denen es dem Lande fehle, von außen her einzukaufen; wenn man ehevor ungarisches Hornvieh nach Venedig vertrieb, so sei dieser Handel durch die Einführung hoher Viehzölle an den Grenzen von Steiermark und Kärnten unmöglich gemacht worden, und jetzt, wo man diese Zölle wieder aufgehoben, habe sich Venedig bereits daran gewöhnt, seinen Bedarf aus den Balkanländern zu beziehen; selbst der Transitohandel durch Österreich nach Deutschland sei durch Abgaben lahmgelegt, der Weinhandel teilweise in die Hände von Ausländern geraten, Getreide und Wolle seien durch die Zölle der Nachbarn in Ungarn festgebannt[1]).

[1]) Die Gravamina bei Katona, Historia critica regum Hungariae, XXXIX 404 ff. Vgl. dazu Arneth, Maria Theresia nach dem Erbfolgekriege S. 190 ff. Auch der venezianische Botschafter Trou bestätigt es in einer Depesche vom 27. Dezember 1749, wo er sagt, daß die Ungarn nicht sowohl aus angeborner Trägheit lässig in der Kultur ihres heimischen Bodens seien, als weil sie dessen Produkte nicht zu verwerten imstande wären. (Angeführt von Arneth a. a. O.,



Diese Bemerkungen waren richtig. Die Regierung Maria Theresias konnte sie nicht widerlegen und antwortete mit Versprechungen für die Zukunft. Es blieb ihr nur die Wahl, entweder auf eine höhere Steuerleistung des ungarischen Volkes zu verzichten, oder — da man dies doch nicht wollte und einen Staatsstreich perhorreszierte — für die Hebung der materiellen Kräfte Ungarns, d. i. für einen zureichenden Export seiner Naturprodukte zu sorgen[1]).

So ergab sich aus den inneren Verhältnissen der Monarchie nach dem Erbfolgekrieg zunächst ein zwiefaches Problem für die österreichische Wirtschafts- und Handelspolitik: einmal — und das war die Hauptaufgabe — in den gewerbsfähigen deutschen Erbländern die Industrie zu heben, sie zu entwickeln und zu schützen, um die verlorene wirtschaftliche Unabhängigkeit des Staates wieder zu erlangen, und zweitens, den ungarischen Landesprodukten wenn möglich neue Absatzwege zu eröffnen. In der Tat sieht man während der nächsten Jahre das Generalkommerzdirektorium diese beiden Richtungen verfolgen.

---

S. 514, Anm. 89.) Und in den Papieren des preußischen Großkanzlers Fürst (Bd. VI) findet sich die folgende Notiz über Ungarn: „Le commerce dans les villes se fait avec les Polonais et les Turcs. Les négociants les plus considérables sont les Raitzes ou ceux de la religion grecque. Ce commerce seroit beaucoup plus florissant si l'entrée dans Autriche de leurs grains, vin et du tabac étoit permise. Mais les grains et le tabac n'y entrent point de tout, et le vin paye tant d'entrée que le négoce n'est pas très lucratif. La paresse donc des habitans, leur petit nombre, le peu de consomption, le peu de commerce avec leurs vins, grains et tabac, et les fortes garnisons qu'on y met ordinairement sont les raisons que le Royaume de Hongrie n'est pas aussi riche, florissant et commerçant qu'il pouvait l'être."

[1]) In einem Referate vom 21. Juli 1751 sprach es Bartenstein der Kaiserin gegenüber aus: „daß ohnmöglich Rath zu schaffen seye, wenn man nicht in billigen Dingen ihnen Ungarn den großen Nutzen, den sie von der mutuellen Verbrüderung mil denen Erblanden ziehen können, mit Händen greifen zu machen vermag; worzu die Einleitung des commercii ad extra mir das füglichste, ja fast einzige Mittel zu seyn scheinet." (Arneth, Maria Theresia nach dem Erbfolgekriege, S. 527.)

### 3. Hebung und Schutz der erbländischen Industrie [1]).

Es hat vor der Abtretung Schlesiens in den übrigen Erbländern der habsburgischen Krone keineswegs gänzlich an Industrie gemangelt. Haben sich doch — insbesondere nach dem Aufschwung des Großgewerbes unter Karl VI.[2]) — einzelne ihrer Produkte zu Welthandelsartikeln aufgeschwungen, wie z. B. die steirischen und österreichischen Eisenwaren, das böhmische Glas u. a. Auch an Manufakturen hat es nicht gefehlt. Mährische Tücher und geringere böhmische Leinwanden haben immer Absatz gefunden, das aus spanischer Wolle gefertigte Produkt der Oberleutensdorfer Fabrik in Böhmen war sogar von nicht geringem Ansehen, und Osseger Zeuge, Bensener Wirkwaren, Planitzer Tuche hatten auch über Böhmens Grenze hinaus einen guten Ruf. In Ober- und Niederösterreich arbeiteten die großen Fabriken der orientalischen Kompagnie zu Linz und an der Schwechat, durch die ihnen von Kaiser Karl VI. verliehenen Privilegien nicht gerade gegen jede Konkurrenz gesichert[3]). Aber das waren doch nur vereinzelte Unternehmungen, das war noch keine Industrie, die auch nur entfernt den inneren Bedarf hätte decken können. Wollte man jetzt den Ausfall der schlesischen Produktion ersetzen, so mußten von Regierungswegen die größten Anstrengungen gemacht werden. Das galt vor allem in bezug auf die Manufakten in Wolle, Leinen und Seide, da gerade in diesen Artikeln die nunmehr entfremdete Provinz prädominiert hatte und die Abhängigkeit Österreichs die größte war. Hier waren neue Etablissements ins Leben zu rufen und die Qualität der Fabrikate zu bessern[4]). Eine aus Räten des General-

[1]) Unter den „Erbländern“ verstand man jenerzeit, obgleich auch Ungarn ein Erbreich war, in erster Linie die österreichischen und böhmischen Kronländer, welcher Sprachgebrauch der Kürze halber auch hier beibehalten ist.

[2]) Vgl. Srbik, Der staatliche Exporthandel Österreichs von Leopold I. bis Maria Theresia, S. 301 ff.

[3]) Ein gedrängtes Bild im allgemeinen bietet Hallwich, Die Anfänge der österr. Großindustrie, S. 35 ff.

[4]) Schon in einer Instruktion der Kaiserin vom 15. März 1749 an die Deputationen (den Verwaltungsämtern beigeordnete Industrieräte) in Böhmen, Mähren, Schlesien, Österreich ob der Enns, Steiermark und Kärnten hatte es geheißen, sie sollten „dahin sorgfältig bedacht seyn,

Kommerzdirektoriums zusammengesetzte „subdelegierte Hofcommission“, die anfangs unter dem Vorsitze des Grafen Stella, später unter dem des Grafen Wrbna, des Stiefsohnes des Grafen Chotek, tagte, hatte sich mit dieser doppelten Aufgabe zu beschäftigen, Projekte auszuarbeiten und Vorschläge zu machen [1]).

Was die Erzielung einer besseren Qualität anlangte, so hatte schon 1742 Haugwitz als Chef der Troppauer Verwaltung Arbeiter aus Preußisch-Schlesien herüberzuziehen gesucht; nicht ohne Erfolg, der schließlich zur Erschwerung der Auswanderung von preußischer Seite führte. Im Jahre 1749 bemühte sich der zu Verhandlungen über die schlesischen Schulden nach Breslau gesandte Hofrat Seyferth in derselben Richtung [2]). Ein Jahr zu-

damit neben perfectionir- und mehrerer extendirung derer schon eingeführten fabriquen auch andere dem Land gedeyliche Manufactursarbeithen nach und nach angepflanzet und hierzu ein so andere Societät, Clöster und Privatherrschaften behandelt werden; allermassen wir dan diejenige, so derley gemeinnützige Unternehmung aus Liebe des Vatterlands unterstützen und andurch in die Höhe bringen, mit besonderen Gnaden anzusehen, auch darzu alle dien- und thunliche Erleichterungsmittel beyzutragen allermildest entschlossen seind... Sollte aber sich jemand hervorthun, welcher eine fabrique anlegen wollte, worzu er frembde Materialien unentböhrlich bedürffte, seynd wir allermildest geneigt, die Beyschaffung dererselben, so vil nur immer an uns ist, facil zu machen und werden hierauf bey unsern Mauthtariffen besonders allergnädigst reflectiren.“ (Wiener Hofkammerarchiv. Alte Kommerzakten. Fasz. I.)

[1]) Über diese „subdelegirte Hofcommission“ siehe Arneth, Maria Theresia nach dem Erbfolgekriege, S. 77, ihre Instruktion bei Beer, Die österr. Handelspolitik (Archiv f. österr. Geschichte, LXXXVI 124) und bei K. Pribram a. a. O. I 35. Vgl. dazu die Auszüge aus der Selbstbiographie Ludwig Zinzendorfs bei Pettenegg a. a. O., S. 61 und 65. Zinzendorf erhielt 1753 das Woll- und Leinendepartement zugewiesen; für das Departement der Seidenmanufaktur war der Sizilianer Baron Lopresti gewonnen worden. Was Nicolai, Beschreibung einer Reise usw., S. 400 ff., von der Gründung eines „Hofcommercienrathes“ im Jahre 1752 erzählt, beruht auf Weinbrenner, „Patriotischer Vorschlag, wie dem gesammten Ausfuhrhandel aus den ungarischen und österreichischen Provinzen aufgeholfen werden könne“ (1781), der 1752 mit 1762 verwechselt.

[2]) Fechner, Handelspolit. Beziehungen, S. 237.

vor war ein Domherr Maxer nach der Schweiz gegangen, um dort geschickte Appreteurs anzuwerben[1]). 1749 werden zur Verbesserung der böhmischen Tuchfabrikation Meister aus den Niederlanden, 1750 solche aus Italien verschrieben; aus Frankreich kommt ein Meister der Schönfärberei nach Böhmen[2]). Durch Edikte von 1752 und 1753 wurde den dortigen Glasarbeitern die Auswanderung erschwert, den Metallarbeitern geradezu verboten[3]).

Böhmen fand zunächst die meiste Berücksichtigung. Hier war der Gemahl Maria Theresias, Franz I., persönlich interessiert. Den „größten Fabrikanten" hat ihn einmal Friedrich II. genannt[4]), ein Urteil, das wohl nur spöttisch gemeint war, durch Fürsts Aufzeichnungen aber über die unleugbare Begabung des Kaisers für die ökonomischen Fächer, seinen praktischen Geschäftsgeist und sein Glück im Erwerben bestätigt wird[5]). Seine Bedeutung als ein unermüdlicher Schatzmeister des regierenden Hauses, insbesondere in einem so eminent dynastischen Staate wie Österreich, darf nicht übersehen werden. Unter seine glücklichen Güterkäufe gehörte die Erwerbung der Herrschaften Pardubitz, Bresnitz, Podiebrad in Böhmen. 1748 bereiste er selbst mit seinem vertrauten Zahlmeister Toussaint die Provinz, um sie auf die Errichtung von Leinenfabriken hin zu prüfen[6]). Es entstand das Brandeiser Etablissement, und die Herrschaft Pottenstein wurde zu gleichem Zwecke angekauft[7]). Hier wurden dann unter der Leitung eines

---

1) Fechner, ebenda.

2) Bidermann, Die technische Bildung in Österreich, S. 34, Anm. 16.

3) Beer, Studien z. Gesch. der österr. Volkswirtschaft im Archiv f. österr. Geschichte LXXXI 6, 49.

4) Fechner a. a. O., Anm. 4.

5) Ranke, SS. WW. XXX 47.

6) Fechner a. a. O., S. 233, nach einem Berichte Podewils' vom 24. August 1748. Man hatte nach dem, was durch Ad. Wolf in den Sitzungsberichten der k. k. Akademie der Wissenschaften, Bd. V, von Berichten dieses Gesandten aus Wien bekannt geworden war, den Reichtum seiner Meldungen über innere österreichische Verhältnisse nicht vermuten können, der erst durch Fechners Nachforschungen offenbar wurde.

7) Fechner, a. a. O., S. 234. Vgl. K. Pribram, S. 70.

aus Preußisch-Schlesien nach Österreich übersiedelten Grafen Chamarés kaiserliche Bleichereien und eine Warenniederlage errichtet; auch entstanden solche in Pardubitz, Wamberg und Tetschkawald (!)[1]. Auf der kaiserlichen Herrschaft Kladrub entstand eine Tuchfabrik nebst Spinnerei, Weberei und Färberei unter einem belgischen Meister[2]. Um dieselbe Zeit erschienen die ersten Verordnungen im „Fabrikswesen". Am 3. August 1750 wurde ein Garn- und Leinwandpatent für Böhmen veröffentlicht, um dessen Zustandekommen sich besonders der böhmische Graf Hatzfeld bemüht hatte[3]. Als dann die Kommission in Wien den vielen Anforderungen nicht mehr gerecht werden konnte, wurde ein eigenes Manufakturamt in Prag errichtet und ihm mittels Hofreskripts vom 25. Juni 1753 die Sorge für Hebung der böhmischen Industrie aufgetragen, wo dann vorzüglich Graf Chamarés und Ludwig v. Loscani tätig waren[4]. Eine Kommerzialkasse für Unterstützungszwecke steht zu ihrer Verfügung. Noch in demselben Jahre trat ein „Garnnachtragspatent" in Kraft, dessen Bestimmungen von Fachkundigen besonders gelobt wurden[5]. Es verbot den Spinnern, anderswo

---

[1]) Fechner, ebenda.

[2]) Beer, Studien a. a. O. S. 119.

[3]) Schreyer, Commerz, Fabriken und Manufacturen in Böhmen, I 31. Es ist wohl nicht überflüssig, daran zu erinnern, daß der Sprachgebrauch jener Zeit zwischen „Fabriken" und „Manufacturen" als besonderer Industriemethoden unterschied. „Manufacturen" will Justi in seiner „Staatswirthschaft" (2. Aufl., Leipzig 1758) I, § 275) jene Industrien benannt wissen, „welche mit verschiedenen Arten der Handarbeiten, ohne Feuer und Hammer zu Stande gebracht werden", Fabriken jene, „die Feuer und Hammer zu ihrer Arbeit brauchen". Beide standen als unzünftige Großgewerbe den in Zünfte und Innungen eingeschlossenen „Handwerken" gegenüber.

[4]) Kopetz, Allgemeine österr. Gewerbsgesetzkunde, II 436; K. Pribram, I 33; Hallwich, Loscani, S. 13. Von Loscani habe ich eine aus dem Jahre 1756 stammende „Relation über die in fünf böhmischen Kommerzialkreisen (Königgrätz, Saaz, Bunzlau, Leitmeritz und Prag) erhobenen Manufactursgattungen" im Archiv f. österr. Geschichte, LXIX 466—480 veröffentlicht, auf die für Näheres verwiesen sei. Ein ähnlicher Bericht befindet sich im Hofkammerarchiv mit zahlreichen Stoffmusterbeilagen.

[5]) Schreyer a. a. O., I 24; Beer, Studien a. a. O. S. 62 f.

als auf den privilegierten Garnmärkten ihr Produkt zu verkaufen, um den Webern die Zeit des Einsammelns zu ersparen. Im Herbst 1754 begab sich eine ständische Kommission nach Braunau, um auch hier Vorbereitungen zur Fabrikation besonders feiner Leinwanden zu treffen[1]). Im Jahre 1753 entstand in Trautenau eine Handlungskonfraternität mit kaiserlichem Privilegium; zur selben Zeit ward in Rumburg eine Garn- und Leinwandhandlungssocietät gegründet, die auch Damaste verfertigte[2]). Ein Dekret vom 2. Dezember dieses Jahres ordnete die Errichtung von Depots für Leinsamen in jedem Kreise an, der von Riga her über Hamburg kam; in Prag wurde eine besondere Niederlage dafür eingerichtet[3]). Mit Hofreskript vom 1. Juni 1755 wurde für jeden Kreis je ein Manufakturkommissär ernannt, der über die Ausführung der geltenden Vorschriften zu wachen hatte. Die Kommissäre hatten an Kommerzinspektoren zu berichten, deren jeder drei Kreise zugeteilt erhielt[4]). Zugleich faßte man Böhmen auch für die Seidenindustrie ins Auge. Ein 1751 von Leipzig nach Prag übersiedelter Seidenfabrikant erhielt große Vorteile zugestanden. Im Jahre 1753 entstand von Regierungs wegen eine Maulbeerbaumschule in Prag[5]). Am 1. August 1755 wurde eine Seiden- und Dünntuch- (Flor-) Fabriksordnung, am 31. Oktober eine Schleierfabriksordnung, in demselben Jahre eine „Papierordnung" für die zahlreichen Papiermühlen erlassen, von denen die zu Trautenau, Hohenelbe, Bensen und Prag bald vorzügliche Ware produzierten[6]). Die Anregungen der Regierung blieben nicht ohne Erfolg. Die Fabriken der Privaten hoben sich, neue — z. B. 1752 eine Wollwarenfabrik in Braunau, die der Abt des Stiftes einrichtete, 1753 die erste Barchentfabrik in Prag, eine Schleierfabrik,

---

[1]) Fechner, S. 234.

[2]) Hofkammerarchiv, Alte Kommerzakten. Fasz. 2.

[3]) Fechner, S. 235, 236.

[4]) Schreyer, I 40; Schweighofer, Abhandlungen von dem Kommerz der österr. Staaten, S. 148 ff.; Baldauf, Beiträge zur Handels- und Zollpolitik Österreichs in der zweiten Hälfte des 18. Jhdts., S. 26.

[5]) Schreyer, I 258.

[6]) Kopetz, II 203; Hallwich, Anfänge der Großindustrie S. 48; Hofkammerarchiv a. a. O.

die Graf Harrach zu Rochlitz gründete, die Kinskyschen Fabriken zu Bürgstein, eine Flanellfabrik in Heralec, eine Kattundruckerei zu Eger u. a., — erstanden und wetteiferten mit den kaiserlichen Etablissements [1]). Noch im Sommer des Jahres 1754 konnte Loscani auf dem Gute Weltrus des Grafen Chotek eine Landesausstellung „von lauter inländischen Fabrikaten" veranstalten, die auch der Kaiser und die Kaiserin besuchten [2]).

Wie der Kaiser für Böhmen, so interessierte sich der dirigierende Minister Haugwitz für Mähren, wo seine Güter lagen und wo sein Sohn, Graf Otto, der Repräsentation beisaß. Schon 1751 war es zur Gründung eines Manufakturamtes in Brünn gekommen, das unter die Leitung des früheren Bankogefäll-Einnehmers Ludwig Ferdinand Procop als Inspektor gestellt ward. Zur gleichen Zeit wurde ebendort eine „Lehen- oder Leihbank" ins Leben gerufen, die für die nötigen Fonds zu sorgen und den Verschleiß der Fabrikate, wo möglich „ad extra", wie der technische Ausdruck lautete, zu bewerkstelligen hatte. Sie stand gleichfalls unter einem Inspektor [3]). Im Jahre 1753 werden die Brünner Großhändler von der Regierung zum Export ermutigt, unter deren Ägide dann die „Mährische Compagnie" durch ihre Agenten mit dem Ausland Fühlung sucht [4]). Unter der Einflußnahme des Manufakturamtes erscheint eine Anzahl von Verordnungen zur Verbesserung der Fabrikation: ein Flachspatent (6. März 1753), eine Spinn- und Garnordnung (21. April 1755), eine Leinwandordnung (20. Juni 1755), eine Bleichordnung (20. Juni 1755), eine Tuchmacherordnung (4. Juli 1755).[5]) Bald waren auch in Mähren erhebliche Fortschritte zu verzeichnen. So wurde z. B. in der

[1]) Schreyer, I 217. Siehe über die vom Adel in Böhmen während der fünfziger Jahre gegründeten Fabriken ein Verzeichnis bei Beer, Studien I (Archiv f. österr. Geschichte, Bd. LXXXI 101) und bei K. Pribram, I 73 und 75.

[2]) Hallwich, Loscani, S. 16.

[3]) Archiv d. Minist. d. Innern. V. G. 1. Mähren, 8. März 1751.

[4]) Siehe die unten erwähnte Haugwitz-Procopsche Relation im Archiv f. österr. Geschichte, Bd. LXIX, an verschiedenen Stellen.

[5]) D'Elvert, Zur Kulturgeschichte Mährens und Österr.-Schlesiens (1870), S. 57 ff., 251 ff.

ersten mährischen Leinenwarenfabrik, die Graf Ferdinand Harrach auf seinem Gute Janowitz 1747 angelegt hatte, und in der Graf Blümegenschen Fabrik zu Lettowitz ein vorzügliches Produkt gewonnen; die Tuchschererei in Brünn lieferte, insbesondere in einer bestimmten Gattung von Halbtüchern (Londres seconds), ein durchaus konkurrenzfähiges Fabrikat [1]); in Olmütz entstand 1752 die erste mährische Tuchfabrik, der bald 1755 eine andere, von Graf Kaunitz in Wiese angelegte, folgte [2]); die auf der kaiserlichen Herrschaft zu Holitsch in Ungarn nächst der mährischen Grenze eingerichtete Kattunfabrik lieferte ein jährliches Erträgnis von 300.000 Gulden [3]).

In Österreich war noch 1747 der Baumwollwarenfabrik zu Schwechat ihr altes Patent, daß außer ihr niemand ganze oder halbe Kattune verfertigen dürfe, bestätigt worden, was allerdings nicht hinderte, daß in unmittelbarer Nähe (in Pottendorf, Trumau) neue Etablissements entstanden. Die Linzer Wollwarenfabrik wurde 1754 durch die Wiener Bank für die Regierung angekauft [4]). War damit in Sachen der Woll- und Baumwollmanufaktur vorgekehrt, so bemühte sich das Kommerzdirektorium um so mehr um die anderen Branchen. Im Jahre 1753 wurde in Graz eine Zwirnfabrik errichtet; [5]) in demselben Jahr erhielt Fabio da Ricci eine

---

[1]) D'Elvert a. a. O., S. 58 und 263 und die Haugwitz-Procopsche Relation.

[2]) D'Elvert a. a. O., S. 64.

[3]) Ranke, SS. WW., XXX 46., Justi, Vollständige Abhandlung von denen Manufacturen und Fabriken, II 120., Beer, Studien, a. a. O.

[4]) Über die Linzer Fabrik: Schlözer, Briefwechsel, X 58, 201 ff. Ranke, SS. WW., XXX 37. Fechner, S. 237 und 307. Beer, Studien, S. 109 f. Eine Monographie über die Geschichte der Fabrik nach den Hofkammerakten steht von berufener Seite in Aussicht. Über das Schwechater Etablissement: Codex Austriacus, V 243. Justi, Vollst. Abhandlung, II 119, 126. Eine handschriftliche Notiz in Fürsts Papieren besagt, die Fabrik verbrauche jährlich eine halbe Million Gulden Einkaufswert an Materialien, besolde 400 Arbeiter, etliche tausend Wollspinner in der Umgebung, verkaufe jährlich 30.000 Stück à 8 bis 16 Gulden. Die besten Arbeiter stammten aus Hamburg.

[5]) Fechner, S. 232.



privilegierte Konzession für eine Farbwarenfabrik und Färberei, 1756 für eine Garn- und Zwirnfabrik in Pötzleinsdorf bei Wien[1]). Besondere Aufmerksamkeit widmete man auch hier der Seidenindustrie. Im Jahre 1750 ward in Wien eine Seidenstoffabrik mit 200 Arbeitern gegründet[2]). Im Theresianum stellte man Versuche mit Seidenwürmern an[3]). Um allen Bedürfnissen der Mode zu genügen, erhielt der junge Zinzendorf, der sich mit Kaunitz in Paris befand, den Auftrag, dort bei den Schneiderinnen nach Mustern beliebter Seidenartikel zu fahnden und sie nach Wien zu senden[4]). Am 10. Oktober 1751 — und später am 26. März 1754 — erschien eine Seidenzeug-, Dünntuch-(Flor-) und Samtfabriksordnung für Niederösterreich, am 12. Dezember 1754 eine Qualitätenordnung für Borten und Spitzen[5]). Unterdes waren in Wien vier Samtfabriken, eine Atlas-, eine Taffetfabrik und eine Seidenfärberei entstanden[6]).

Über den Manufakturen wurden die anderen Industriezweige nicht vernachlässigt. Wir wissen z. B., daß Maria Theresia die von Pasquier gegründete Wiener Porzellanfabrik 1744 auf Staatsrechnung übernahm und die Produktion durch Anwerbung von Arbeitern aus Meißen zu heben wußte, und daß, wie schon 1752 berichtet wird, bald Vorzügliches geleistet wurde. Desgleichen erwarb der Hof eine im Jahre 1700 zu Fahrafeld bei Baden errichtete Spiegelfabrik, die 80 Arbeiter unterhielt[7]); eine 1749 entstandene Nähnadelfabrik zu Lichtenwörth bei Neustadt übernahm 1751 der Staat, desgleichen 1755 eine andere zu Nadelburg[8]). Man hatte zwei Meister aus Köln kommen lassen, die die Kunst mitteilten. Das Lichtenwörther Etablissement zählte 120 Arbeiter und verfertigte monatlich drei Millionen Stück, die

---

1) Hofkammerarchiv. Protokoll v. 1753. Fechner, S. 237.
2) Fechner, S. 232.
3) Justi, Vollst. Abhandlung, II 147.
4) Pettenegg a. a. O., S. 60. Einen ähnlichen Auftrag erhielt der holländische Gesandte wegen einiger Zitzfarben, die in Schwechat nicht gemacht werden konnten. Justi, II 127.
5) Kopetz, II 203.
6) K. Pribram, I 74.
7) Fürsts Papiere, V. Band.
8) Beer, Studien a. a. O., S. 107 f.

zum großen Teil nach der Türkei verhandelt wurden[1]). Es entstanden überdies in Niederösterreich: eine Barchentfabrik zu Friedau, eine Harrasfabrik zu Ebersdorf, eine Borten-, eine Bleistift-, eine Metallwaren- und eine Messingfabrik[2]).

Es war nicht Choteks Absicht, diese aufstrebende Industrie ohne Schutz zu lassen. Wenn wir auch hören, daß er in erster Linie als Präsident der Ministerial-Banco-Deputation daran dachte, die Zölle zu erhöhen, weil deren Ertrag zur Deckung der Zinsen der Wiener Bank bestimmt war, so dürfen wir doch darin gewiß nicht die alleinige Veranlassung zur Steigerung der Tarife erblicken, die in diesem Jahre eintrat, und auch dem Gerücht nicht trauen, das ihn anklagte, es sei ihm bei der beträchtlichen Zollerhöhung nur darum zu tun gewesen, das System seines Rivalen Haugwitz ad absurdum zu führen und ihn zu stürzen[3]). Nein, es handelte sich damals gewiß nicht so sehr um Finanzzölle, als um eine behördliche Protektion der eigenen neuen Industrie, die dem Staat neben seiner wirtschaftlichen Unabhängigkeit nach außen auch kräftigere Steuerträger schaffen sollte[4]). Man begann nicht sofort mit dem Verbieten. War doch im Jahre 1749 die Industrie noch keineswegs imstande, auch nur den Bedarf der Erbländer zu decken, und noch 1751 hielt man die Prohibition für keine empfehlenswerte Maßregel[5]). Zwar hatte man auf den Märkten von Trautenau und Prag von schlesischen Händlern und Fabrikanten unterschiedliche Abgaben erhoben und Hirschberger Tuchmachern das Feilbieten in Trautenau geradezu untersagt, aber System kam erst in die Sache, als man neue Unternehmungen, zu denen man angeregt hatte, gegen die qualitativ und quantitativ überlegene

---

[1]) Ebenda.

[2]) K. Pribram, I 74, wo auch S. 63 ff. über die Industrieförderung in jenen Jahren gehandelt ist.

[3]) Arneth, Maria Theresia nach dem Erbfolgekriege, S. 74.

[4]) In dem oben S. 58, Anm., zitierten kaiserl. Reskript von 1749 heißt es: „Gleichwie Unser Augenmerck vornehmlich auf die anlegung und wachsthumb derer Manufacturen gerichtet ist, alß wordurch dem Commercio und Contributionsstand so viele beträchtliche Vortheile zufließen ...“

[5]) Beer, Studien a. a. O., S. 68.

ausländische Konkurrenz zu sichern die moralische Pflicht übernahm. Da schritt man dann auch zu immer häufigeren Verboten.

Eine Verordnung vom 11. Juni 1749 ist als die erste größere Aktion in der Richtung des Prohibitivsystems anzusehen. Zum Schutze der Linzer Wollfabrikate wurde festgesetzt, daß keine ausländische Wollzeugware ohne einen Paß des General-Kommerzdirektoriums eingeführt werden dürfe. Es war dasselbe Dekret, das alle Materialien und Gerätschaften, die der Industrie dienten und in Österreich nicht zu haben waren, für zollfrei erklärte, den Kaufleuten in den größeren Städten gestattete, Warenlager erbländischer Produkte zu halten und Engrosverkäufe auch außer der Messezeit abzuschließen, das denjenigen, die neue Fabrikationen in den Erbländern einführten, Vorschub und Unterstützung zusicherte, endlich die ausländischen Waren, die in Österreich zum Verbrauch gelangten, den tarifmäßigen, d. h. höheren Konsumzöllen unterwarf[1]). Um über den letzten Punkt keinerlei Zweifel walten zu lassen, wurden später in einem besonderen Reskript die preußisch-schlesischen Waren ausdrücklich für ausländische erklärt[2]). Am 12. September 1749 erschien dann ein Verbot der Einfuhr fremder Luxusstoffe, Gold-, Silber- und Galanteriewaren, gestickter und gallonierter Kleider nach Österreich[3]). Das wichtigste Terrain für die Abwehr war natürlich die Gruppe der böhmisch-mährisch-schlesischen Provinzen, wo der Hauptstock der erbländischen Industrie sich bildete und wo die Nachbarschaft Schlesiens in erster Linie Zollmaßregeln heischte. Im Herbst 1752 wurde im Schoße des General-Kommerzdirektoriums ein von Neffzer entworfener und von Chotek gebilligter Tarif durchberaten. Man hatte eine Enquete von Sachverständigen veranstaltet; der Gesandte für England Graf Richecourt, ein Graf Durazzo aus Genua, dessen Urteil in ökonomischen Dingen geschätzt wurde und der 1752 in österreichische Dienste getreten war, ein hessen-darmstädtischer Kommerzienrat Kick, ein lothringischer Bankier Bétange, der Brüsseler Kaufmann

---

1) Codex austriacus, V 424.

2) Ebenda, V 894.

3) Ebenda, V 446. Doch ließ man später auch hier Ausnahmen gegen Pässe zu. Ebenda, V 713.

Proli und einige andere der namhaftesten belgischen Geschäftsleute nahmen mit den Hofräten des Wiener Amtes an den Besprechungen Teil. Es bildeten sich zwei Parteien. Die eine unter Führung des Hofrats Kannegießer widersetzte sich der Neffzerschen Vorlage und wies auf den enormen Schleichhandel hin, der durch so hohe Zollsätze, wie man sie plante, großgezogen würde; die andere, Chotek vor allen, betonte die Notwendigkeit, die heimische Produktion ausgiebig zu schützen. Die Kaiserin, die in derlei Fragen stets auch ihren Gemahl zu Rate zog, entschied sich für den hohen Tarif, der denn auch am 1. April 1753 für Böhmen, Mähren und Schlesien gemeinsam in Kraft trat[1]). Danach betrug der Einfuhrzoll in die genannten drei Länder vom Ausland her durchschnittlich 30%; einzelne Artikel aber waren noch viel höher besteuert, so z. B. der Zentner feines und gebleichtes Garn mit 21 Gulden (früher 15 Kreuzer), ordinäres Garn mit 13 Gulden, Rohgarn mit 9 Gulden (früher ebenfalls nur 15 Kreuzer); Kolonialwaren, die von Hamburg her über Breslau gingen, zahlten über 30%, Gewürze 10%, Fische 40% und darüber; andere Objekte hinwieder, z. B. schlesische Rohprodukte, die der erbländischen Industrie dienten, waren weit niedriger angesetzt, z. B. Wolle mit 9%, Flachs mit 10%, Färberröte mit 2%[2]).

Waren nun diese Zölle in erster Linie Schutzzölle, so waren sie doch auch, wie die hohen Ansätze auf Artikel, die nicht zu den Manufakten zählten, zeigen, zugleich Trutzzölle gegen Preußen, und bald nach der Verkündigung des böhmisch-mährischen Tarifs von 1753 hebt ein erbitterter Zollkrieg an, der in einer Untersuchung nach dem Ursprunge des siebenjährigen Krieges alle Berücksichtigung verdient. Während die Verhandlungen über den Handelsvertrag noch fortliefen, nahm Friedrich II. den Kampf auf und antwortete mit Retorsionen. Das nächste Objekt, das

---

[1]) Siehe den Abdruck des 19. Fürstschen Briefes „Des Douanes" bei Nicolai, Beschreibung einer Reise usw., III. Bd., Beilage VII, S. 114 ff.

[2]) Ein Exemplar des Tarifs in den Fürstschen Schriften, ein Auszug bei Fechner, S. 239 ff. Vgl. auch Beer, Die Zollpolitik unter Maria Theresia, in den Mitteilungen des Instituts f. österr. Geschichtsforschung, XIV 242 f.

Preußen ins Auge faßte, war der ungarische Wein. Seit man ihn im Jahre 1741 gegen den „Franzwein“ in Nachteil gesetzt, hatte der Weinimport aus Ungarn um die Hälfte abgenommen [1]). Jetzt ward ein solcher ganz unmöglich gemacht, da man in Berlin am 4. März 1754 den Zoll auf den Eimer Oberungar mit 31, Niederungar mit 23 Reichstalern feststellte. Kurz nachher wurde auch österreichischer, böhmischer und Tiroler Wein mit 10 Reichstalern belegt. Am 18. April 1754 führte Friedrich den zweiten nicht minder empfindlichen Schlag: die in den österreichischen Fabriken so sehr geschätzte und benötigte schlesische Wolle sollte fortan einem Essitozoll von 10% unterliegen, der im September auf 30% erhöht wurde, und als Österreich den Streich abzuwehren suchte, indem es seinen Vorrat auf dem Umweg über Polen und Sachsen bezog, ward auch die Ausfuhr nach diesen beiden Reichen mit 30% belegt (November 1754) [2]). Zugleich erhöhte der König den Transitozoll auf der Elbe, was nicht minder schwer empfunden wurde. Am 6. April 1754 waren von ihm auch Papier, Eisenwaren, Unschlitt und andere österreichische Importartikel mit 30% besteuert worden; im Dezember desselben Jahres erfuhren dann österreichisches Leder, Stickereien und Tressen, im Februar 1755 österreichischer roher Zwirn, das gleiche Schicksal. Österreichischerseits dagegen wurden am 12. August 1754 alle fremden Waren in Wolle und Leinen mit einer Auflage von 30% beschwert, und am 1. Oktober ward der Schutzzolltarif auch im ungarischen Zollgebiete eingeführt. Danach zahlten ausländische Tücher, Leinwanden, Wollwaren und sogenannte Mesolan (Halbwollen, Halbleinen) 20% Zoll, während bisher der sogenannte „Dreißigste“ — so hieß die Konsumzollabgabe — nicht über 5% betragen hatte; inländische Webewaren steuerten nach wie vor die alte

---

[1]) In einem Rapport des Herrn v. Mötzberg an das Kommerzdirektorium über die schlesisch-österreichische Bilanz heißt es u. a.: „... das haubt Productum, die hungarische, österreichische und mährische Weine, so zwar dermahlen nicht die Helfte dahin gebracht werden, inmaßen die Franzweine dieses Consumo gesperrt haben.“ Fürsts Papiere, Bd. VI.

[2]) Über die preußischen Retorsionszölle vgl. Fechner, S. 298 ff.

Gebühr, österreichische 2, böhmisch-mährische 5%[1]). Am 2. April 1755 endlich wurde auch in den Zollgebieten der österreichischen Erbländer ein neuer Tarif veröffentlicht, wonach unter anderem ausländische Wollwaren mit 30%, ausländische Leinwanden mit 20%, inländische Artikel dagegen statt mit 5% zumeist mit $3^1/_3$% belastet wurden[2]).

Die neuen Tarife erregten arge Unzufriedenheit im eigenen Lager. Die österreichischen und die ungarischen Kaufleute, die bisher ihre Waren zumeist von der Leipziger Messe bezogen hatten, sahen sich jetzt an die inländischen Fabriken gewiesen, die, voraus in den ersten Jahren, in Qualität und Preis mit dem ausländischen Produkt bei weitem noch nicht zu konkurrieren vermochten, während der Wiener Markt keineswegs bot, was dort zu finden gewesen war[3]). Diese Opposition drang aber gegen Chotek ebensowenig durch wie die Vorstellungen der böhmischen und mährischen Stände. Maria Theresia belohnte vielmehr den Schöpfer des neuen Tarifs, Hofrat Reffzer, mit einem reichen Geschenk[4]). Nur der hohe Transitozoll durch Schlesien, Mähren und Österreich nach Ungarn wurde am 1. April abgeschafft,

---

[1]) Ursprünglich hatte die Abgabe an der ungarischen Maut ein Dreißigstel vom Wert der Ware, d. i. $3^1/_3$% betragen; im 17. Jahrhundert wurde sie um die Hälfte, d. i. auf 5%, erhöht. Über die Dreißigstordnung von 1754 vgl. Horváth, Az ipar és kereskedés története Magyarországban a három utólsó század alatt, nach der Ausgabe in Horváths kleineren historischen Schriften (Pest 1868), S. 162—168; Berzewiczy, Ungarns Industrie und Kommerz (Deutsche Ausgabe, Weimar 1802), S. 51 ff.; Wertheimer, Zur neueren Geschichte des Handels und der Industrie in Ungarn (Ungar. Revue, VIII 118 ff.); Beer, Die Zollpolitik unter Maria Theresia a. a. O., S. 319 ff.

[2]) Codex Austriacus, V; Beer, a. a. O., S. 308.

[3]) So konnte beispielsweise die Linzer Fabrik Kronrasche (ein auf Tuchart bereiteter Wollstoff) nur zu 54 Kreuzern die Elle liefern, während dieselbe Ware in Schlesien nur auf 40 Kreuzer zu stehen kam. Die böhmischen Fabriken halfen sich mitunter, indem sie gepaschte schlesische Fabrikate erwarben und als eigene weiter verkauften, wobei einige Unternehmer, unter anderen der Abt von Braunau, nicht übel gefahren sein sollen.

[4]) Nicolai a. a. O., S. 115.

der durch Böhmen ermäßigt. Im übrigen aber blieb die Kaiserin fest. Und diese Festigkeit im Zusammenhang mit der unermüdlichen Tätigkeit der Manufakturämter brachte schließlich den beabsichtigten Aufschwung der heimischen Fabrikation wirklich zustande. Im Jahre 1756 mußten selbst preußische Geschäftsleute zugeben, daß die mährischen Tücher und Wollzeuge zum Teil wenigstens an Güte den schlesischen nicht mehr nachstünden[1]).

Aus jener Opposition konnte die Wiener Regierung aber abnehmen, was sie wohl auch sonst schon wußte: daß es an einem unternehmenden, ins Große arbeitenden Handelsstand fehlte, der für den Verschleiß der industriellen Produkte sorgte und sich nicht damit begnügte, auf der Leipziger Messe als ewiger Käufer zu erscheinen, woran wohl die vielfachen Zollerschwernisse ihr gut

---

[1]) Fechner, S. 250. In den unten noch zu erwähnenden „Reflexionen" des Brünner Manufakturinspektors Procop vom Jahre 1756 heißt es: „Daß man denen Breßlauern und Görlizern gleiche und auch wohl noch bessre Tücher in Mähren und Böhmen fabricire, ist ganz offenbar, ja alle Hoffnung vorhanden, daß, wann man ein gleiches Woll-Materiale, wie bey denen Leydener und Aachner Tüchern ist, bey Handen hätte, auch die Fabricata in gleiche Qualität (wie die Oberleutmannsdorfer Fabrique in Böhmen ein klares Exempel gibt) gesezet und in wenig Jahren bey verschaffenden Abzug ungemein ausgebreitet werden würden. In den Cron-Raschen hat man bereits gute Anfänge sowohl in Linz als in Mähren, und die Fabricatur deren Halb-Rasche, auch Halb-Castor, ist schon auf ansehnliche Quantitäten gestiegen, gleichwie die Linzer Fabrique in denen verschiedenen wollenen Zeug-Waaren wirklich vieles thuet, Böhmen in specie zu Osseck schon von vorhero verschiedene Einleitungen hat und in Mähren sowohl in der Zeugmacher-Gespünst als Weberey ein hoffnungsvoller Grund gelegt ist, an gedruckten Flanellen aber die Böhmisch-Heralezer Fabrique in quanto et quali schon so weit gekommen ist, (auch sobald es nur nöthig sich weiter ausbreiten kann) daß selbige nur eine häufige Abnahm verlanget. Die schlesische und sächsische Leinwanden, Trillich, Cannefaß, Bett- und Tischzeuge werden durch die von Tag zu Tag eben in Mähren zu Janowitz und Lettowitz, in Böhmen zu Rumburg und in Ober-Österreich sich mehr emporhebende Fabriquen und in diesen Ländern besser qualifizirende Weberschaften gleichfalls ersetzet." Ms. im Archiv d. Minist. des Innern. (Fol. 45—47.) Siehe unten S. 71. Vgl. auch die oben zitierte Relation Loscanis über Böhmens Industrie Anno 1756.



Teil schuld hatten[1]). Wenn also der Staat zu Ende bringen wollte, was er begonnen, so mußte er nicht nur sein eigener Fabrikant, sondern auch sein eigener Kaufmann sein.

## 4. Verkehrswege und Handlungsreisen.

Als Österreich in die Bahnen des Prohibitivsystems einlenkte, stand es nicht nur mit Preußen, sondern auch mit Sachsen und England in Verhandlungen über Handelsverträge. Ohne Erfolg. Zwar blieb der kluge Geschäftsträger Friedrichs II., Baron Fürst von Kupferberg, der kurz vor der Publikation des Apriltarifes 1753 seine ersten Promemorien überreicht hatte, noch bis Ende November 1755 in Wien, aber ohne daß es zu einem Vergleich gekommen wäre. Der Zollkrieg gegen Preußen nahm seinen Fortgang und verschärfte sich an den politischen Dingen, die eine immer feindlichere Wendung nahmen. Doch auch mit Sachsen, mit dem man doch auf besserem Fuße stand, kam es zu keinem Vertrag. Einmal waren Sachsens Zugeständnisse zu gering und seine Forderungen — 5% statt der 30% Konsumzoll für seine Waren — zu groß, und dann benützte Österreich diese Verhandlungen als Pressionsmittel gegen Preußen, was sie oft verzögerte und unsicher machte. Mit England war man rascher zu Ende gekommen. Dieses hatte sich — die durch den Verlust Schlesiens geschaffene Konjunktur benützend — noch während des Erbfolgekrieges um einen Separatvertrag beworben und war 1749 nochmals darauf zurückgekommen. Aber da es sich für Österreich nicht

[1]) „... daß aus denen kays. Erblanden bis auf etwelche Kleinigkeiten nur lauter Kaufere und keine Verkaufere die Leipziger Messe frequentiren, wo doch so viele Gelegenheit zu denen schönsten Verschleissen ist: ein klarer Beweiß, daß der erbländische Handels-Stand sich noch gar keiner möglichen Negotien befleiße, mithin durch die Schärfe deren Gesäzen in einen andern Form gebracht zu werden verdiene.“ Ebenda. Ein drastisches Beispiel kommerzieller Unbeholfenheit berichtet Podewils 1750 an Friedrich II.: siehe Fechner, S. 243. Der Brünner Manufaktureninspektor Procop sieht den Grund, „warum sich bishero in Mähren noch kein Kaufmann auf den Grosso-Handel verlegen wollen“, darin, daß ihm dann der Detailhandel untersagt würde, was er abzustellen rät. Archiv f. österr. Gesch., LXXIII 274.



darum handelte, den schlesischen Import durch den englischen zu ersetzen, sondern von dem Auslande überhaupt unabhängig zu werden, so ergab auch diese Verhandlung kein Resultat. Überdies hatte England seine Forderungen ungebührlich hoch gestellt. Es hatte für sich ausschließliche und freie Einfuhr seiner Tücher, Woll- und Seidenwaren, seiner Kattune, Holz-, Leder-, Metall- und Kolonialwaren verlangt, kurz soviel, daß es — wie Maria Theresia sich äußerte — „von dem Nutzen nicht nur alle Ausländer, sondern auch alle Inwohner ausgeschlossen haben würde". Davon konnte keine Rede sein. Österreich erhob vielmehr das „Generalprinzip der freien Hand" zu dem seinigen und sprach dies offen aus [1]). Wies aber die Regierung die ausländische Handelschaft ab, so mußte sie, da ein inländischer Großhandel nicht bestand, notwendig selbst für Absatz und Debit der österreichischen Produkte und Fabrikate sorgen.

Die erste Bedingung hiezu war die Hebung des Verkehrs durch Herstellung von praktikablen Land- und Wasserwegen. Österreichs ungünstige geographische Lage mußte derlei Bemühungen von vorneherein sehr erschweren. Nur an einer Stelle reichte der Staat ans Meer heran, und dieses war bloß eine Seitenstraße des allgemeinen Handelsverkehrs, im Wechsel der Zeiten ziemlich außer Kurs geraten, wie das Sinken der ehemals so stolzen Handelsrepublik Venedig deutlich vor Augen stellte. Dennoch setzte man in Wien auf die Häfen der Adria große Hoffnungen. Triest war (gleich Fiume) seit 1719 Freihafen und hatte vor Venedig das günstigere Fahrwasser, die billigeren Lebensbedingungen und — seit der Errichtung eines Hafenkapitanats (1744) und dem Abschluß von Verträgen mit den Barbareskenstaaten (1748 und 1749) — die größere Sicherheit voraus [2]). Im Jahre 1751 begann der Bau des neuen

---

[1]) Siehe den Auszug aus den österreichischen Erklärungen vom 31. Dezember 1754 bei Fechner, S. 374 f. Über die Vorverhandlungen: Beer, Die handelspolit. Beziehungen usw., Archiv f. österr. Gesch., LXXIX 506.

[2]) Siehe Arneth, Maria Theresia nach dem Erbfolgekriege, S. 80; Löwenthal, Geschichte von Triest, S. 155; und das Gutachten Kicks von 1752 bei Ranke, SS. WW., XXX 40.

Molo San Carlo, der die Handelstüchtigkeit des Hafens noch mehr hob.

Bei dieser Sorge für Triest hatte man vor allem den ungarischen Export im Auge; hatte man doch auf dem Preßburger Reichstage von 1751 ein ganz bestimmtes Versprechen in dieser Richtung geleistet. Aber schon vorher, bald nach dem Abschluß des Aachner Friedens, war die Frage bei Hofe eifrig diskutiert worden[1]), in Wien unter Choteks Vorsitz eine eigene Hofkommission für Triest entstanden, der Präsident des Generalkommerzdirektoriums zu seiner eigenen Belehrung selbst dahin gereist, und schon 1750 konnte der erste Versuch mit der Versendung eines Schiffes Ungarwein nach England gemacht werden. Dieser Versuch gelang allerdings nicht, da gegen die Konkurrenz der dort eingebürgerten spanischen und französischen Produkte nicht aufzukommen war[2]). Man ließ sich aber nicht beirren. Noch in demselben Jahre 1750 wurde in Triest eine Levantekompagnie mit niederländischem und österreichischem Gelde gegründet, wobei auch der Kaiser Aktien für sich erwarb. Die Kompagnie sollte ungarisches Getreide, Wein, Wachs, Honig, Holz und erbländische Tücher u. a. ausführen, dafür aus Lissabon und dem Orient Südfrüchte, Muskat und Gewürze heimbringen[3]). Es wurden in Triest große Magazine gebaut, in Livorno — einem Hafen, dem der Kaiser als Landesherr Toskanas besondere Aufmerksamkeit widmete — und London Bureaux eingerichtet[4]). Bald hob sich der Adriahandel zusehends. Heringe, die man ehedem nur von Norden her bezogen, gingen 1754 von Triest nach Wien, Zucker, der meist

[1]) So berichtet Podewils an Friedrich II. am 2. Juli 1749. Vgl. Fechner, S. 227.

[2]) Arneth, Maria Theresia usw., S. 79.

[3]) Als ungarische Exportartikel nennt ein Gutachten Christophs v. Mötzberg über die Bedeutung der Adriahäfen vom 1. August 1751 folgende außer Getreide: „Kupfer, allerhand gegossenes Eysen und Munition, verschiedene Farben, Saliter, Hanf, gearbeitetes Segel-Tuch, Schafwolle, Inslicht, geräuchertes und eingesalzenes Fleisch und Speck, oberungarische Weine, nach Art des Franzbranntweins verfertigten Branntwein, Wachs, Harz, Pottasche, Gelbholz, Tabak, rohe Häute. (Fürsts Papiere, VI. Bd.)

[4]) Fechner, S. 228, nach Berichten Podewils' und Dewitz'.

aus den Niederlanden über Schlesien gekommen war, wurde aus Triester Raffinerien bis nach Böhmen spediert, 1755 ging ein Schiff mit ungarischer Pottasche von Triest nach Hamburg. Der gehobene Verkehr machte die Gründung einer Handelsbörse (1755) notwendig. Der Zusammenhang mit dem Weltverkehr, der seit dem Bankerott der orientalischen Kompagnie Karls VI. verloren gegangen war, war wiedergefunden[1]).

Was die Landwege betraf, so war die Straße nach Triest in gutem Stande, und auch die Chaussée, die die anderen Adriahäfen: Fiume, Buccari, Porto-Rè mit Karlstadt verband, bedurfte nur geringer Ausbesserungen. Die Frage freilich, wie aus dem Innern Ungarns am leichtesten dahin zu gelangen wäre, blieb noch lange ungelöst, obwohl es an Projekten von Kanalverbindungen nicht fehlte[2]). Wichtiger erschien für jetzt der Straßenbau im Norden der Monarchie. Man begann mit Mähren. Im Jahre 1749 erhielt der mährische Kammerpräsident Graf Blümegen den Auftrag, ein System über die Erhaltung alter und den Bau neuer Straßen, über Straßenökonomie und Verrechnung auszuarbeiten. Mehrere Monate lang wurde darüber beraten und schließlich der Ausbau von nicht weniger als zwölf Hauptkommerzialstraßen aus Mähren in andere Länder als notwendig erklärt. Sah man davon auch im ganzen vorläufig ab, so wandte man doch einzelnen Straßenzügen umso größere Rücksicht zu; vor allem der Haupt- und Kommerzialstraße über Bielitz nach Osten, über die 1750 ein besonderes Gutachten abgefordert und deren Bau sofort in Angriff genommen wurde[3]). Im Jahre 1752 begann dann weiters der Bau der Chaussée von Brünn über Czernahora und Lettowitz nach Böhmen. In diesen Bauten drückte sich die Absicht der Regierung aus, die Polen, die zur Leipziger Messe fuhren, zu veranlassen, ihren Weg anstatt wie bisher durch

---

[1]) Über Triester Handelsverhältnisse siehe die von mir mitgeteilte Relation des Brünner Manufaktureninspektors im Archiv f. österr. Geschichte, LXXIII 235 ff., 263 ff.

[2]) F. J. Maire, Bemerkungen über den inneren Kreislauf der Handlung in den österr. Erbstaaten (1786), S. 31 ff.

[3]) D'Elvert, Geschichte der Verkehrsanstalten in Mähren und Schlesien, S. 15, 21, 35.

Schlesien, durch österreichisches Gebiet zu nehmen. Man machte ihnen das ausdrückliche Versprechen, für gute Wege sorgen zu wollen, und kam dazu, den polnischen Viehtreibern beim Transit durch die Erbländer Erleichterungen zu gewähren; 1755 wurde die Triebsroute von Bielitz über Troppau, Olmütz, Littau, Trübau, Leitomischl nach Königgrätz bestimmt; an einzelnen Stationen wurden Viehmärkte eingeführt[1]).

Aber die Hauptaufgabe der Regierung blieb es doch, sich um den Absatz für die Erzeugnisse der jungen erbländischen Industrie und die abundanten Naturprodukte Ungarns zu bekümmern. Und auch dieser Aufgabe hat sie sich unterzogen. Ihre Beamten begaben sich als förmliche Handlungsreisende auf die Suche nach Abnehmern der österreichischen Waren, führten Muster mit sich, studierten Geschmack und Bedarf, empfahlen ihre Firmen, brachten Aufträge heim oder doch Proben begehrter Artikel und schätzbare Kenntnisse. Diese Reisen gingen zunächst von Brünn aus, wo der mährische Kommerzialkonseß für den Export zu Lande im Innern und ‚ad extra' namentlich tätig war. Im Jahre 1755 wurde der Inspektor Kornhofer der Brünner Leihbank nach Österreichisch-Schlesien und in die mährischen Enklaven, besonders nach Teschen, Bielitz, Troppau und Freudental geschickt, um über den dort möglichen Absatz von Leinen- und Wollwaren und über die Verbindung mit Polen Bericht zu erstatten[2]). Ein Jahr zuvor waren im Auftrag des Generalkommerzdirektoriums Reisende nach Italien gegangen. Es waren das der bereits genannte Brünner Manufakturinspektor Procop und Graf Alois Podstatzky, der sich ihm anschloß. Ihr Weg führte sie über Fiume, Triest und Görz nach Venedig, das damals noch mit scharfen Waffen dem aufstrebenden Rivalen an der Adria zu Leibe ging, und über Ferrara nach dem durch seinen Julimarkt in der ganzen Handelswelt berühmten Sinigaglia. Dann ward der Hafen von Ancona besucht, von wo die Reisenden über Foligno nach den toskanischen, d. i. damals kaiserlichen Plätzen von Florenz und Livorno fuhren, die sich nicht weniger als Triest der besonderen Rücksicht und

[1]) Siehe unten S. 69.

[2]) Archiv d. Minist. d. Innern V. G. 1. Mähren.

Sorge Franz I. erfreuten. Lucca, Bologna, Modena, Reggio, Parma, Piacenza, Pavia wurden hierauf kurz berührt, bis Mailand Gelegenheit zu eingehender Unterrichtung bot. Von da kehrten die Reisenden zurück, indem sie den Weg über Cremona, Mantua, Verona nach Tirol wählten, wo nach kurzer Rast in Ala, Roveredo und Trient das wichtige Bozen, damals noch in Blüte, besichtigt und studiert wurde. Dann ging es mit Aufenthalten in Innsbruck, Hall, Salzburg, Linz und Krems heimwärts nach Wien. Über alle die genannten Orte ist in einem umfänglichen Bericht mehr oder weniger eingehend gehandelt: bei den meisten sind die Fabrikationen, die gangbarsten Artikel mit ihren Preisen, die wichtigsten Firmen angegeben, auch welche Verbindungen man im Namen der mährischen Exportkompagnie angeknüpft habe und welche Geschäfte man da und dort in die Bahn zu richten gedenke; auf Geld, Maß und Gewicht ist überall Rücksicht genommen.

Nicht minder wichtig aber sind die „Reflexionen", mit denen die Berichterstatter ihre Wahrnehmungen begleiteten. Sie ordnen die in den italienischen Städten gemachten Erfahrungen mit Rücksicht auf die einzelnen Warengattungen: bei welchen der österreichische Export und was er zu wünschen übrig lasse, und wie ihm der Weg dorthin zu ebnen wäre; sie beschäftigen sich mit dem Triester Seehandel und dessen Zukunft; machen Vorschläge, die die Hebung des Handelsverkehrs mit dem Auslande im Auge haben, und handeln im besonderen von Mährens kommerziellen Verhältnissen und wie sie durch die Gründung von Handelsgesellschaften, durch Erleichterungen für die fremden Kapitalisten, durch Standeserhöhungen und sonstige Auszeichnungen für die einheimischen Großhändler in Flor zu bringen wären. Hier finden sich bereits deutlich die Grundzüge der österreichischen Exportpolitik, namentlich in Hinsicht auf Ungarn und Polen, angemerkt. Schon hier heißt es aber auch, man müsse trachten, „denen Hungarn alles, was sie nur brauchen, in denen benachbarten Erbländern zu verschaffen, und ihnen die Abnahme aus fremden beschwerlich zu machen", wozu eine Brünner Messe in Vorschlag gebracht wird, und auch hier schon äußert sich die Absicht, mit den Polen einen einträglichen Austauschhandel, mit Troppau als Stapelplatz einzuleiten, d. i. sie von Breslau da-

hin abzulenken [1]). Das wichtigste Ergebnis war, daß — wie es in einem Votum des Kommerzdirektoriums über diesen Bericht lautet — „weilen in Chur-Bayern und in den verschiedenen Italienischen Staaten die Erzeugung der Tücher und wollenen Strümpfen auch Zeugen nicht nur allein angefangen und diese hiernächst aus Engeland und Frankreich mit feinen Waren versehen werden, sondern, wie in dem Venetianischen die Einfuhr deren „ordinari Manufactorum" gänzlich verbotten ist, dagegen kein Flachs gebauet und doch viele Leinwat in verschiedenen Gattungen konsumiret werd — in Italien mehr mit denen leinenen als wollenen Waaren zu tun seye, welche leinene Waaren aus der Schweiz und Preußisch-Schlesien bishero kommen und abgesetzt werden, folgbar diese aus Böhmen und Mähren über Triest noch leichter dahin gelangen könnten, wann durch eine gute und annemliche Waar die Handlung angestellt und betrieben wurde. Zu wünschen wäre es, um in Sachen eine vollkommene Kanntnus zu haben, dass man nicht nur allein eine dergleichen Nachricht von Leipzig und Hamburg, sondern auch von Hungarn hätte, wo lezteren Landes haubtsächlich die wollene Fabricata ihren Anwert finden, zu Leipzig und Hamburg hingegen erfahren werden könnte, auf was Art und Weis, auch in welchem Preis und mit was Unkosten die leinene Waaren dahin zu stehen kommen und an die Abkaufere abgegeben werden; zumalen ganz gewiß, dass es derzeit in denen Erblanden an der Wissenschaft fehle, in was Format und Qualität, auch Preis, denen Ausländern die Lein- und wollene Fabricata annehmlich seyn, und durch welchen Weeg und Freundschaft solche verschliffen werden können." Daraufhin sei man der Meinung, „daß der kaiserliche Rat und Inspector Procop je eher je

[1]) Ich habe den Bericht samt den Reflexionen, wie ich ihn als Kopie im Archiv des Wiener Ministeriums des Innern vorfand, unter dem Titel „Eine amtliche Handlungsreise nach Italien im Jahre 1754" im Archiv f. österr. Geschichte, Bd. LXXIII, veröffentlicht. Meine Nachfrage nach dem Original im Hofkammerarchiv blieb damals ohne Erfolg. Später hat Beer es dort angetroffen und einzelne, übrigens unwesentliche, Unterschiede hervorgehoben. (Die handelspolit. Beziehungen Österreichs zu den deutschen Staaten, Archiv f. österr. Geschichte, Bd. LXXIX, S. 635 f.)



besser zur Einholung der Notiz mit einer zureichenden Instruction nacher Leipzig, Hamburg und Hungarn abgeschickt und die diesfällige Unkosten in keine Rücksicht gezogen werden möchten“ [1]).

Die hier in Aussicht genommene Reise wurde tatsächlich schon im nächsten Jahr unternommen. Procop und der junge Graf Haugwitz erhielten Ende März 1755 von der Repräsentation und Kammer (Statthalterei) in Mähren den an diese gelangten kaiserlichen Befehl zugestellt, sie sollten Anfang Mai „auf Kosten der Lehenbank nach dem Beispiel der italiänischen Reise eine weitere Tour nach Hungarn, Pohlen, Danzig, Hamburg, Sachsen und der Lausitz zu Erhebung des Debits und Barattirung der Innländischen Waaren nebst anderen dem Commerciale dienlichen Kenntnissen und Nachrichten und nach einem mit ihnen vorhero des mehreren allhier zu concertirenden Antrag unternehmen“ [2]). Es ist von historischem Interesse, zu erfahren, wie sie ihre Aufgabe gelöst haben.

Am 19. Mai 1755 traten die Reisenden von Brünn aus die Fahrt an; am 6. Januar 1756 hatten sie sie vollendet. In dem Berichte, den sie erstatteten, ist der Weg, den sie nahmen, genau bezeichnet. Sie fuhren über Ödenburg nach Preßburg, von dort über Raab, Komorn, Stuhlweißenburg nach Ofen und Pest, hierauf die Donau abwärts nach Essegg, Peterwardein, Neusatz und Semlin, dann zu Lande über Temesvar nach Siebenbürgen, wo sie Hermannstadt, Kronstadt, Schäßburg, Ebesfalva, Mediasch, Karlsburg, Klausenburg und Szamos-Ujvár besuchten, zurück nach Debreczin, Tokay, Kaschau, Eperies, Leutschau, Neusohl, Schemnitz, Kremnitz und Sillein und durch den Jablunkapaß nach Österreichisch- oder, wie es damals hieß: Böhmisch-Schlesien. Sie passierten hier Teschen, Skotschau und Bielitz und kamen in Biala auf polnisches Gebiet. Von den Städten der damals noch ungeteilten königlichen Republik berührten sie zunächst Krakau und fuhren von da über Malogosz und Konskie

---

[1]) Votum des Kommerzdirektoriums vom 27. März 1755, gezeichnet von Engelmann und Neffzer. (Archiv d. Ministeriums d. Innern, V. G. 1. Mähren.)

[2]) Archiv d. Minist. d. Innern V. G. 1. Mähren.

nach Warschau, endlich über Thorn nach Danzig, wo sie, wie es das Ansehen des berühmten Handelsemporiums der Ostsee forderte, längere Zeit verweilten. Von hier führte sie dann ihr Weg westwärts durch Pommern nach Wismar, Rostock, Lübeck und Hamburg, dem sie ein eingehendes Studium schenkten. Sie besuchten auch Altona und reisten weiters über Lüneburg und Braunschweig nach Leipzig, wo sie die Meßverhältnisse kennen lernten. Eingehende Beobachtung widmeten sie den Industrieverhältnissen Kursachsens, indem sie die bedeutendsten Fabriken zu Weißenfels, Zeitz, Penig, Burgstadtl, Gera, Ronneburg, Crimmitzschau, Glauchau, Mittweida, Öderan, Chemnitz, Waldheim, Bautzen, Löbau, Zittau, Görlitz, Meissen, Dresden, Freiberg und Marienberg besichtigten, ehe sie nach Österreich zurückkehrten. Der Besuch einiger böhmischer Industrieorte, wie Komotau, Oberleutensdorf, Brüx, Dux, Prag, Kladrub, Heralec, Neuschloß, machte den Schluß der Fahrt.

Wenn man die stattliche Reihe der besuchten Orte übersieht, die Fülle heimgebrachter tatsächlicher Notizen, bie kaum in vier starken Foliobänden Platz finden konnten, und damit die kurze Zeit der Reise vergleicht, so staunt man über die Ausdauer, das Geschick des Beobachtens, den Blick, der rasch das Wichtige traf, und ist wohl geneigt, dem heute verschollenen Procop sein Plätzchen in der österreichischen Handelsgeschichte zu wahren. Er hat es sich namentlich durch sein Referat über die Fahrt des Jahres 1755 und durch seine „Reflexionen über die beschriebene Commercialreise sammt angehängten verschiedenen unmaßgebigen Vorschlägen“ wohl erworben. Dem jungen Haugwitz, der damals einundzwanzig Jahre alt war, dürfte wohl nur wenig von den praktischen Urteilen des Berichtes zuzurechnen sein[1]).

---

[1]) Von dem Bericht ist mir seinerzeit nur der erste Folioband der Relation und der Band der „Reflexionen“ im Archiv des Ministeriums des Innern in einer Abschrift bekannt geworden. Jenen habe ich im „Archiv f. österr. Gesch.“, Bd. LXIX, vollständig zum Abdruck gebracht. Der andere Teil des Berichtes fand sich weder dort, noch im Hofkammerarchiv, wo ich das Original suchte, vor. Auch hier war A. Beer später glücklicher; er lernte die Relation über die Reise durch das nichtpreußische Norddeutschland und Sachsen kennen und gedachte sie zu



Über Anlage und Inhalt ihres Referates sprechen sich die Verfasser in der Einleitung zu den „Reflexionen“ folgendermaßen aus: „Die Materien deren Erforschungen, welche in der Relation vorkommen, sind nach Art der Italienischen Reiss-Beschreibung eingetheilet und in so weit approfondiret als an diesem oder jenem Orte mehr oder weniger in der zugebrachten kurzen Zeit die Umstände und Gelegenheiten favorisiret haben. Man bemercket: 1^mo^ die hauptsächliche Erzeugnussen der Natur und wie weit selbe entweder nur zur eigenen Bedürfnus oder auch zur auswertigen Verschleiss hinreichend sind, und hingegen den Mangel, nebst der Beobachtung, wohin der Ueberflus oder woher der Mangel gebracht werde, auch was bey unbekanteren Erzeugnussen in der Cultur und Zubereitung besonders vorfallet, mit Beyruckung des Preises und der Qualität; 2^do^ die Beschaffenheit der beträglichsten eigenen Fabricaten wird auf die nemliche Weise angeführet, folgbar ihre Benennung, Qualität, Preis, Packungs-Art, hierzu erforderliche erstere Materialia und Requisita, die Verschleisse ad Intra et Extra und die Benennung derer besten Fabriquen und Fabricanten beschrieben; 3^io^ die Gangbarkeit derer zur Consumption oder auch weiteren Debit einführenden fremden Waaren mit der widerholten Bemerkung des Qualis et Pretii, des Orts woher und wohin, derer darmit beschäftigten besten Handelsleuten und was sonsten für Specialia hiebey zu einer vernünftigen Commercial-Speculation andienen können; 4^to^ sowohl von Producten als Fabricaten, gleichwie auch fremden gangbaren Waaren, sind so viel möglich zu genauerer Erkanntnus die Muster beygeleget; 5^to^ die gemachten Bekanntschaften sowohl mit denen Personen der Kaufleute, als in Behuf des Verschleisses mit ein so anderen in denen kays. kön. Erblanden

---

publizieren. (Vgl. Die handelspolit. Beziehungen usw., S. 637.) Dazu ist es leider nicht gekommen. Inzwischen aber geriet das Manuskript im Hofkammerarchiv außer Evidenz und meine erneute Nachfrage danach blieb ebenso erfolglos wie bei dem Bericht über Italien, bis es allerjüngstens der eifrigen Bemühung eines der sehr gefälligen Herren Beamten (Dr. Bodenstein) doch gelang, es aufzufinden. Es ist für die Geschichte des norddeutschen Handels eine sehr wertvolle Quelle und ich bedauere es, mich hier auf ganz kurze Bemerkungen über seinen Inhalt beschränken zu müssen.

erzeugenden Feilschaften durch Producirung derer mitgehabten Mustern sammt denen zu einen Anfang erfolgten verschiedenen Bestellungen; 6$^{to}$ die Verhalte des Geldes, der Wechsel-Course, Mass und Gewichter; 7$^{mo}$ deto derer Zölle, Mauthen, Frachten, Assecuranzen, Commissions- und Speditions-Gebühren und was sonsten einem Negotianten zu seinem calculo zu wissen nöthig; 8$^{vo}$ verschiedene Pollicey-Anstalten in Betref derer Banquen, Emporien, Anlagen, Privilegien und Freyheiten, Commercial-Saz-Ordnungen und Gebräuche; 9$^{no}$ General-Beobachtungen über die Commercial-Beschaffenheit der Länder und Städte, ihre Connexiones mit denen Nachbarschaften, Administrirung der Justiz und was sonsten in re commerciali zu nuzlicher Wissenschaft und Gebrauch anzumerken vorgefallen."

„Der Nuzen, welchen man aus diesen Erforschungen ziehen zu können glaubt, wäre unmassgebig folgender: 1$^{mo}$ Man siehet, was dieses oder jenes Land oder Stadt ad extra nöthig hat, wie die Species derer Capi quaestionis beschaffen sind, tam quoad qualitatem quam pretium, woraus, weillen man auch die Fracht, Mauth und andere Unkosten, dann Beobachtungen angemercket findet, beurtheilet werden kann, ob von denen im Ueberfluss besizenden Productis aut Fabricatis nicht mit Vortheil und Zurücksezung anderer Concurrenten einige Verschleisse dahin zu machen, oder in dessen Behuf wegen ein so anderer besizenden Vorzüge die vorhandene jedoch entweder zu schlecht oder zu theuer zu dato erzeugt werdende à conto zu bringen, ja noch gar ermanglende wegen derer besizenden günstigen Umstände neu einzuführen wären. 2$^{do}$ Man erfahret auf solche Weiss die Känntnus solcher Waaren, welche man entweder zu eigenen Gebrauch von anderwerts nöthig hat, oder auch zu einem weiteren Debite ad extra nuzlich anwenden kan, woher demnach selbe kommen zu lassen am besten convenire. 3$^{io}$ Respectu jener Producten oder Fabricaten, welche man entweder nuzlich einzuführen oder zu verbessern die Gelegenheit hat, werden Theils die Erzeugungs-Arten und besondere Hand-Griffe in der Verfertigung und Appretur, auch Packung, Theils die Beschaffenheit der ersten rohen und einmal verarbeiteten Materien, wie Wolle und Garne, sowohl nach der erforderlichen Qualität als Erklärung der Ankaufs-Preise und Arbeits-Lohne,

so viel nur zu entdecken ware, ersehen, mithin die Mittel zum Zweck der Güte und Wohlfeilkeit erleichtert. 4to Wie die Kaufleute in hoc vel illo genere assortiret sind und ihre Niederlagen eingerichtet haben, was sie vor Vortheile zu ihrem Nuzen anwenden, wie sie den bey denen Waaren bisweilen ermanglenden Gewinn durch das Geld einzuholen wissen, mit einem Wort, was eine kluge und vorsichtige Manipulation der Kaufleute angehet, entdecket sich in verschiedenen Stellen und kan zur Instruir- und Leitung des Erbländischen Handelstandes grosse Dienste thun. 5to Zu dem nemlichen Ende sind die beste Handels-Häuser auf denen besuchten Handels-Pläzen offenbar, um sich am sichersten addressiren zu können, eine Correspondenz, wo sie nuzlich befunden wird, einzuleiten und, da unter einem nach Beschaffenheit des Orts von Erbländischen Productis, so da conveniren können, offerta geschehen, auch verschiedene Proben abverlangt worden, die Weege, zu denen Verschleissen den Anfang zu machen, geöfnet. 7to Findet man praktische Richtschnuren, wie die bey einem Commercio unentperliche Einrichtungen der Frachten, Zölle, Mauthen, Posten, Speditions-, Commissions- und Assecuranz-Provisionen, die Geld-Valuten, Wechsel-Course, Verhalte der Gewichte und Maassen sich verhalten und am üblichsten sowohl als fürträglichsten sind. 7mo Ein gleiches in Ordnung derer anderwertig zur Emporhebung des Commercii anwendender Hülfs-Mittel mittelst derer Banquen, Emporien, prompten Justiz- und Wechsel-Ordnungen, Münz-Reglements, Freyheiten, Messen, privilegirten Compagnien, und mit einem Wort zu Beförderung des Activ-Handels eingeführter unterschiedlichen Pollizey-Anstalten und Gesäzen, auch Gebräuchen und willkürigen Beobachtungen, wovon caeteris paribus etwa nutzlicher Gebrauch gemachet werden kan[1])".

Aber mit der bloßen Mitteilung ihrer Beobachtungen und gesammelten Daten haben es sich die Berichterstatter auch hier nicht genügen lassen. Sie haben die für die Förderung des Handels wichtigsten Erfahrungen noch besonders herausgehoben und praktische Vorschläge daran geknüpft, „um die mit so vielen Naturs-Gaben und arbeitsamen Innwohnern gesegnete kays. kön. Erblande mit

---

[1]) Reflexionen, Fol. 1—10.

ihren ungemeinen Vorzügen, welche entferntere und viel beschwerlicheren Umständen ausgesezte Nationen nicht besizen und dannoch Gewinn und Vortheil ziehen, in den nuzbaren Genufs zu setzen". Diese Vorschläge verdienen, namentlich was Ungarn und Polen betrifft, besondere Beachtung. Was man von den deutschen Industrien und insbesondere in Welthandelsstädten, wie Hamburg und Leipzig, in Erfahrung brachte, vermehrte zwar die sachlichen Kenntnisse aufs wertvollste, zeigte aber auch zugleich den weiten Weg, den Österreichs Gewerbefleiß und Unternehmungsgeist noch zurückzulegen hatten, um an dem großen wirtschaftlichen Getriebe mit Ehren und Erfolg teilzunehmen.

## a) Ungarn.

Die Absicht der Regierung Maria Theresias, als sie ihre Agenten nach Ungarn sandte, liegt am Tage: es war die, den erbländischen Industrieprodukten, insbesondere den Webewaren den ungarischen Markt zu gewinnen, der bisher noch von Leipzig und Breslau beherrscht worden war, und ihn durch den Export der einheimischen Naturprodukte kaufkräftig zu machen. Die Erhöhung des Einfuhrzolles auf ausländische Fabrikate und die Ermäßigung der Binnenzölle im Jahre 1754 hatten diesem Vorhaben den Weg gebahnt, und es galt nun, wo die fremde Ware notwendig um 20% teuerer geworden war, die inländische als Ersatz anzubieten und zu diesem Zweck Geschmack und Bedürfnis, Preise und Kurse, Usancen u. dgl. m. kennen zu lernen. Fanden sich unter dem Überfluß ungarischer Naturprodukte irgendwelche, die man in den Erblanden gebrauchen konnte, so war das dadurch entstehende Baratto in Wien nur erwünscht. Weniger freilich, wenn Ungarn selbst an industrielle Produktion seiner Bedarfsartikel denken wollte; doch davon war ja noch nicht die Rede. Es wäre auch nach der Meinung der Berichterstatter für Ungarn selbst gar nicht vorteilhaft gewesen, wenn sich dort, wo die Bevölkerung ohnedies nicht ausreichte, auch nur die goldenen Schätze des Bodens zu heben, durch die Anlegung von Fabriken eine große Anzahl von Händen der Landkultur entzogen hätte[1]) Es ist diese

[1]) „Es würden also bey dieser Beschaffenheit die in Händen habende Schätze der Natur noch mehr wüst und ede, folgbar sonder



Ansicht und dieses System, die Ungarn gegenüber in Österreich während der nächsten Jahrzehnte, ja weit bis ins 19. Jahrhundert hinein, herrschend geblieben sind und den österreichischen Ländern zwar manchen wirtschaftlichen Vorteil eingebracht, politisch genommen aber keine guten Früchte getragen haben[1]).

---

Gebrauch zuruck bleiben, wann ein Teil des ohnehin nicht zureichenden Volcks zu Manufacturen angewendet werden sollte, da ohnehin ein Theil der Innwohnere zu denen inner Landes unentpehrlichen Handwerckern, als Schneider, Schmied, dann Negotianten, Geistlichen, Soldaten ꝛc. gebrauchet werden muß. Man glaubet dahero, daß die hungarische und derer übrigen zusammengezogenen Länder Innwohnere lediglich zu der Cultur derer obangeführten Natur-Producten zu vermögen, von allen Commercial-Fabriquen dahingegen noch um so mehr gänzlich abzuhalten sind, als das commercium mutuum derer kays. kön. Erblanden untereinander würklich auf einen solchen Fuß stehet, daß man denen Hungarn die schon specifizierte Erzeugnüsse abnimmt und dargegen andere Nothdurften abgibt, welcher circulus zu beyderseitigen Verderben durch andere Einschreittungen zerrüttet und die Zerrüttung gewiß die allerübelste Folgen nach sich ziehen wurde." Reflexionen, Fol. 14. 15.

[1]) Noch im Jahre 1797 schrieb G. v. Berzeviczy in seiner schon berührten Schrift „Ungarns Industrie und Commerz" folgendes nieder: „Mit einem Wort, durch dieses Dreißigst-System (den Tarif von 1754) ist Ungarn in einen wahren Colonialzustand herabgesetzt, ein Zustand, durch welchen die Seemächte von einigen barbarischen Völkern Indiens ihren Reichthum erpressen (S. 51) ... Dieses System zweckt dahin ab, 1. daß in Ungarn keine Fabriken und Manufacturen, überhaupt keine Industrie entstehen soll, sondern wir alle Fabrikate von den österreichischen Provinzen zu kaufen gezwungen sein sollen; 2. daß die österreichischen Provinzen die rohen Producte Ungarns, welche sie sowohl zum Lebens-Bedarf als für ihre zahlreichen Fabriken nothwendig brauchen, im geringsten Preise und ausschließend erhalten sollen, weßwegen auch die Ausfuhr solcher Producte gewöhnlich verboten oder erschwert ist; 3. daß Ungarn vom unmittelbaren ausländischen Handel ausgeschlossen und dieser durch österreichische Hände zu ihrem großen Vorteil betrieben werde. Mit welchen unermeßlichen Hilfsmitteln muß nicht die wohlthätige Natur dies Königreich gesegnet haben, da bei diesem drückenden System Ungarn seit so viel Jahren durch eigene Naturkraft nicht nur in seinem gegenwärtigen Zustande sich erhalten und die schwesterlichen Provinzen so bereichert, sondern auch dem Ganzen der österreichischen Monarchie so viel geleistet hat" (S. 58).

Die Reisenden gehen die exportbedürftigen Landesprodukte durch. Für das Getreide empfehlen sie die Ausfuhr einerseits über Triest und Fiume nach Italien, wo Absatz dafür zu finden sei, anderseits auf dem Wasserwege Poprád-Dunajec-Weichsel nach Danzig. Freilich sei hier die Konkurrenz der polnischen Feldfrüchte groß und ein Gewinn nur „in Jahren der Misswachs“ in Polen zu hoffen, dennoch soll die Regierung die Ausfuhr dahin begünstigen, „dann den Wohlstand eines Landes so vollkommen als möglich zu machen erforderet, darauf Bedacht zu nehmen, dass aller Ueberfluss mit der ersinnlichsten Industrie ad extra gebracht werde“ [1]). Ebenso sollte der ungarische Wein, insbesondere der niederungarische Landwein, der seit der Einführung der hohen preußischen Importzölle tief im Preise gesunken war, denselben Weg nehmen; er würde durch seine Wohlfeilheit die Konkurrenz mit dem französischen Gewächs bestehen können. Auch ungarisches Wachs, das übrigens schon nach Italien und den österreichischen Erbländern verführt wurde, konnte nach ihrer Meinung noch in größerer Menge exportiert werden. Desgleichen würde sich der Viehexport nach Italien noch vermehren lassen. Besonders stark sei die Ausfuhr von Häuten durch Bosnien ins Venezianische, freilich ohne sonderlichen Gewinn für die ungarischen Produzenten, die den Verschleiß der Ware und damit den Hauptvorteil türkischen Zwischenhändlern überließen [2]). „Viele Nuzen bringen könnende Dinge unterbleiben, weilen niemalen Hand angeleget wird“ — machen sie den Ungarn zum Vorwurf. Sie schlagen vor, die ungarischen Häute in Österreich zu gerben und das in Italien, sowie in Danzig, Hamburg und Leipzig vielfach begehrte Leder zu exportieren. Wie dieses Rohprodukt, so sollte auch ein zweites in den österreichischen Erblanden den Zwecken der Industrie dienstbar gemacht werden: die Wolle. Seien doch die österreichischen Manufakturen durch den preußischen Retorsionszoll, der ihnen die schlesische Wolle entzog, in große Verlegenheit geraten, während die preußischen Fabriken aus dem tief im Preis gesunkenen schlesi-

---

1) Reflexionen, Fol. 22.

2) Siehe die „Relation“ im Archiv f. österr. Geschichte a. a. O. S. 392, 395.

schen Naturprodukt viel gute und billige und daher überaus konkurrenzfähige Ware erzeugten [1]). Der Konkurrenz müsse man durch Verarbeitung der ungarischen Wolle begegnen. Nur würde vorerst durch bessere Schafzucht, sorgfältige Reinigung des Produktes, aufmerksame Sortierung und Hintanhaltung betrügerischer Verfälschung durch Schäfer und Juden deren Qualität gebessert werden müssen. Von anderen Artikeln wird ungarisches Dörrobst, ehedem ein nicht unbedeutender Exportartikel nach Schlesien, bei seiner Qualifikation für Schiffsprovisionen zum Export nach Fiume und Triest empfohlen. Das Ausfuhrverbot auf ungarische Pottasche wollen die Reisenden am liebsten aufgehoben sehen [2]).

Was den Import nach Ungarn betraf, so ergab sich die Tatsache, daß bisher die allermeisten und wichtigsten Artikel — insbesondere in Webewaren — aus dem Auslande bezogen worden waren, und zwar: Aachener, Leydener, Görlitzer und Breslauer Tuche, tuchartige Wollstoffe (Kronrasche, Halbrasche, Soy) aus Schlesien, Sachsen und Danzig, Flanelle aus Hamburg und Sachsen, Wollzeuge (Bercan, Satin, Quinet, Kalamank, Tabouret, Floretas Struck) englischer und sächsischer Provenienz, feinere Leinenwaren (Batist, Trillich, Bett- und Tischzeug, Schleier) aus Schlesien, geringere (Schachwitz) aus Polen, Baumwollenzeuge (Kanevas, Bombasin, Barchent, Gingang, Halbdroquets) aus Sachsen und der Schweiz, englische und französische Seidenwaren, schlesische und sächsische Hüte, Bologneser und Schweizer Flor (Dünntuch),

[1]) Prcop erblickte in der Erschwerung der Wollausfuhr durch Friedrich II. eine überaus weise Maßregel. „Man kann dieses — sagte er — einen Entschluß von sehr tiefer Einsicht, wie Commercia ad extra zu erhalten sind, nennen, wie also bisweilen cum dispendio quorundam das Haupt-Augenmerk und der wahre Nuzen erreichet werden müsse. Die Würcklichkeit der Sach giebt den besten Beweis, dan man fande — Zeige der Relation — noch auf allen Hungarischen Pläzen genügliche sonderheitlich Halb-Rasche in vorigen Preisen, und die in denen kays. Erblanden gemachte haben, Theils weilen die Schlesische Wolle schon in sich besser ist, Theils weilen die Arbeits-Lohne bey einem neointroducto nicht sogleich in der nemlichen Wohlfeilkeit erzwungen werden können, noch immer keinen rechten Abzug gewinnen wollen." (Reflexionen, Fol. 34.)

[2]) Reflexionen, Fol. 36.



endlich allerlei Nürnberger, Messing- und sonstige Waren[1]). Alle diese Artikel ließen sich, nach der Überzeugung der Berichterstatter, wenn auch fürs erste noch nicht in der Qualität der holländischen und englischen Fabrikate, wohl aber den schlesischen Produkten gleich aus den Erblanden liefern. Die Schwierigkeit war nur, die ungarischen Abnehmer von dem Breslauer und Leipziger Markte zu entwöhnen. Dem stellten sich verschiedene Hindernisse entgegen: „1. ist einem jeglichen Kaufmann alldort einzukaufen am angenehmsten, wo er die grösst- und beste Assortirung zur Auswahl finden kann, worzu in Leipzig die ausgesuchteste Waaren-Niederlagen vorhanden sind; 2. haben daselbst verschiedene dieser Hungarischen Kaufleute Activ-Verschleisse an Baumwolle, Türkischen Garn, Taback, Saffian ꝛc., wordurch ihnen nicht nur allein die Rückfuhren erleichteret werden, sondern auch entweder ein nuzlicher Baratto oder ein Gewinn bey der dahin führenden Waar zu Nuzen kommet; 3. haben sie auf beträgliche Summen Credit, und ist bekannt, daß viele Hungarische Kaufleute meistens mit fremden Geld handlen, mitfolglich können sie sich ohne Schmälerung auch wohl gar Verfall ihrer Handelschafft nicht so leicht los machen; 4. ist in keine Abrede zu stellen, daß die auf denen besagten Pläzen erkauffende Feilschaften durch die langwürige Ausübung endlich zur Vollkommenheit gelanget sind, folgbar die Menge geschickter Arbeiter es in quali et pretio auf das höchste gebracht haben, und also sowohl in der Güte als Wohlfeilkeit noch immer einiger Vorzug gefunden werde[2]);

---

[1]) Zur Orientierung über die damals gangbarsten Manufakturartikel, ihre Benennungen und ihre Fabrikation verweise ich auf Joh. H. Gottl. Justis bereits erwähntes Werk „Vollständige Abhandlung von denen Manufacturen und Fabriken", II. Band, und auf Schreyers Commerz, Fabriken und Manufacturen des Königreichs Böhmen, I. Band. Vgl. auch den bei Nicolai, Beschreibung einer Reise usw., II. Band, Beilage XV abgedruckten Preiskurant der Linzer Fabrik.

[2]) Die Preisunterschiede waren, wie aus Beispielen in den „Reflexionen" Fol. 61 und 62 hervorgeht, doch ziemlich groß. Geringe Aachener Tücher kamen das Stück (36 Wiener Ellen) auf ungefähr 74 Gulden zu stehen, die in Österreich in halbwegs ähnlicher Qualität nicht unter 99 Gulden erzeugt werden konnten; Hamburger Flanell kostete, an die österreichische Grenze gestellt, 13½ Gulden

5. gebrauchet man sich heimlicher Weege, entweder die Zoll-Stationes zu umgehen, oder die Zoll-Beamten zu einem durch die Finger sehenden Verfahren zu bringen. Je höher nun die Zoll-Gebühren gesezet sind, je mehr Vortheil verschaffen die eingeschwärzte Waaren, inmassen ein solcher Praevaricator, wann er nur den entzogenen Zoll gewinnet, so viel Nuzen dardurch hat, als einem richtig verzollenden Handelsmann sein ganzer Handels-Profit nur selten bringet; 6. endlichen gewinnen sie an dem Geld, indeme der gewichtige Ducaten gegen Waar auf 4 fl. 22½ kr. und das Species-Geld auf den Thaler mit 4 bis 5 Groschen Aggio und der Siebenzehner mit 18 kr. auch andere kayserl. Münz mit 4, 5 und 6 per Cento avantage angebracht wird" [1]).

Was war da zu tun? welches Mittel anzuwenden, um den ungarischen Kaufmann zu vermögen, seinen Bedarf mit österreichischem Fabrikat zu decken? Der hohe Einfuhrzoll erwies sich in vielen Fällen als wirkungslos. Haugwitz und Procop schlugen darum Einfuhrsverbote vor [2]). Troz diesen, meinten sie, werde die Errichtung so vieler Fabriken, wie sie, um dem ganzen erbländischen und ungarischen Bedürfnis zu genügen, erforderlich würden, schwierig und nur wenige Unternehmer bereit sein, ein bedeutendes Kapital an unsichere Absatzverhältnisse zu wenden. Sie proponieren ein eigentümliches Mittel: es werde den inländischen Fabriksunternehmern gestattet, verbotene Woll-, Leinen- oder Baumwollware einzuführen und im Inlande zu verkaufen, natürlich nicht in unbeschränkter Quantität, sondern entsprechend der Anzahl der Tuchmacher-, Leinweber- oder Zeugmacherstühle, die sie in ihren Etablissements aufzustellen beabsichtigen. Aus

---

das Stück (30 Wiener Ellen), österreichischer 17¾ Gulden. (Reflexionen, Fol. 61, 62.)

[1]) Reflexionen, Fol. 47—50. Ein kaiserlicher Dukaten = 4 Gulden 10 Kreuzer, ein Kremnitzer Dukaten = 4 Gulden 12 Kreuzer. Ein Gulden = ⅔ Reichstaler = ½ Speziestaler = 20 Silbergroschen = 16 gute Groschen = 60 Kreuzer = 100 Ungarische = 240 Pfennige. Ein Siebenzehner = 17 Kreuzer.

[2]) In der Tat wurde schon am 24. April 1756 der Konsumzoll auf preußische Woll- und Leinenwaren von 30 auf 60% erhöht, was einem Verbote gleichkam. Siehe Beer, Die handelspolitischen Beziehungen, S. 524 ff.

diesem Monopol würde ihnen so viel Gewinn erwachsen, daß sie die Anlagekosten der Fabrik und die ersten an tüchtige fremde Arbeiter zu zahlenden hohen Löhne bestreiten könnten; später würden sie selbst ein Interesse haben, das fremde Fabrikat gegen das eigene zurücktreten und endlich ganz aus dem österreichischen Handel verschwinden zu sehen. Diese Privilegien für Unternehmer könnten auch an die Bedingung geknüpft werden, daß die Betreffenden sich verpflichten, inländische, im Auslande begehrte Waren im Werte der von ihnen eingeführten fremden Industrieprodukte zu exportieren. Wären dann einmal neue Fabriken in hinreichender Anzahl vorhanden, um den inländischen Markt vollständig zu versorgen, so würde es auch an entsprechend assortierten Niederlagen nicht fehlen; die inländische Konkurrenz würde die Qualität heben und die Preise entsprechend drücken. Bis dahin müsse freilich das Publikum etwas teuerer kaufen. Darüber jedoch machen sich die Berichterstatter keine Skrupel: „Das gemeine Wesen gewinnt jederzeit ganz offenbar hiebey, und obgleich die Consummenten wegen des höheren Preises in etwas mitgenommen werden, so geschiehet es mit einer solchen Zertheilung, welche niemand ruiniren wird. Ein Entrepreneur einer Fabrique aber, der den Schaden allein zu tragen hat, kan ganz leicht zu Grund gehen, bis er es denen Fremden in quali et pretio gleich thun und die in dem Anfang machende Einbusse wieder hereinbringen, folgbar durch die nur mit der Zeit erlanget werdende Menge der Arbeiter die Wohlfeilkeit derer Arbeits-Lohne erzwingen kann“ [1]).

Eine Schwierigkeit aber hatte die Sache doch noch bei alledem. Wie erwähnt, waren die ungarischen Kaufleute gewohnt, in Breslau oder Leipzig ausgiebigen Kredit zu finden. Man konnte von den neuen österreichischen Fabriksunternehmungen nicht erwarten, daß sie sofort ihren Abnehmern ebenfalls kreditieren sollten. Da dies aber dennoch unumgänglich schien, so sollte den Fabrikanten bei den öffentlichen Kassen Geld zu 3 % zur Ver-

[1]) Reflexionen, Fol. 63, 64. Vgl. Justi, Abhandlung von den Manufacturen- und Fabriken-Reglements (Berlin und Leipzig, 1762), S. 49: „Die Grundregel eines weisen Commercii muß allemal seyn, in allen billigen Dingen mehr die Manufacturiers und Fabricanten als die Verleger zu begünstigen.“

fügung gestellt werden[1]). Zugleich müßten sie von Staats wegen gegen den in Ungarn häufigen Mißbrauch des Kredits[2]) durch eine bessere Justizverwaltung, eine Wechselordnung und ein eigenes Handelsgericht — „da das Handels-Wesen in der ganzen civilisirten Welt seine besondere Saz- und Ordnungen hat" — geschützt werden[3]).

Neben den aus Holland, England, Frankreich, Italien, Polen, dem Deutschen Reiche und der Schweiz über Leipzig und Breslau bezogenen Manufakten wies die ungarische Bilanz noch andere Passivrubriken auf, nämlich Waren, die aus der Türkei ins Land kamen und hier entweder abgesetzt oder durchgeführt wurden: Schweine, Schafwolle, rohe und gesponnene Baumwolle, Garne, Saffian- und Korduanleder, Tabak, Kaffee, Öl, Reis, Südfrüchte, Gewehre und Messer, türkische Bagazien (rote Tücher) und Atlasse — wogegen Ungarn außer rohen Häuten, einigem Getreide und grobem Tuch nichts Nennenswertes an die Türkei abgab. Dazu kam noch, daß die importierenden Türken, wenn sie transito nach Deutschland gehandelt hatten, mit den dort für den Erlös erkauften deutschen Artikeln die ungarischen Märkte bezogen und hier durch deren Verschleiß neuen Gewinn an sich brachten, der den inländischen Kaufleuten entging und um so größer war, als die türkischen Händler nicht die 20 % Konsumzoll, sondern nur 5 % Transitogebühr bezahlt hatten[4]). Und überdies stand der Speziestaler (gleich zwei Gulden) in Konstantinopel um 9 bis 17 Kreuzer höher als an der österreichischen Grenze, was ebenfalls Profit gab und einen fühlbaren Export österreichischen Geldes zur Folge hatte. Hier Abhilfe zu treffen, war nur möglich, wenn sich auch da wieder der Staat ins Mittel legte, den türkischen Händlern ihr Geschäft einschränkte, und wenn die österreichischen Kaufleute selbst den Türken ihre heimischen Waren

[1]) Die Berichterstatter verweisen dabei auf das Beispiel der Republik Lucca, wo diese Einrichtung bestand und den Luccheser Seidenfabrikanten gestattete, ihre Erzeugnisse billiger als allenthalben abzulassen. Reflexionen, Fol. 68, 69.

[2]) Vergl. die Relation a. a. O. S. 71, 103.

[3]) Reflexionen, Fol. 70—73.

[4]) Siehe die Relation a. a. O. S. 80.

abnahmen und ihnen erbländische Artikel, die in der Türkei begehrt waren (Tücher, Musselin, Schleier, Seidenzeuge und Leinwand), dafür verhandelten. Es war ein letzter Rest türkischer Herrschaft über Ungarn, der erst in den Tagen der großen Kaiserin durch die österreichische besiegt und verdrängt werden sollte[1]).

## b) Polen.

Hatte die Wiener Regierung in der Absicht, Ungarn als Absatzgebiet für die erbländische Industrie zu gewinnen, Haugwitz und Procop dorthin entsandt, so waren diese in der anderen, den polnischen Handel von Preußen weg nach Österreich zu ziehen, ins Reich König Augusts III. gereist[2]). Es ergab sich ihnen, daß Polen, „ein großes weitschichtiges Land meistens ohne Fabriquen, sofort mit Hungarn in grossen Vergleich zu stellen" war. Sein Reichtum lag, wie derjenige des magyarischen Kronlandes, in seinen Naturprodukten, mit denen es Handel trieb, und in seinem Flusse Weichsel, der Getreide, Holz und seit dem österreichischen Ausfuhrverbot auf Pottasche auch dieses Erzeugnis der Ukraine nach dem Welthandelsplatze Danzig trug, den die Berichterstatter noch in voller Blüte sahen und von dessen großartiger Geschäftstätigkeit sie ein anschauliches Bild gaben. Andere Landesprodukte, wie Vieh, rohe Häute, Unschlitt, Wachs, Salz, wurden nach Breslau oder Frankfurt an der Oder zu Markte gebracht und hier gegen fremde Industriewaren barattiert. Denn ordinäre, in Lissa und Thorn verfertigte Tücher, grobe Leinwanden und etwas schlechte wollene Zeuge ausgenommen, hatte Polen keine eigenen Fabrikate und mußte also feine Tuchstoffe, Woll- und Seidenwaren, feine Leinwanden und Leinenartikel importieren; desgleichen Weine, Spezereien, Fischwaren, Materialien, Droguen,

---

[1]) Daß es in der Folge so kam, erfahren wir z. B. aus Struensees „Kurzgefaßter Beschreibung der Handlung der vornehmsten europäischen Staaten" (1779), V 212: Österreichs Industrie trat mit der Türkei in direkte Handelsbeziehung, und der türkische Zwischenhandel in Ungarn hörte auf.

[2]) „Denen kayserl. Erblanden das Pohlnische Commercium zuzueignen, ist bereits seit dem Verlust von dem größten Theil Schlesiens eine Speculation", heißt es in den Reflexionen, Fol. 94.

Zuckerwaren, Nürnberger-, Gold-, Silber- und Galanteriewaren und Ledersorten[1]). Alle diese Dinge fanden sich nun in Breslau und Frankfurt und wurden den Polen im Austausch für ihre herbeigeführten Landeserzeugnisse, von denen viele den Weg nach Westen nahmen, dahin gegeben. Diesen für die beiden Oderstädte gewinnreichen Stapelhandel nun nach Österreich zu lenken und etwa Bielitz oder Teschen — von Troppau war man abgekommen — das günstige Geschäft zuzuwenden, erscheint unseren Reisenden nach eingehender Prüfung der Verhältnisse zwar schwierig, aber doch nicht unmöglich.

Nach ihrer Ansicht wäre dazu zweierlei erforderlich: einmal daß der Pole seine Ware in Österreich sicher und mit größerem Vorteil absetzte, und zweitens, daß er, was er benötigt und bisher in Preußen einzuhandeln gewohnt war, auch hier in ebensolcher Güte und zu gleichen Preisen vorfände. Was den ersten Punkt betreffe, so sei es schon ein Gewinn für den Verkäufer podolischen Viehs, daß ihm Bielitz und Teschen um 20 Meilen näher liegen als Breslau. Freilich dürfe es nicht an Abnehmern fehlen, und das sei zu erreichen, wenn sich Sachsen — „um vor die von königl. Preußischer Seite erleidende Bedrückungen sich Genugthuung zu verschaffen“ — entschlösse, seinen Bedarf an Vieh über Österreich zu beziehen. Was den zweiten Punkt angehe, d. i. ob die Polen auch hier, wie dort, mit allem Nötigen versehen werden könnten, so wären sämtliche Artikel des polnischen Bedarfs „durch Anwendung eines unermüdeten Fleisses und Ergreifung der anständigsten Mittel“ auch nach Österreichisch-Schlesien zu schaffen: Wein aus Ungarn, Südfrüchte, ja selbst Gewürze und Fischwaren, über Genua, Livorno oder Triest, feine ausländische Tücher zu Breslauer Preisen, mittlere aus Mähren, Wollwaren aus Österreich und dem „ohnehin von Preußen disgustirten Sachsen“, Seide, Gold-, Silber- und Galanteriewaren, wobei man für die aus Italien kommenden Artikel im Vorteil

[1]) Über die geringfügige Fabrikstätigkeit in Polen: Kolaczkowski, Wiadomość o dawnych fabrikach w Polsce. Lemberg 1880. (Alphabetisch nach Fabrikaten geordnet.) Degelmanns Studie „Über die Handelschaft in Polen 1773 und 1774“ war mir nicht zugänglich.

sei, Nürnberger Waren, die ohnedies den Weg durch Österreich nehmen müssen, Eisenwaren und Leder österreichischer Erzeugung, die bereits allenthalben Anwert haben. Schwierig sei nur, die nötige Menge an Leinenwaren beizustellen, aber auch dies werde möglich, wenn der bisher an Preußisch-Schlesien abgegebene Überfluß an Garn und Flachs von den Erbländern weiterhin nach Sachsen geliefert und mit Unterstützung von seiten der sächsischen Webereien das nötige Quantum zusammengebracht werden könne. Da in Österreich sich nicht genug Kaufleute finden dürften, die bereit wären, in Bielitz oder Teschen die erforderlichen großen Niederlagen zu halten, so müßte man auch hier auf sächsische Geschäftsleute rechnen und, um sie heranzuziehen, den betreffenden Handelsplatz mit temporärer Zollfreiheit ausstatten. Vielleicht wäre Sachsen auch zu bewegen, Provenienzen aus Breslau und Frankfurt den Eingang nach Polen geradezu zu erschweren. „Man sezet also" — resumieren die Berichterstatter — „die Freundschaft mit Sachsen und die Errichtung eines vorsichtigen Kommerzien-Traktats zum Fundament, das Pohlnische Negotium an sich zu ziehen".

Was Danzig betraf, so waren für jetzt freilich die Bemühungen der Reisenden dort noch ohne sonderlichen Erfolg gewesen; sie hatten nur Bestellungen auf Pfundleder, Wachsleinwand und Messing erhalten können. Aber sie rechneten auf das Geschick ihres Agenten, auf das Handelsbündnis mit Sachsen und — auf die Zukunft, in der sie allerdings nicht zu lesen vermochten, daß binnen wenig Jahrzehnten Danzigs Handelsgröße geschwunden sein und Polen selbst zu existieren aufgehört haben würde.

### c) Deutsche Industrien und Märkte.

Von Danzig weg, das preußische Pommern nur flüchtig durchquerend, fanden die Reisenden einzig Stettin bemerkenswert, wo übrigens noch die Holländer den Hauptanteil am Import von Kolonialwaren und Fischen in Händen hatten, bis auf den Zucker, dessen Einfuhr zugunsten einer einheimischen Raffinerie verboten war. Rostock schien ihnen unter dem mecklenburgischen Regiment von seiner ehemaligen Bedeutung weit herabgekommen

zu sein, jedoch immer noch ein ansehnlicher Markt für berliner Plüsche, englische Wollwaren, schweizer Baumwoll- und französische Seidenstoffe, russische Häute, schwedisches Eisen, norwegischen Tran usw. und mit einem starken Export von Holz, Getreide Baumfrüchten, Glaswaren u. a. über die Ostsee hin. Von den österreichischen Produkten konnte man nur das mährische Pfundleder, da es besser war als das dort fabrizierte, einzuführen hoffen. Wismar war unter den Schweden nahezu gänzlich verfallen. Lübeck, die zweitwichtigste Handelsstadt an der Ostsee nach Danzig, hatte — als „Aemula von Hamburg" — eigene Industrien gegründet; dennoch gab es auch hier noch eine Hoffnung, mährisches Leder anzubringen. Aber je weiter man nach Westen kam, um so mehr schwanden die Aussichten auf eine mögliche Konkurrenz. Alle diese genannten und die übrigen Hansestädte hatte Hamburg weit überflügelt, so daß es nicht nur der dominierende Seehandelsplatz, sondern auch eine der hervorragensten Industriestädte Deutschlands geworden war. Die österreichischen Reisenden hatten dabei nur die eine Genugtuung, daß sie darüber klagen hörten, die Zuckerraffinerie in Fiume tue dem Export der Hamburger Siedereien bereits Abbruch. Auch fand sich eine der vornehmen Kommissionsfirmen bereit, mit einigen österreichischen Artikeln einen vorläufigen Versuch zu machen. Mit einem großen Reichtum an Daten über die unterschiedlichsten Waren, deren Provenienzen, Preise und Qualität, über überseeische und binnenländische Verkehrsverhältnisse, Münz-, Bank- und Börsenwesen, die hervorragendsten Branchen und Firmen und mit einer umfänglichen Kollektion an Mustern, Preiskuranten usw. verließen Procop und Comp. das Emporium an der Elbe, um über den Umschlagplatz Lüneburg, wo sie ein Spediteur mit guten Adressen in spanischen, portugiesischen und französischen Hafenstädten versah, und Braunschweig nach Leipzig zu fahren. Hier hat sie der Zusammenfluß von Kaufleuten, selbst aus weit entlegenen Ländern, zur Messe nicht so sehr überrascht, wie daß diese Fremden nicht nur als Käufer, sondern auch als Verkäufer auftraten und manches von ihren Landesprodukten auch wirklich an den Mann brachten. Aus den österreichischen Erbländern allerdings hatte, mit Ausnahme eines Prager Juden, der böhmi-

sche Galanteriewaren ausbot, und einigen böhmischen Strumpf-wirkern, niemand etwas zu veräußern gesucht; alle kauften. „Die brandenburgischen Kaufleute wissen sich ganz anderst diese Nachbarschaft zu Nutz zu machen; denn ohnerachtet Sachsen gleichsam das Land der Wollen-Fabricata ist, so werden dennoch vielfältige Sorten wollene Zeuge aus dem Brandenburgischen in Leipzig verkauft, dieweil auf einem so großen Handels-Platz das Glück fast einem Jeden etwelche Käufere zuführet". Wenn nur die grauenhafte Indolenz der österreichischen Kaufleute zu besiegen gewesen wäre! Procop übersah auch den ausgedehnten Buchhandel Leipzigs nicht, „der nicht nur Geld ins Land bringe, sondern auch die Gelehrsamkeit und Application befördere." Von da weg ging die Reise zunächst nach Weißenfels, wo in einer Halbleinen- und Halbseidenfabrik eine neue Maschine angetroffen ward, auf der „ein kleines Mägdel von drei Strenen auf einmal Garn und Seide spuhlet, indem selbige mit einem Fuß ein Rad treibet und dieses die ganze übrige Maschine in Bewegung bringet". Dann ging es über Zeitz („Camelot auf brüsseler Art"), Ronneburg („Zeugmanufacturen"), Krimmitzschau („mit chymischen Farben transparant gedruckter Callemang"), Glauchau („Cannefaſs und Cortunate"), Penig, Burgstadtl („Camelots"), Mittweida („Strümpfe, Handschuhe, Schlafhauben") Waldheim („Barchent"), Bautzen, mit dem der Rayon der Leinwandfabrikation anhob, deren Produkte von hier nach England, Holland, Spanien und Portugal gingen, Zittau („Dresdae aemula", „Klein-Leipzig"), das seine Leinenwaren meist über Bozen nach Italien verschickte, Görlitz, das aus schlesischer Wolle feine Tuche verfertigte, Löbau, das nach London und Lissabon exportierte, Meißen mit seinem weltberühmten Porzellan, nach Dresden. Die sehr geschätzten Broderien dieser Stadt, deren eine bei 4 bis 600 Stickerinnen beschäftigte, konnten für Wien, das diesen Artikel zu pflegen begann, mustergültig sein. Der reiche Handelsverkehr von Polen her veranlaßte die Reisenden, hier den Gedanken einer Verlegung dieser Handelsstraße südwärts von Breslau, über die österreichischen Länder weg bei dem Grafen Brühl, dem dirigierenden Minister, vorzubringen, der ihm nicht abgeneigt schien, ihnen aber mit dem Vorwurf begegnete, der kaiserliche Hof hätte bisher Sachsen

„sehr hart gehalten". Von Dresden weg ging die Fahrt über Freyberg, von wo goldne Tressen, Spitzen und Schnüre in die Fremde — viel davon nach Ungarn — gingen, Öderan, Frankenberg, Chemnitz („bis 600 Meister in Barchent und Cannefass"), Marienberg („Spitzen-Glöcklerey" aus Annaberger Zwirn) der österreichischen Grenze zu. In Böhmen wurden dann besonders Oberleutensdorf, wo die alte Wollwarenfabrik mit ihren modernen Einrichtungen viel Erfolg in Aussicht stellte, Kladrub, in dessen Tuchfabrik der Entrepreneur mit spanischer Wolle ein den Leydener und Aachener Fabrikaten gleiches Produkt herzustellen sich bereit erklärte, Heralec, wo man bereits vortreffliche Flanelle erzeugte und eine Zucht sardischer Geißen das Material zu einer besonderen Gattung Kamelot lieferte, und Neuschloß beschrieben, das dem Grafen Chamaré gehörte, der dort moderne Bleichen anlegte[1]).

Nicht alle der gewiß wohlgemeinten „Reflexionen" und Vorschläge Procops fanden bei der Wiener Regierung Zustimmung. Man hat zwar seinen Bericht über Italien von seiten des Kommerzdirektoriums höchlich belobt, aber doch auffallend gefunden, „daß die Verfasser weder gedacht noch angezeigt, woher sie in quali, quanto et pretio die theils würklich zur Prob bestellte, teils da und dort anzubringen beurtheilte Fabricata hernehmen wollen". Man schickte ihn dem böhmischen Konseß nach Prag, erhielt aber von dorther die Antwort, nur ein einziger der böhmischen Negozianten, Wagner in Trautenau, wäre für den Wink, nach dem Süden zu exportieren, empfänglich gewesen, doch der sei bereits verstorben. Die anderen „seyen nicht sonderlich bemüht, in entfernte Lande sich auszubreiten, am wenigsten aber für den Handel nach Wälschland, sei es aus Unerfahrenheit in der Correspondenz, oder der dabei obwaltenden Cautelen"[2]). Im übrigen lag ja auch ein Widerspruch darin, hier den Handel in die Fremde vorzuschlagen und dort, in dem späteren Bericht über Ungarn,

---

[1]) Siehe über diese österreichischen Industrieorte auch die „Reflexionen" Procops, die ich im „Archiv f. österr. Geschichte", LXIX 480 f. mitgeteilt habe.

[2]) Beer, Die handelspolitischen Beziehungen, a. a. O. S. 637.

einzugestehen, daß die heimische Industrie noch immer nicht entwickelt genug sei, um den erbländischen und den transleithanischen Markt zu versorgen. Den abenteuerlichen Plan mit den heimlichen Lizenzen für verbotene ausländische Produkte zog man in Wien, wie es scheint, gar nicht in Erwägung, sondern meinte, was die innere Fabrikation nicht decke, solle einstweilen aus Sachsen und der Schweiz bezogen werden, für deren Provenienzen der Konsumzoll mit 30% belassen werde. Damit diese Waren aber von den Ungarn und Siebenbürgern fortan nicht mehr in Leipzig sondern in Wien angekauft würden, wurde ein Rückzoll gewährt[1]). Auch dem Antrag der Reisenden, den Export mit ungarischer Pottasche freizugeben, verschloß sich das Kommerzdirektorium, da dadurch nur die preußisch-schlesische Industrie, die sie benötigte, unterstützt würde. Die Ausfuhr blieb verboten. Was endlich Procop als Mittel, den polnischen Handel nach Österreich zu ziehen, vorschlug, erwies sich völlig als „patriotische Phantasie", da die notwendigste Voraussetzung dafür, ein günstiger Handelsvertrag, mit Sachsen nicht zustande kam[2]). So lag in diesen Versuchen der Exportförderung mehr Eifer und Zuversicht, als die tatsächlichen Verhältnisse noch zu rechtfertigen vermochten. Dennoch aber waren die Reisen nicht umsonst gewesen. Man hatte zum Mindesten eine Anzahl Beziehungen und eine Fülle von Belehrung gewonnen, die künftighin zum Vorteil der erbländischen Volkswirtschaft geltend gemacht werden mochten.

Leider störte noch in demselben Jahre 1756, zu dessen Beginn die Reisenden heimgekehrt waren, der neu ausbrechende Krieg die Bemühungen der Wiener Regierung um Handel und Verkehr, und die nächste Zeit ließ sie die Ruhe dazu nicht wiederfinden. Aber die Fundamente zur kommerziellen und industriellen Unabhängigkeit Österreichs waren seit dem Aachener Frieden doch gelegt worden, auf denen später, bei neuer Gunst der Verhältnisse, weitergebaut werden konnte. Das war fast keine geringere Tat als die Rettung des Staates aus den Kriegswirren des Erbfolgestreites, und die junge Monarchin verdiente vollauf das ehrende

---

1) Beer, a. a. O. S. 63 f.

2) Siehe oben S. 63.

Zeugnis, das ihr der Geschäftsträger ihres entschiedensten Gegners nicht versagen konnte: „Als die Kaiserin die Regierung antrat, fand sie Alles in der größten Unordnung, und ein achtjähriger Krieg konnte den Finanzen nicht aufhelfen. Welcher andere Souverän würde binnen sieben Friedensjahren vermocht haben die Dinge auf den Fuſs herzustellen, wo wir sie gegenwärtig sehen? Bis in die spätesten Zeiten wird man anerkennen, daſs Maria Theresia eine der größten Fürstinnen der Welt war“ [1]).

[1]) „Quel autre souverain seroit parvenu en 7 ans de paix à rétablir tout sur le pié où on le voit déjà à présent? Dans les temps les plus reculés on rendra toujours la justice à Marie Thérèse qu'elle fut une des plus grandes souveraines de l'univers.“ Fürst, Lettres, Fol. 7.

# Beilage.

## Über die „Lettres sur Vienne“ des Freiherrn v. Fürst.

Die von dem preußischen Bevollmächtigten Baron Fürst, der von 1753 bis 1755 in Wien weilte, herrührenden „Lettres sur Vienne“ wurden von dem feinsinnigen, scharf beobachtenden und treu berichtenden Verfasser als ein zusammenhängendes Werk noch in dem letztgenannten Jahre — unabhängig von seinen geschäftlichen Depeschen — niedergeschrieben. Sie haben dann Friedrich Nicolai vorgelegen, der daraus in seiner bekannten Reisebeschreibung fünf der Briefe (unvollständig) veröffentlichte, die wieder Mirabeau für seine „Monarchie Prussienne“ gute Dienste leisteten, und sind endlich von Ranke in seinem Aufsatz „Maria Theresia, ihr Staat und ihr Hof“ teils wörtlich, teils dem Sinne nach aus einer von Nicolai gefertigten Abschrift ins Deutsche übertragen worden. (Sämtliche Werke, Band 30.) Es war mir auffallend, daß sich weder bei Ranke noch bei Nicolai ein Kapitel über den Handel und das Fabrikswesen Österreichs fand, wo doch gerade auf diesen Gebieten in jener Zeit eine lebhafte Bewegung herrschte und wo doch Fürst selbst in einer Handelsmission nach Wien gekommen war. Ich erbat mir von der Leitung der königlichen Bibliothek zu Berlin, in deren Besitz die Nicolaische Abschrift der „Lettres“ mit anderen in den Jahren des Wiener Aufenthaltes von Fürst gesammelten Papieren übergegangen war, diese Manuskripte zur Benützung, was mit rühmenswerter Bereitwilligkeit gewährt wurde, und fand folgendes: Nicolai hatte — das lehrte eine Vergleichung mit einer der Kopie voranstehenden Table des matières der Fürst'schen Briefe — nur einen Teil der „Lettres sur Vienne“ abgeschrieben, und nur dieses Bruchstück hatte Ranke benützt. Ein Rest von neunzehn Briefen ist wohl mit dem Originalmanuskript verloren gegangen und darunter auch der siebenunddreißigste: „Des manufactures et du commerce“, der in der ursprünglichen Handschrift die Seiten 441 bis 461 eingenommen hatte[1]). Bei der erprobten Glaubwürdigkeit

[1]) Die von Nicolai nicht kopierten Briefe hatten folgende Titel: XXVIII. De l'état des dépenses en général; XXX. De la Cour; XXXI. De la caisse des Legations; XXXII. Des pensions des dicastères; XXXIII. Des pensions extraordinaires XXXIV. Des dépenses extraordinaires; XXXV. De la chasse; XXXVI. Des spectacles; XXXVII. Des manufactures et du commerce; XXXVIII. Des académies; XXXIX. Des dettes;



und Zuverlässigkeit Fürsts, bei seiner Vertrautheit mit allem, was Handel und Gewerbe anging, ist der Verlust gerade dieser Aufzeichnung sehr zu beklagen; denn was die uns erhaltene fünfbändige Sammlung seiner sonstigen Papiere an Ersatz bietet, ist nur wenig. Gut daß durch Fechners Buch über die handelspolitischen Beziehungen Preußens und Österreichs von 1741 bis 1806 (Berlin 1886) wenigstens in den Inhalt der geschäftlichen Depeschen des Abgesandten ein Einblick eröffnet wurde.

---

XL. De la justice; XLI. De la police; XLI. Des mœurs et du caractère de la nation; XLIII. Des maisons de plaisance et bains; XLIV. De Vienne et de ce qu'il y a à voir de remarquable à Vienne; XLV. Des pays de la domination autrichienne en général; XLVI. De la famille impériale; XLVII. D'autres états. Die 47 Briefe verteilen sich auf 557 Seiten des Manuskriptes.

## III.

# Voltaire und sein Arzt.

Jedem genaueren Kenner der Kulturgeschichte des XVIII. Jahrhunderts ist der Name Tronchin kein fremder. Eine Genfer Familie trägt ihn, deren Mitglieder sich teils selbst historisch zur Geltung zu bringen wußten, teils durch ihre Beziehungen zu hervorragenden Persönlichkeiten ihrer Zeit merkwürdig geworden sind. Bei dem Arzte Theodor Tronchin trifft beides zu, und es ist zu begrüßen, daß ein Tronchin an der Hand zahlreicher Familiendokumente seine Biographie geschrieben hat [1]). Mit Bolingbroke verwandt, hat Theodor in seiner Jugend — es war in den zwanziger Jahren — in London nicht nur den Verkehr dieses geistvollen Staatsmannes, sondern auch den Pope's und Swifts genossen und sich in der besten Gesellschaft Freunde erworben, bis er sich für das Studium der Medizin entschied und den berühmten Boerhaave in Leyden aufsuchte, um sich an der ersten Quelle für seinen Lebensberuf vorzubereiten. In Leyden, wo kurz vorher Haller und Gerhard van Swieten zu den Füßen des weithin gefeierten Vertreters einer neuen Richtung in der Heilkunst gesessen hatten, erfreute sich Tronchin bald der besonderen Gunst seines Lehrers, auf dessen Rat er sich in Amsterdam niederließ. Dorthin schrieb ihm einmal van Swieten, um den jugendlichen Freund, der anfänglich mit mannigfachem Mißtrauen zu kämpfen hatte und darüber schier verzagte, aufzurichten: „Das ist nun einmal ein Übel, das unserm Berufe anhaftet, daß man die Charlatane mehr achtet als die Kundigen unserer Kunst. Ganz richtig hat einmal

[1]) Henry Tronchin, Un médecin du 18ème siècle. Théodore Tronchin (1709—1781). D'après des documents inédits. Paris, Plon; Genève, Kündig, 1906.

ein Komödiendichter behauptet, man fange dann erst an die Ärzte zu schätzen, wenn sie ein Alter erreicht haben, wo Männer in anderen Lebenszweigen bereits als unnütz gelten. Verachten Sie diese „Krankheiten“ unseres Standes, die die besten Menschen nie aufhören werden mit Geringschätzung zu verkünden.“ Der Rat war gut. Tronchin tat mit neuem Selbstvertrauen sein Bestes und war mit dreißig Jahren eine gesuchte Autorität und Vorstand des Amsterdamer Ärztekollegiums. Aber seines Bleibens sollte dort nicht sein. Er war mit einer de Witt aus der Amsterdamer Familie dieses Namens vermählt, und die de Witts widerstrebten dem neuen, nicht gerade würdigen Regiment des Erbstatthalters aus dem nassau-oranischen Hause; dazu hatte Tronchin Söhne, für deren Erziehung er in Holland nicht den richtigen Boden erblickte, wo es „an guten Sitten ebenso fehlte wie an guten Manieren“, und so faßte er rasch den Entschluß, in seine Heimat nach Genf zurückzukehren. Einmal entschieden, machte ihn nichts mehr darin irre. Man bot ihm eine reichdotierte Stelle am holländischen Hofe an, er schlug sie aus und begnügte sich mit einer Professur an der Akademie seiner Vaterstadt. Und kaum war er dort (1754) angelangt, so hatte auch gar keine Lockung in die Ferne bei ihm mehr Erfolg. Selbst die Zarin von Rußland bewarb sich vergebens um ihn, obgleich sie es ihm überließ, seine Bedingungen zu stellen. Daß er ihrem Rufe nicht folgte, verschaffte ihm bald darauf eine Stellung als Leibarzt bei einer andern Majestät, einer Majestät von Geistes Gnaden: er wurde der „Äskulap“ Voltaires, der sich mit seinem ewigen Weh und Ach sogleich an ihn wandte.

Worin bestand wohl die so allgemein geschätzte Kunst Tronchins? Was machte ihn vor vielen Anderen gesucht und beliebt? Das war ziemlich einfach und doch damals überaus neu. Sein Lehrer Boerhaave hatte die reichen Resultate der Naturwissenschaften für die Medizin fruchtbar zu machen gesucht und von ihm hat Tronchin jene hohe Achtung vor den Heilkräften der Natur übernommen, die in seiner Praxis zur Geltung kam. Einmal, im Jahre 1760, schrieb er an die Präsidentin Molé folgendes: „Der Arzt geht nur Hand in Hand mit der Natur sicher. Verliert er sie aus dem Gesicht, so verirrt er sich. Ja,

diese gute Natur, die man so wenig achtet, hilft sich meistens selbst. Denn Gott, dessen Werk sie ist, hat sich nicht damit begnügt, ihr die Fähigkeit zu geben, dem Körper die Gesundheit zu erhalten, er hat sie auch in den Stand gesetzt, sie wieder herzustellen, wenn er in Krankheit verfiel. Der weise Arzt begnügt sich, ihr dabei die Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Er hält sie zurück, wenn sie zu eifrig eingreift, er spornt sie an, wenn sie zu ermüden droht, aber immer ist sie es allein, die heilt." Und ein andermal: „Alles in allem genommen, wäre es besser, es gäbe gar keine Ärzte, besser, das Leben der Menschen wäre nur der Natur anvertraut, deren Hilfsmittel unendlich sind. Der Beweis dafür liegt in dem, was sie schon alles getan hat, um den Menschen das Leben zu erhalten, trotz der Unsicherheit und trotz den Irrtümern der Doktoren." Natürlich machte er damit Front gegen zahlreiche seiner Kollegen, „die nur noch Geschäftsleute sind und ihren Bedürfnissen alles opfern, was ihre Pflicht heißt." „Das wichtigste Erfordernis eines Arztes ist, daß er ein ehrlicher Mann sei, dann erst kommt die Wissenschaft dran. Man sollte ihm alles Übel hoch anrechnen, das er nicht verursacht." Dieses Übel sah Tronchin insbesondere in der übermäßigen Anwendung von Aderlässen, Brechmitteln u. dgl., wie sie damals — und noch lange nachher — Mode waren. Namentlich vor der Blutentziehung warnte er. „Sie werden sich zugrunde richten," schreibt er einer Patientin, „Ihre armen Nerven sind bereits angegriffen; noch einige Aderlässe und sie sind vernichtet." In gleicher Weise eiferte er gegen die übergroße Menge der unterschiedlichsten Medikamente, die man dazumal dem kranken Körper zumutete, und äußerte sich, ihre Zahl werde sicher in dem Maße abnehmen, als die Wissenschaft fortschreite. Freilich wußte er sehr wohl, daß er seinen Kranken — meist sehr verwöhnten Leuten — nicht immer bloß seine vernünftigen Grundsätze verordnen durfte, sondern doch zu gewissen Heilmitteln greifen mußte, wenn auch nur, um einem zuträglichen Regime Eingang zu verschaffen. So wies er einmal einen Patienten an, drei Pillen täglich unter ganz bestimmten Umständen zu nehmen, die an frühes Aufstehen, eine mäßige Mahlzeit, reichliche Nachtruhe gebunden waren. Diese Umstände, die sonst unbeachtet geblieben wären, waren das Wesentliche, und

die Pillen, aus Brot geknetet, wirkten Wunder. Einem Abbé, der an Kopfschmerzen litt, verordnete er, zu reiten oder doch wenigstens Holz zu sägen. Wo Bewegung nicht tunlich sei, solle man sie durch trockene Abreibungen mit Flanell oder kräftigen Bürsten ersetzen. Modedamen, die über alles mögliche klagten, ließ er „tronchinieren“, das ist in kurzen fußfreien Kleidern ohne Reifröcke, mit absatzlosen Schuhen Frühpromenaden machen, oder mit Bürsten an den Füßen ihr Parkett bohnen; und die „Tronchines“ wurden Mode. Den Schriftstellern rät er stehend zu schreiben; er konstruiert ihnen eigene Pulte, warnt sie vor der Nachtarbeit, empfiehlt dafür eine emsige Tätigkeit von Tagesanbruch bis Mittag und ein Diner von Fisch, weißem Fleisch, Gemüsen ohne Schoten und rohem Obst, ohne Wein. Nicht selten auch verordnet er Milchnahrung und reine Pflanzenkost, der Jugend gymnastische Übungen, den Mädchen lockere Mieder, den Frauen im Zustande guter Hoffnung reichliche Bewegung, den Müttern, ihre Kinder selbst zu nähren. Verkrümmte oder verwachsene Körper sucht er durch ein allmähliches orthopädisches Verfahren ins Gleiche zu bringen. Im allgemeinen widerrät er Nachtwachen, überheizte Zimmer, verstopfte Fenster- und Türritzen, Federkissen, warme Kopfbedeckungen, schlecht gelüftete Wohnungen. Später einmal, nachdem er von Genf nach Paris übersiedelt war, läßt er — zum Staunen aller Welt — in Versailles die Säle auch im Winter lüften, was bis dahin unerhört gewesen war, und erklärt auf das bestimmteste, daß auch die Krankenstuben frische Luft benötigen.

Kurz, Tronchin war ein durchaus moderner Arzt, selbst nach unseren heutigen Begriffen. Das hat er ganz besonders dadurch bekundet, daß er in der Frage der Pockenimpfung schon frühzeitig eine fortgeschrittene Haltung einnahm und zur Verbreitung dieser vorbeugenden Abwehr des damals so grimmig wütenden Feindes wesentlich beitrug. Die Impfung mit Blatterngift war bei den Armeniern längst heimisch, die ihren Handel mit den schönen Sklavinnen aus dem Kaukasus durch die entstellenden Pocken bedroht gesehen hatten und auf dieses Mittel verfallen waren. Von dort verpflanzte sie sich in die Türkei und wurde zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts von einigen Ärzten,

die sie in Konstantinopel kennen lernten, den Kulturvölkern des Westens warm empfohlen. Zunächst ohne Erfolg. Erst als Lady Montagu, die Gemahlin des britischen Gesandten bei der Hohen Pforte, den Mut fand, ihre Kinder impfen zu lassen, kam die Sache nach England, wo sie Aufnahme und viel Nachahmung fand, da auch die Prinzessin von Wales ihre Töchter inokulieren ließ. Dort erlernte Tronchin das Verfahren und brachte es nach Holland, wo er selbst seinen ältesten Sohn impfte, nachdem ihm die Seuche den jüngsten fast geraubt hatte. Diese Impfung vom Kranken weg war freilich nicht so ungefährlich wie die weit spätere Kuhpockenimpfung und erforderte große Umsicht. Tronchin aber hatte das Glück, alle seine Fälle durchzubringen, was nicht nur den Ruf des jungen Arztes erhöhte, sondern auch seine Kunst in Holland heimisch machte. Später übte er sie in Genf, und immer mit soviel Geschick, daß er vom Herzog von Orléans nach Paris berufen wurde, um dessen Söhne zu impfen — in Paris, wo sich die große Mehrheit der Ärzte dagegen erklärte und wo erst das erfolgreiche Auftreten Tronchins dafür Anhänger warb. So kam er nicht nur durch seine naturgemäße Therapie, sondern auch durch seine prophylaktische Tätigkeit, mit der er der argen Seuche ihre Opfer streitig machte, als Arzt in die Mode. Und noch eins war es, das ihn über die große Menge seiner Berufsgenossen hinaushob: die Erkenntnis von der Wichtigkeit der Wechselwirkung — wie man es damals auffaßte — seelischer und körperlicher Disposition und der Notwendigkeit, den kranken Menschen nicht bloß physisch, sondern auch psychisch zu beobachten und zu behandeln. Das machte ihm die starken Geister seiner Zeit besonders interessant und ließ ihn, der selbst ein geistvoller Mann war, ihren Verkehr suchen, so bestimmt er als gläubiger Kalvinist sich auch gegen ihre skeptischen oder materialistischen Theorien aussprach. Einmal hat er sogar geradezu seinen Sohn vor den „Philosophen“ gewarnt, die nichts hätten, womit sie ihm den Glauben ersetzen könnten, wenn sie ihn ihm leichthin raubten. Diese Engherzigkeit bei einem Arzte, der so viel Respekt vor der Natur besaß, fällt auf, erklärt sich aber unschwer damit, daß er, gerade weil er in ihr mit ihren stärkenden und heilenden Kräften bloß die Kreatur Gottes erblickte, diesen schon um seines Werk-

zeugs willen nur um so höher zu preisen sich verpflichtet fühlte. Jedenfalls war er mit all seinem Geist und seinem erprobten Können unberührt geblieben von der antikirchlichen Strömung, die seine Zeit durchflutete und deren großen Repräsentanten er nun in seiner unmittelbaren Nähe sah: Voltaire.

Auch dieser traf im Jahre 1754, wenige Wochen nach Tronchin, in Genf ein, um zunächst in den „Délices“, später in Ferney, sein Quartier aufzuschlagen. Dem Arzte, dessen Ruhm ihm längst bekannt war, schmeichelte er vor, er habe diesen Aufenthalt gewählt, „um Äskulap und seiner Fürsorge näher zu sein,“ da er ja doch nur noch „sein Grab zu bereiten habe“. In Wirklichkeit war ihm, der eben aus Berlin hatte scheiden müssen und auch nach Frankreich nicht zurück durfte, keine andere Zuflucht übriggeblieben, wenn er seinen Freunden nahe weilen wollte. Und da er wußte, daß Tronchin viel Einfluß im Rate der Stadt besaß und auch am französischen Hofe in Gnaden stand, pries er ihn, wo er konnte. Nach der glücklich vollzogenen Impfung der kleinen Prinzen von Orléans widmete er ihm sogar einige Verse, die er aus Délices nach Paris schickte, damit sie dort bekannt würden:

„Seitdem Ihr von mir gewichen seid,
Verfiel ich zurück in mein altes Leid;
Doch trag' ich es ohne Klagen,
Sobald ich durch Euch nur gesichert weiß
Am Königsstamme das junge Reis
Vor künftigen bösen Tagen.“ [1])

Wer aber daraus schließen wollte, daß Voltaire wirklich ohne Tronchin nicht mehr leben konnte, den belehrt er selbst in einem etwas früher geschriebenen Brief an einen Freund, worin er sagt: „Man glaubt, ich sei ein toter Mann, sobald ich mich von Tronchin entferne. Ich müßte ganz verzweifelt sein, wenn ich endlich an die Medizin glauben wollte.“ Und doch wandte er sich bald darauf in einem Momente physischen Unbehagens rasch an den Arzt:

---

[1]) „Depuis que vous m'avez quitté
je retombe dans ma souffrance;
mais je m'immole avec gaîté,
quand vous assurez la santé
aux petit-fils des rois de France.“



„Hier ein physisches Problem. Gestern, als Sie fortgingen, war ich einer Ohnmacht nahe. Mein ganzer Körper war in Konvulsion. Ich legte mich zu Bette, und nach einer Stunde befreite mich der Schweiß von allen meinen Schmerzen. Es sind jetzt dreißig, ja vierzig Jahre her, daß ich mich in einem solchen Zustand befinde. Was werden Sie nun sagen? Was verfügen? Daß ich mich zu Bette legen soll, wenn ich mich unwohl fühle, daß ich mit Geduld leiden und resigniert das Ende eines schmerzenvollen Lebens abwarten soll. Ich wollte ein Grab in einem freien Lande; ich hab' es gefunden. Und Sie fanden einen Bewunderer mehr, einen Freund, einen zärtlichen und eifrigen Diener, der bis an seinen letzten Seufzer ganz der Ihrige ist." Jedenfalls hatte Tronchin einen exzellenten Lobredner mehr in seiner Nähe, der aber nicht immer ein gefügiger Patient war, schon deshalb nicht, weil Voltaire zwar seinen „Äskulap" für einen großen Arzt, die Medizin aber für eine unzulängliche und dabei geradezu gefährliche Sache erklärte. Darum hatte er immer ein stilles Mißtrauen gegen die Verordnungen Tronchins und machte sich oft insgeheim von ihnen los. Besonders dann, wenn sie ihm unbequem waren. Wenn der Arzt ihm z. B. den übermäßigen Genuß des Kaffees — Voltaire tat es nicht unter zwölf Tassen täglich — verbot, so versprach er zwar Gehorsam, trank aber heimlich sein Lieblingsgetränk dennoch weiter, höchstens daß er sich herbeiließ, es mit Schokolade zu mischen. Setzte Tronchin ihn, der ein Leckermaul war, auf mäßige und einfache Kost, so hatte er kaum den Rücken gewandt, als auch schon ein Auftrag nach Lyon ging, man möge eine große Rebhuhnpastete mit Trüffeln von Angoulême nach Délices senden. „Ich kann Gourmand sein, wenn mein Arzt nicht da ist", hieß es dabei. Noch mehr. Voltaires hypochondrisches Mißtrauen ließ ihn selbst an sich herumdoktern und in einem Hauslaboratorium die unterschiedlichsten Mittelchen bereiten, über die er mit allen möglichen Leuten korrespondierte; unter anderen mit einem Apotheker, der dann eine Rechnung von 3000 Talern präsentierte. Mit viel Geduld und Mühe brachte es Tronchin endlich doch dahin, daß Voltaire von der Quacksalberei abließ. Daß er sich aber vorbehaltlos seinen Verfügungen unterworfen hätte, erreichte er nicht. „Ich müßte ein Narr sein, um zu glauben,

das ein Mensch das Alter und die Hinfälligkeit eines anderen heilen könne“, war des Philosophen letzter Schluß.

Nun, mit der Hinfälligkeit hatte es gute Wege. Voltaire führte in Délices und in Ferney ein Leben voll Rührigkeit: finanzielle Angelegenheiten, die ihm gestatteten, sein Haus im großen Stil zu führen, literarische Kämpfe aller Art neben reicher dichterischer und historiographischer Produktion, womit er seine zwei, manchmal drei Sekretäre vollauf beschäftigte, gesellige Vergnügungen, darunter ein Haustheater, dessen Bühne er selbst betreten haben soll und mit dem er zahlreiche Freunde aus Frankreich und fremde Reisende, die den „Patriarchen“ sehen wollten, unterhielt, all das füllte das Tagewerk des Sechzigers und Siebzigers reichlich aus, der dann freilich zuweilen die Folgen dieser ewigen Anspannung seiner Kräfte empfindlich zu spüren bekam. Kam es doch vor, daß er, nachdem die Gäste erst gegen Morgen das Haus verlassen hatten, noch fünf bis sechs Briefe diktierte, ehe er sein Lager aufsuchte! Da hieß es dann in einem bisher unedierten Schreiben an Tronchin: „Mein lieber Äskulap! Sie sind von Gläubigen umgeben, die zu Ihrem Tempel in Epidaurus wallen. Ich vereinige meine Gebete mit den ihrigen, aber ich belästige Sie so wenig als möglich. Ich dulde, ohne zu klagen, alles Elend, das mit dem Verfall, den mein Alter mit sich bringt, und mit der Gebrechlichkeit meiner Konstitution verknüpft ist. Die Resignation ist mehr wert als Bitten . . . Da ist mir soeben etwas sehr Komisches begegnet. Ich habe dieses Billett in Absätzen geschrieben. Zwischendurch war ich in der Sonne spazieren gegangen, worauf mir schwindlig wurde und ich eine halbe Stunde hinbrachte ohne zu wissen, was ich tat. Darauf nahm ich zum Brechen ein, nachdem ich des Morgens Quassia geschluckt hatte. Ich war völlig ohne Gedanken, wollte den letzten Absatz meines Briefes vollenden und konnte damit nicht zu Rande kommen. Mein Puls war stark erhöht, ich hatte einen leichten Schweiß und mein Sehvermögen zeigte sich geschwächt. Nun beachten Sie die Stelle, die ich unterstrichen habe. Dort hatte ich zwei Worte geschrieben, die gar keinen Sinn hatten: „Enolph, Alnorph;“ das war geschehen, als ich meinen Satz durchaus vollenden wollte und es nicht konnte. Da legte ich mich zu Bett und trank einige Tropfen kalten Wassers,

worauf ich mich erholte und über mein „Enolph, Alnorph“ sehr erstaunt war. Ich ließ es ausradieren und setzte etwas Vernünftiges an die Stelle; es gelang nicht ohne Mühe. Das läßt mich erkennen, wie armselig doch der Mensch ist und daß unsere Gedanken ebensowenig von uns abhängen, wie unsere Verdauung. Doch davon bin ich seit lange überzeugt. ‚Crescere sentimus pariterque senescere mentem‘ [1])“.

Natürlich untersagte ihm der Arzt das regellose und ruhelose Leben. Ohne Erfolg. Da heißt es dann wieder: „Sie werden vielleicht, mein teurer Äskulap, mir sagen, daß ich, nachdem ich 72 Jahre lang mit dem gebrechlichsten Körper gelebt habe, endlich mich zufrieden zur Abfahrt anschicken, freudig fortgehen und Sie nicht weiter belästigen solle. Sie werden damit Recht haben, aber ich verlange nur noch sechs Monate, die ich benötige, um meine Angelegenheiten zu ordnen. Ich habe jetzt dieselbe Krankheit, an der man mich vor drei Jahren sterben ließ, nachdem ich, wie man sagte, gehörig gebeichtet und kommuniziert hatte. Dasselbe Brustübel, dieselbe Schwere im Kopf, dasselbe Fieber... Wenn ich verscheide, dann bitte ich Sie, die Verleumdung jenes kleinen Spitzbuben von einem schottischen Pfaffen, Brown, zu widerlegen, der allen Schotten sagte, ich legte mir Reliquien auf, um das Fieber zu bannen. Man soll wissen, daß ich mir nichts anderes auflege, als Ihre Verordnungen.“ Der Brief ist aus dem Jahre 1765. Drei Jahre zuvor hatte Voltaire an einer Lungenentzündung daniedergelegen, von der ihn Tronchin befreite. „Er verließ mich keinen Augenblick,“ bestätigte ihm jener später, „die Natur und er haben mich gerettet.“ Auch jetzt wird er nicht „dahingehen“. Er denkt nicht daran. Noch 13 Jahre führt er dasselbe aufregende literarische und gesellige Leben, bis er ihm endlich 1778 in Paris, wo es ihn mit verdreifachter Gewalt umstürmt, im Alter von 82 Jahren erliegt. In dieser Zeit hatte sich allerdings sein Verhältnis zu Tronchin wesentlich geändert. Es war zum völligen Bruch gekommen, und erst ganz kurz vor des Dichters Ende zu einer nur äußerlichen Annäherung,

[1]) „Wir empfinden genau, wie der Geist in uns wächst und so auch wie er altert.“



so daß man gegen Tronchin sogar den Vorwurf erhob, er habe dem sterbenden Voltaire nicht hingebungsvoll genug zur Seite gestanden.

Die innerliche Trennung zwischen den beiden hatte sich schon lange vorbereitet, und bereits angekündigt, als 1755 die „Pucelle", jene geschmacklose Satire Voltaires auf die Jungfrau von Orléans, ohne dessen Vorwissen in der Öffentlichkeit erschien. Ein Genfer Buchhändler hatte eins der Manuskripte, die davon schon seit Jahren kursierten, nach Hause gebracht und Voltairen zum Kauf angeboten. Der Handel wurde nicht abgeschlossen, da der Dichter weniger zahlen wollte als der Händler begehrte, und da Voltaire nun die Veröffentlichung fürchtete, verlangte und erreichte er von der Genfer Stadtobrigkeit die Gefangennahme des Buchhändlers. Dieser entfloh mit Mühe nach Lausanne, nachdem er vorher seine Handschrift in Sicherheit gebracht hatte, die dann noch in demselben Jahr in Holland im Druck herauskam. In dieser nicht sehr schönen Affaire hatte Tronchin in seiner doppelten Eigenschaft als Voltaires Arzt und als Mitglied des Genfer Rates zu intervenieren gehabt und war dabei seinem Patienten nicht gerade bequem geworden. Noch weniger als Vermittler bei unterschiedlichem Zwist, in den der „Patriarch" von Ferney mit dem streng kalvinistischen Konsistorium der Stadt selbst geriet. Gleich ein Jahr später (1756) war in Genf eine Neuauflage seines „Versuchs über Universalgeschichte" erschienen, worin Calvin mit Recht hart beurteilt wurde, weil er Michael Servet, der die Dreieinigkeit Gottes geleugnet hatte, hinrichten ließ. Die Genfer Pastoren beachteten anfangs den Angriff auf den Begründer ihrer Kirche nicht, um so weniger, als manche von ihnen, was Voltaire wußte, selbst bereits in ihrem Innern Servet zustimmten. Dieses Schweigen reizte aber den Dichter, und er schrieb in einem Brief an Thieriot, von dem er sicher sein konnte, daß er nicht geheim blieb, folgendes: „Es ist kein kleines Beispiel vom Fortschritt der menschlichen Vernunft, daß man in Genf selbst dem Druck einer Schrift zustimmt, worin Calvin zwar ein erleuchteter Geist, aber doch auch eine abscheuliche Seele (âme atroce) zugesprochen wird. Die Ermordung Servets erscheint heute verabscheuungswürdig." Richtig stand kurz darauf (Mai 1757) der Brief im „Mercure de France". Jetzt mußte

das Konsistorium einen Schritt tun. Es wandte sich an den Stadtrat, und wieder sollte Tronchin intervenieren. Dieser ist, obgleich tief gläubig, doch unbefangen genug, um hier auf Voltaires Seite zu treten, und bringt den Wortführer der Geistlichkeit, Professor Vernet, dahin, daß er auf eine eingehende Polemik verzichtet. „Die Sache Calvins“, schreibt er ihm, „ist nicht zu halten; wir können darüber nur erröten und wünschen, daß ihm Gott dafür gnädig sein möge.“ Es verdrießt ihn aber, daß Voltaire, aus Furcht für seinen Aufenthalt, die Stelle in seinem Brief an Thieriot einfach ableugnete und steif und fest behauptete, ein schlechter Abschreiber habe aus einer „allzustrengen“ (âme trop austère) eine „abscheuliche“ Seele (âme atroce) gemacht. Das glaubte niemand, am wenigsten Tronchin, der selbst von einem Voltaire nicht zum besten gehalten sein wollte. Es währte nicht lange, da erschien im VII. Bande der „Enzyklopädie“, die d'Alembert und Diderot — beide gehörten zu Tronchins Klientel — herausgaben und an der auch Voltaire mitarbeitete, ein offenbar von diesem inspirierter Artikel „Genf“, der die Geistlichkeit der Stadt als eine fortgeschrittene und geradezu „sozianistisch gesinnte“ schilderte, „die sich mit der Einheit Gottes begnüge und sich nur durch ihre Achtung vor Jesus und der Heiligen Schrift von dem puren Deismus unterscheide.“ Nun, so vor aller Welt als Leugner der Dreieinigkeit dazustehen, ohne sich zu verwahren, war von den Genfer Kirchenvätern zu viel verlangt. Vorerst aber steckten sie sich doch wieder hinter Tronchin. Der sollte eine Berichtigung zuwege bringen. Er versuchte es; aber sowohl d'Alembert, als auch Diderot lehnten ab, worauf er sich an Voltaire wandte, den er mit Recht für den Urheber des Artikels hielt und der sich auch schon vor dem Sturm fliehend nach Lausanne begeben hatte. Dessen Antwort war aber, daß er jede Teilhaberschaft an der Sache in Abrede stellte. „Ich kenne natürlich den Artikel gar nicht“, schrieb er, „und weiß nur, daß es sich um eine Klatscherei zwischen d'Alembert und einem jungen Manne von Geist (Vernet) aus dieser Stadt handelt, der dann Priester wurde. Ich kann Ihnen versichern, daß ich mich ebensowenig in diese Kleinlichkeiten mische, als ich mit all dem dummen Zeug zu tun hatte, das da in Schweizer und deutschen Merkuren

erschien. Mein Geheimnis ist, nichts von alledem zu lesen. Es ist wahr, ich war nicht immer so gescheidt, aber man hätte ganz unempfindlich sein müssen, um mit kaltem Blut das „Zeitalter Ludwigs XIV.“ mit skandalösen Noten in ganz Europa verkaufen zu sehen[1]. Ich weiß nicht, ob in der Enzyklopädie gesagt ist, daß Ihre Priester nur an Einen Gott glauben. Werden sie nun feige genug sein, um zu antworten, daß man sie damit verleumde? Das ist ihre Sache, nicht die meinige.“ Ein andermal: „Wenn ich der Freund der Genfer Kirchenväter wäre, würde ich ihnen raten, selbst für die Enzyklopädie unter dem Buchstaben L im nächsten Bande einen Artikel über Lelius Socinus zu schreiben, darin die Dreieinigkeit tapfer zu verteidigen und zu erklären, daß man sich im Artikel „Genf“ geirrt habe. Das würde alles in Milde beenden.“ Bald darauf: „Ich weiß, daß einzelne Ihrer Geistlichen das Gerücht verbreiten, ich hätte Anteil an dem Artikel „Genf“, in dem ich gelobt werde. Ich verdiene gewiß diesen lächerlichen Vorwurf nicht; aber damit Sie sehen, daß ich jenen Herren Böses mit Gutem vergelte, ersuche ich Sie, zu verhindern, daß sie sich entehren. Ich eröffne mich nur Ihnen, schweige sonst aller Welt gegenüber und schmeichle mir, daß nichts mehr die Ruhe der wenigen Tage stören soll, die mir noch zu leben übrigbleiben. Rechnen Sie darauf, daß, so lang ich atme, Sie keinen eifrigeren Anhänger und keinen anhänglicheren Freund haben werden als mich.“ Ungefähr um dieselbe Zeit ging aber ein Brief Voltaires an d'Alembert ab, worin es hieß: „Sie benötigen wohl nicht erst meiner dringenden Ermahnungen, die Wunde sich nicht schließen zu lassen (pour soutenir la gale), die Sie der Genfer Herde beigebracht haben.“ Die Affaire endete, da Tronchins Bemühungen um einen Widerruf ergebnislos blieben, mit einer „Grundsätzlichen Erklärung“ seitens der Genfer reformierten Geistlichkeit, und nun strömten Voltaires Briefe an seinen Arzt über von milder Friedfertigkeit: „Da ist nun die Angelegenheit Ihres Glaubensbekenntnisses geordnet und alle Welt zufrieden.

---

[1]) Es war die von Beaumelle 1752 zu Frankfurt ohne Wissen Voltaires veranstaltete und zu dessen Ungunsten kommentierte Ausgabe, die hier erwähnt ist.



Wenn ich sage alle Welt, so meine ich auch d'Alembert. Der Friede ist eine schöne Sache." Natürlich war das alles Heuchelei, und Tronchin wußte, was er von derlei Versicherungen seines Klienten zu halten hatte, der jetzt erst recht begann, die Genfer Orthodoxen mit Libellen zu überschwemmen, deren Autorschaft er sofort nach ihrem Erscheinen indigniert von sich abwälzte, ja deren Verbrennung er sogar forderte. So war's mit der „Schottin", so mit den „Christlichen Dialogen", und immer ist es Tronchin, den er von seiner Unschuld überzeugen will. Aus Anlaß der ersteren Broschüre schreibt er an ihn: „Mein lieber Äskulap, es gibt eine Krankheit, die Sie nie heilen werden: die Bosheit der Menschen. Da hat man die Übersetzung irgendeines englischen Schriftwerkes unter meinem Namen angeblich in Genf drucken lassen, das wenig orthodox klingt. Eine Partei, die Sie gut kennen, ließ zwei oder drei Exemplare davon kommen, um die Geister gegen mich aufzureizen. Kaum war ich davon verständigt, so brachte ich selbst die verleumderische Impertinenz zur Kenntnis des Rates. Ich bitte Sie, dies Ihren Freunden mitzuteilen, damit die Feinde zu schanden werden. Ach, Sie haben gut sagen, daß ich mich wohl befinde. Seien Sie gewiß, ich sterbe vor Schwäche und vielleicht auch vor Kummer. Man ist nicht heiter, wenn man gekränkt ist. Alles was man tun kann, ist, es zu verbergen. Aber ich verberge nichts. Vor allem rühme ich mich meiner zärtlichen Freundschaft für Sie." Kurz darauf schloß ein ähnlicher Brief mit den Worten: „Mein teurer Äskulap, glauben Sie mir und lieben Sie die Offenheit meines Charakters." Natürlich erreichte mit all den Schmeicheleien Voltaire bei Tronchin, der sich für gehänselt hielt, bloß das gerade Gegenteil, und nur das mannhafte Eintreten des Dichters für die in Frankreich verfolgte Hugenottenfamilie Calas, für den von den französischen Gerichten bedrohten Kalvinisten Sirven, den er mit den Seinigen in Ferney aufnahm, für Etallonde, den Freund La Barre's, der 1765 in Frankreich hingerichtet worden war, weil er sich bei einer katholischen Prozession unehrerbietig benommen hatte, für die Leibeigenen der Franche-Comté, deren Freilassung er forderte, verhütete eine völlige Entfremdung.

Endlich aber kam es doch zum Bruch. Der Grund davon lag in dem Verhalten Voltaires zur Sache Rousseaus, der durch

seine Werke nicht nur die Physiognomie einer Welt verändern, sondern auch den inneren Frieden der Stadt Genf stören sollte. Mit seinem abfälligen Urteil über die königlichen Maitressen in der „Neuen Heloise“ hatte sich Rousseau die Gunst der Pompadour verscherzt, und durch den „Emil“ war er mit dem Pariser Parlament in Konflikt geraten, von dem das Buch zur Verbrennung, sein Verfasser zur Haft verurteilt wurden. Darauf entwich Jean Jacques aus Frankreich, um in seiner Vaterstadt Genf ein Asyl zu finden. Hier aber hatte bereits der „Contrat social“ die herrschende Oligarchie gegen ihn eingenommen, die das Buch zugleich mit dem „Emil“ durch den Henker vernichten ließ und den Autor mit dem Kerker bedrohte. Rousseau kam deshalb nicht nach Genf, sondern ging in die Nähe nach Moutiers-Travers im preußischen Fürstentum Neuchâtel, von wo er mit den oppositionellen Elementen der Stadt, die sein „Gesellschaftsvertrag“ gegen die dominierenden Patrizier aufgeregt hatte, in Fühlung trat. Zu diesen Patrizierfamilien gehörten die Tronchins. Einer von ihnen, Johann Robert, war damals Generalprokurator für drei Jahre, das ist eine Art Präsident der Republik, und fühlte sich verpflichtet, das herrschende Regiment gegen Rousseaus Anwürfe zu verteidigen. Er tat es in „Briefen vom Lande“, auf die Rousseau mit seinen „Briefen vom Berge“ antwortete, worin die Tronchins nicht gelinde wegkamen. Auch der Arzt nicht. Und doch hatte dieser vor einigen Jahren dem Philosophen der Freiheit und Gleichheit ebenso nahe gestanden wie Voltairen.

Wie Voltaire, so hatte auch Rousseau — bei aller möglichen Geringschätzung der medizinischen Kunst — die Hilfe des Genfer Arztes schriftlich, wenngleich nicht für sich, so doch für andere in Anspruch genommen. Das war in einem Briefe aus dem Jahre 1755 geschehen, worin er für eine Freundin, die Frau v. Epinay, Tronchins Verordnung erbat. (Zu jener Zeit, wo man den kranken Körper noch nicht untersuchte, sondern nur nach den Symptomen urteilte, war die briefliche Ordination etwas ganz Geläufiges.) Wir lesen das Schreiben Rousseaus hier zum ersten Male. Es war die Antwort auf ein entgegenkommendes Anerbieten Tronchins und bildet den Anfang einer lebhaften Korrespondenz während der folgenden Jahre. „Aus wie viel

Gründen", heißt es darin, „hätte ich Ihnen, mein Herr, nicht zuvorkommen müssen! Aber ich respektierte Ihre Tätigkeit und wagte es nicht, Ihnen etwas von der Zeit zu rauben, die der Linderung menschlicher Übel und der Belehrung geweiht ist. Ich bin durchdrungen von Ihrer Güte, und wenn ich irgend Hoffnung auf Heilung hätte, so wären Sie, wie Sie der einzige sind, von dem ich sie erwarten könnte, auch derjenige, von dem ich sie am liebsten empfinge. Aber eine schlechte Bildung meiner Organe von Geburt an, dazu die Entwicklung eines ausgesprochenen Leidens seit mehr als zehn Jahren lassen mich schließen, daß, so sehr Sie gewohnt sein mögen, Wunder zu wirken, dieses hier Ihnen doch nicht gelingen oder, um es fertig zu bringen, viel zu viel Zeit und Sorgfalt kosten würde, die besser bei Leuten angebracht wären, so der Welt und ihrem Lande nützlicher sind als ich. Ich verzichte übrigens nicht völlig darauf, doch noch eines Tages von der Aufmerksamkeit zu profitieren, die Sie den Einzelheiten meiner Krankheit widmen wollten, nur lassen die Beschreibung meiner vergangenen Schmerzen, die Empfindung meiner gegenwärtigen und die Vorstellung meiner künftigen die Feder meinen Händen entfallen und rauben mir um so eher den Mut, als die Hoffnung auf Besserung ihn nicht unterstützt. Seit drei Jahren habe ich auf jede ärztliche Hilfe verzichtet, deren Nutzlosigkeit, was mich anbelangt, eine lange Erfahrung mir klar gemacht hat. Ich habe manchen Augenblick an die Freuden des Lebens gewendet, den ich übel angewandt hätte, es zu verleugnen. Auch scheint es mir, als bedürfte ich der leeren Illusion nicht, die den meisten Kranken schmeichelt, und so hohes Vertrauen ich auch in Ihre Gaben setze, der Wunsch, in Ihrer Nähe zu leben, würde mehr das Beispiel Ihrer Tugenden als die Hilfe Ihrer Kunst zum Ziele haben..." Als dann im Frühling des folgenden Jahres Tronchin zur Impfung der Prinzen von Orléans nach Paris kam, lernten sich die beiden Männer persönlich kennen und tauschten auf langen Spaziergängen über unterschiedliche Dinge ihre Meinungen aus. So weit diese auch auseinandergehen mochten, so war es doch eine angenehme Beziehung, die sich da zwischen den zwei Verehrern der Natur anspann und einige Jahre hindurch ungestört währte, bis Rousseaus mißtrauische Monomanie sie er-

schütterte. Gelegentlich teilte er dem Arzte den Wunsch mit, aus Montmorency nach Genf zu übersiedeln, und Tronchin tat alles mögliche, um den Plan ausführen zu helfen. Er brachte die Mutter von Rousseaus Therese, angeblich ein Hindernis der Abreise, in einer Versorgungsanstalt unter und bot ihm selbst die Stelle des Stadtbibliothekars in Genf an. So viel Entgegenkommen weckte aber das von seiner unwürdigen Umgebung genährte Mißtrauen Jean Jacques'. Was hatte man in Genf mit ihm vor? Er lehnte den Posten ab. „Wo nähme ich die dazu nötige Befähigung her?“ wich er aus. „Ich kenne kein einziges Buch genau und habe nie gewußt, welches die beste Ausgabe irgendeines Werkes sei. Ich weiß auch kein Griechisch, nur wenig Latein und habe nicht das geringste Gedächtnis. Das gäbe einen schönen Bibliothekar! Nehmen Sie dazu meine schlechte Gesundheit, die es mir schwerlich erlauben würde, im Dienste pünktlich zu sein usw.“ Den Einwand mangelhafter Gesundheit ließ Tronchin nicht gelten. In Genf werde er sicher völlig genesen, versicherte er dem Philosophen und ließ nicht ab mit Mahnen und Raten.

Das geschah nun nicht immer in der Form, die Rousseau genehm war. Ärzte, die ihre Mitmenschen zumeist im Zustande von Schwäche und Hinfälligkeit vor sich sehen, gelangen oft unwillkürlich dazu, einen überlegenen Ton anzuschlagen. So hier Tronchin. Er macht Rousseau, der sich eben mit d'Alembert, Diderot und Voltaire entzweit hatte, dessen Gleichgültigkeit gegen seine Freunde zum Vorwurf und will ihn durch sein eigenes Beispiel nach Genf locken, wo er seine krankhafte Laune verlieren werde. „Ich bin nur deshalb glücklicher als Sie, weil ich gesund bin und sie nicht hier sind.“ Es fehlte Rousseau nichts mehr als solche Zurechtweisung. Er antwortet spitz: „Ich beglückwünsche Sie vom ganzen Herzen zu Ihrer Gesundheit und zu Ihren Freunden. Wenn ich von alledem nichts besitze, so ist das ein Unglück, aber kein Verbrechen. So wie ich bin, beklage ich mich weder über mein Schicksal noch über meinen Wohnort. Ich bin der Freund des Menschengeschlechtes, und Menschen gibt es überall. Der Freund der Wahrheit findet freilich auch immer Böswillige und ich brauche sie nicht allzuweit zu suchen.“ Tronchin war verletzt. Er sei Rousseau stets voll Achtung und Aufmerksamkeit begegnet, erwiderte

er, und immer nur bestrebt gewesen, ihn in sein Vaterland zurückzubringen, um mit ihm ruhige und heitere Tage zu verbringen. Daß jener jetzt gering über Genf urteile, sei auf seinen Seelenzustand zurückzuführen. „Wären Sie so gesund wie ich, mein guter Freund, ihre Tinte wäre weniger schwarz, die Böswilligen, die Sie überall sehen, würden verschwinden, Sie würden sich das Lob nicht vorwerfen, das Sie Ihrer Vaterstadt gespendet haben, würden nicht annehmen, daß sie Ihrer nicht würdig sei, würden sich nicht ein so trauriges Bild von ihren Sitten machen.“ Dann wirft er Rousseau den Bruch mit Diderot vor, der ihm doch ein so trefflicher Freund gewesen sei, worauf jener antwortet: „Nach Ihrer Meinung bin ich jetzt von allen Freunden losgetrennt. Nun, und was folgt daraus? Etwa, daß ich es auch von den Menschen sei? Ganz im Gegenteil. Denn fast immer ist die Vorliebe für Einzelne der ganzen Menschheit nachteilig. Drei oder vier unter sich einige Personen kümmern sich kaum mehr um die Welt und rechnen sich fast solche Ungerechtigkeit zur Ehre an, wenn sie nur den Freunden nützt. Dagegen ist ein Herz, das sich mit Vergnügen weithin über seine Nächsten erstreckt, wenig geeignet, Sonderbündnisse zu schließen, und gemäßigter in seinen Neigungen. O, wie viel Tugend braucht es, um die Gerechtigkeit mit der Freundschaft zu verbinden, um Freund sein zu können, ohne aufzuhören Mensch zu sein!“ Kurz, es gelang Tronchin nicht, Rousseau von seiner guten Absicht für ihn zu überzeugen, der jetzt aus seinen Briefen herausgrübelte, man könne ihn in Genf nicht leiden, und schließlich gar nicht mehr antwortete[1]). Tronchin fühlte sich zurück-

---

[1]) In Rousseaus „Bekenntnissen“ liest man dann hierüber: „Nach allem, was geschehen war, und da ich zu Frau v. Epinay kein Vertrauen mehr haben konnte, wollte ich nicht mehr mit ihr anknüpfen; ich antwortete nicht mehr auf ihren Brief und damit endete unsere Korrespondenz. Als sie dies gewahrte, nahm auch sie eine andere Haltung an, ging vollständig in Grimms und der Holbachschen Koterie Absichten ein und vereinigte alle Kräfte mit den ihrigen, um mich völlig in den Grund zu bohren. Während diese in Paris tätig waren, war sie es in Genf. Tronchin, den sie leicht gewonnen hatte, sekundierte kräftig und wurde mein wütendster Verfolger, ohne daß er, so wenig wie Grimm, eine Ursache zur Klage hatte. Alle drei säten heimlich die Keime, die man vier Jahre später sich entfalten sah.“

gestoßen und machte auch seinerseits keinen weiteren Versuch mehr, Rousseau umzustimmen. Und da erschienen dann Rousseaus große Werke, denen die Genfer Aristokratie im Bunde mit der kalvinischen Geistlichkeit ein so hartes Schicksal bereitete. Unter ihren abgesagten Gegnern war auch unser Arzt, der, da er zu den Spitzen der Stadt zählte, für deren Verfassung fürchtete. „Der elende Rousseau“, schrieb er jetzt an seinen Sohn, „hat die Herzen unserer Mitbürger vergiftet und das Gift wird immerfort wirken. Er hat die brennende Lunte an unsere Pulverfässer gelegt.“ In der Tat kam es aus Anlaß des Richterspruchs wider den Verfasser des „Emil“ zu einem Aufruhr, indem die Bürgerschaft dem Rate vorwarf, er habe das Urteil gefällt ohne zureichende Vollmacht, und von ihm die Einberufung der großen Generalversammlung verlangte. Rousseau hatte die Bewegung geschürt, und als sie zu erlöschen begann, gossen seine „Briefe vom Berge“ neues Öl ins Feuer. Nur hatte er sich damit nicht nur den Genfer Rat und das Konsistorium, sondern auch Voltaire, Grimm, Mably zu Gegnern gemacht. Tronchin, der Arzt, schreibt zu Beginn 1765: „Ich weiß nicht, wie das alles enden wird, aber was ich genau weiß: Rousseau ist ein Verbrecher.“ Und als dann schließlich doch die Mehrzahl der Bürgerschaft für den Rat, der mit seinem Rücktritt drohte, Partei ergriff und die Herrschaft der Oligarchen aus Furcht vor der Anarchie stützte, da war Rousseau selbst in Neuchâtel nicht mehr sicher und genötigt, seinen Stab weiter zu setzen.

Brach so Tronchins Beziehung zu Rousseau in Feindseligkeit auseinander, so kam es im Zusammenhang damit auch zu einer Lösung des Verhältnisses zwischen Voltaire und seinem Arzt. Denn Voltaire hat in dem von Rousseau verursachten Genfer Streit nicht die Rolle gespielt, die Tronchin gefallen hätte. Er hatte zwischen den einzelnen Bürgerklassen zu vermitteln gewünscht, sich aber dabei, seinem Hang zur Intrigue folgend, nicht als ehrlicher Makler bewährt, was ihm Tronchin in einer Reihe von (nicht mehr erhaltenen) Briefen vorrückte. Voltaire hielt sich dafür schadlos, indem er in seinem satirischen Gedicht „Der Genfer Bürgerkrieg“ (1768) auch dem Arzt ein Plätzchen einräumte. Dieser hatte schon vorher, 1766, Genf verlassen und

war als Leibmedikus des Herzogs von Orléans nach Paris gezogen, wodurch der Bruch auch äußerlich vollzogen war. Dort hielt er mit abfälligen Urteilen über den „Broschürenschreiber“, den „Apostel der Ungläubigen“ und wie er sonst Voltaire noch nannte, nicht mehr zurück, ja er scheint sogar La Beaumelle mit Material für seine „Geschichte der literarischen und bürgerlichen Sünden Voltaires“ unterstützt zu haben. Als er 1772 einmal nach Genf kam, unterließ er es nach Ferney zu gehen, was der „Patriarch“ sehr schmerzlich empfand. Denn er kannte Tronchins Kredit am Versailler Hofe und hatte auf seinen Plan, doch noch einmal nach Paris zurückzukehren, keineswegs verzichtet. Begierig suchte er nach einer Gelegenheit, mit dem „Äskulap“ wieder anzuknüpfen. Sie fand sich, als Tronchin der Nichte Voltaires, Madame Denis, auf deren Ansuchen eine Verordnung schrieb. Sofort dankte ihm der Oheim in einem Briefe voll Schmeicheleien. Aber seinen Zweck erreichte er damit nicht, denn der Arzt wehrte so kühl ab, daß Voltaire, als er 1778 endlich nach Paris kam, nur mit zaghaften Worten um seinen Rat bat. Er schreibt: „Der alte Kranke vom Kai der Theatiner (dort wohnte Voltaire im Palais des Marquis v. Villette) wirft sich in Herrn Tronchins Arme; er leidet unerträgliche Schmerzen; er hat zwar kein Fieber, wohl aber eine Gärung in Puls und Blut, die seine Leiden vermehrt. Seit zwei Wochen schläft er nicht mehr; sein Zustand ist ein entsetzlicher; nichts kann ihm Erleichterung verschaffen; er setzt seine Hoffnung nur noch auf Herrn Tronchin, daß er mit ihm Mitleid haben werde.“ Tronchin kam und gab guten Rat. Nur ging dieser Rat dahin, Voltaire solle sich sofort den gefährlichen Anstrengungen und Aufregungen der Hauptstadt entziehen, die ihm verderblich werden müßten, und nach Ferney zurückkehren, wo es in den letzten Jahren ruhiger geworden war. Dazu aber konnte sich der von Triumphen überhäufte Greis nicht entschließen. Es war, als ob die ewige Sorge um seinen Leib, die so oft eingebildet und ungerechtfertigt gewesen war, jetzt von den Stürmen ehrenden Beifalls, die den Dichter umtosten, zum Schweigen gebracht worden wäre. Er ist ihnen auch — wie Tronchin es vorausgesehen — eines Tages jählings erlegen. Nun hat man wiederholt und bis auf die jüngste Zeit behauptet,

Tronchin habe Voltaire in den schweren Stunden seines Scheidens von der Welt verlassen und das Ende des großes Mannes nicht allzu schwer genommen. Das erste ist sicher unrichtig. In einem in der Genfer Bibliothek aufbewahrten Brief des Arztes an seinen Freund Bonnet vom 20. Juni 1778 heißt es von Voltairen ausdrücklich: „Der Mensch, den ich verfallen, in den letzten Zügen liegen und sterben sah.“ Was aber freilich die Frage betrifft, mit welchen Empfindungen Tronchin diesem düsteren Schauspiel beigewohnt habe, so kann man aus allen Nachrichten nicht gerade auf tiefes Mitgefühl schließen. Die Sympathie war erloschen, die ehedem einmal die beiden verknüpft hatte, und auch der Anblick des Sterbenden konnte sie in dem Überlebenden nicht mehr erwecken. Nicht so sehr der Unterschied der Charaktere hat sie getötet, als vielmehr der Widerstreit der Weltanschauungen, der eine so tiefe Kluft zwischen ihnen schuf, daß selbst die helfende Liebe des Arztes sie nicht zu überbrücken vermochte. Hier ein vornehmer Vertreter der Medizin, tief religiös und kirchlich gesinnt, der, obgleich weit vorgeschritten in seiner Kunst, doch in allen anderen Dingen zähe am Bestehenden hängt, das er für so gut hält, daß ihm jeder Versuch einer Änderung daran als ein feindseliger Angriff auf die Wohlfahrt der Menschen erscheint, dort ein Philosoph, der mit klingenden Versen und flammenden Worten, und mitunter mit Worten voll beißender Rücksichtslosigkeit, an dem Vorhandenen rüttelt, um das Schicksal von Millionen zu bessern: sie repräsentieren im einzelnen, was sich bald nachher in großen Heerlagern formieren und in einer ungeheuren Umwälzung bekämpfen wird, bis die Welt ihr Antlitz gewechselt hat und die Menschheit in andere Lebensbedingungen eingetreten ist.

---

## IV.

# Beiträge zu einer Gentz-Biographie.

## 1. Gentzens Übertritt von Berlin nach Wien.

Wie Friedrich Gentz im Jahre 1802 aus preußischen in österreichische Staatsdienste übertrat, ist wiederholt erzählt worden. Nur daß man dabei nicht wußte, ob er selbst sich angeboten hatte, oder ob er von dem damaligen österreichischen Gesandten in Berlin, dem Grafen Philipp Stadion, geworben worden war. Und das ist nicht verwunderlich. Denn Gentz wußte es schließlich selbst nicht mehr. Als er einige Jahre vor seinem Tode seine Tagebücher durchsah, fand er in dem von 1802 zwar sehr viel von Spiel und Frauenliebe und allerlei „Dissipationen" angemerkt, aber „wie und wodurch eigentlich der Entschluß, nach Wien zu gehen, definitiv bestimmt wurde, davon sagt das elende frivole Journal kein Wort; die eigentliche Geschichte meiner Anstellung in Wien kenne ich selbst nicht" [1]). Und doch schrieb er bald nachher in einem Brief an Graf Kolowrat vom Jahre 1830 mit ziemlicher Bestimmtheit folgendes nieder: „Als ich Berlin verließ, wo das damals herrschende politische System mir jede Aussicht und Beförderung abschnitt und selbst meine schriftstellerische Tätigkeit lähmte, begab ich mich, durch den (1824) verstorbenen Grafen Stadion und andere bedeutende österreichische Staatsmänner aufgemuntert und mit den ehrenvollsten Empfehlungen versehen, nach Wien und wurde hier von Sr. kais. Majestät nicht nur huldreichst aufgenommen, sondern auch, und zwar ausdrücklich zur Belohnung für die in einem

[1]) Tagebücher von Friedr. Gentz, I, S. 22.

Zeitpunkt der gefährlichsten Gährungen der Sache der Monarchen und der öffentlichen Ordnung durch meine Schriften geleisteten Dienste, mit dem Charakter eines kaiserlichen Rathes und einer Pension von 4000 Gulden begnadigt."[1]) Daran ist manches unrichtig. Es konnte Gentz nicht entfallen sein, daß Kaiser Franz ihm bei der Audienz zwar Angenehmes über seine publizistische Tätigkeit gesagt, dabei es aber doch als unmöglich bezeichnet hatte, ihn in seine Dienste zu nehmen; denn dieses Moment hatten seine Tagebücher aufbewahrt[2]). Auch mußte er noch wissen, daß nur durch das Bemühen des Ministers des Äußeren, Ludwig Cobenzl, auf Stadions Fürwort, und durch das des Kabinettsministers Colloredo, der Entschluß des Monarchen geändert wurde. Und auch das war nicht richtig, daß ihm die Pension und der Ratstitel als Belohnung für seine Verdienste um das Monarchentum und die staatliche Ordnung zur Zeit der großen Revolution gewährt worden seien. Sie wurden ihm verliehen für die Dienste, die man erst noch von seiner Feder für die österreichische Politik erwartete, und um sich eines so hervorragenden Publizisten für Aufträge des auswärtigen Amtes zu versichern. Richtig ist, daß Graf Stadion ihn, als er seine amtliche Stellung in Berlin aus teils politischen, teils privaten Gründen als unhaltbar erkannte und wohl den Gedanken, in Wien anzuklopfen, selbst gefaßt haben mochte, darin bestärkte und ihm die Wege dorthin durch vielfache Empfehlung ebnete. Die Briefe von Gentz an ihn, die hier unten folgen, sind denn auch erfüllt von Dankbarkeit, und dieses Gefühl blieb in Gentz lebendig, so lange der Graf lebte,

---

[1]) Schlitter, Aus den letzten Lebensjahren von Gentz (Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtschreibung, Bd. XIII).

[2]) Bd. I, S. 22. Er erwiderte dem Kaiser auf jenen Bescheid, er würde niemals die Ehre, in dessen Dienste zu treten, nachgesucht haben, wenn er nicht dazu ermutigt worden wäre. So hat er es wenigstens nach der Audienz Cobenzl erzählt. Siehe Fournier, Gentz und Cobenzl, S. 199, wo ich das Wesentliche über Gentzens unhaltbar gewordene Stellung in Berlin mitgeteilt habe. Siehe auch bei Wertheimer, Geschichte Österreichs I. 268, Gentzens Brief an Prinz Lous Ferdinand vom 27. Mai 1805 und den Aufsatz Wittichens, „Johann v. Wessenberg über Fried. v. Gentz" (Mitteilungen d. Instituts f. österr. Geschichtsforschung, 1907) S. 648.

den die Geschichte Österreichs unter den hervorragendsten und ehrenwertesten Staatsmännern der Monarchie nennt [1]).

Was in diesen Briefen ganz besonders auffällt und als bisher unbekannt bezeichnet werden kann, ist Gentzens Abneigung, an seinem neuen Bestimmungsorte in eine feste Amtsstellung zu treten; dagegen will er sich kräftig gewehrt und eine mehr lockere Verbindung mit der Wiener Staatskanzlei förmlich zur Bedingung seines Bleibens gemacht haben. Nun, damit wird er sehr geringen Widerstand gefunden haben, denn auch Cobenzl war nur dafür, ihn, „bis man ihn besser kennen würde,“ außerhalb der Departements seines Ministeriums, d. i. bloß als Schriftsteller zu verwenden. So wurde man sicher rasch in diesem Punkt einig, der Gentzen so besonders am Herzen lag. Aus guten Gründen am Herzen lag. In Berlin hatte man ihm kürzlich erst gedroht, man werde ihn fortan von den Amtspflichten eines Kriegsrates, der er war, nicht mehr entbinden, wie man es bisher getan hatte, damit er seinen schriftstellerischen Arbeiten obliegen könne. Konnte, mochte er fragen, nicht auch in Wien gelegentlich ein Wechsel in der Politik ihn enger an das Amt heften, das er übernommen, und ihm sein Schriftstellerhandwerk legen, während für ihn doch gerade die publizistische Tätigkeit Wert besaß? Auch materiellen. Denn er wurde von England für seine napoleonfeindlichen Denkschriften, die zugleich für das britische Interesse Partei ergriffen, sehr gut honoriert und hoffte diese ergiebigen Beziehungen noch fester zu knüpfen, was ihm als eingekleideter Beamter eines österreichischen Ministeriums nicht so leicht möglich gewesen wäre. So wird er sich denn erst nach zehn Jahren in den Amtskörper des auswärtigen Dienstes ständig einfügen. Jetzt aber ergreift er, auf der Rückfahrt von Wien nach Berlin in Dresden angelangt, mit Eifer die Gelegenheit einer Einladung Lord Elliots, des englischen Gesandten in Sachsen, ihn nach London zu begleiten, wo er sich für neue publizistische Leistungen neue Einkünfte sichern will. In Wien hatte man freilich sofort auf seine Dienste gerechnet, er es aber durchgesetzt, daß man ihm einen „kurzen Urlaub“ ge-

[1]) Die Briefe sind mir seinerzeit von Graf Rudolf Stadion, dem Sohne Philipps, in großer Güte zur Verfügung gestellt worden.

währte, „damit er in Berlin seine Geschäfte ordnen könne." Und nun fuhr er anstatt nach Berlin wohlgemut nach England, ließ sich dort feiern und fetieren und neue Pensionen versprechen und kehrte erst Mitte Februar des nächsten Jahres nach Wien zurück, wo sich aber die politischen Verhältnisse inzwischen derart geändert hatten, daß man nun seiner zunächst gar nicht bedurfte. Für ihn persönlich hatte das weiter keine üblen Folgen. Die Empfehlungen Stadions hatten bereits ihre Wirkung getan: in den vornehmsten Kreisen der österreichischen Aristokratie eingeführt, blieb er darin ein ständiger und gerne gesehener Gast, womit seine Stellung ganz wesentlich befestigt war. Und bald wird ja auch die Politik wieder Wege einschlagen, auf denen er sie mit seiner glänzenden Feder wirksam begleiten kann. Stadion freilich hat ihm noch lange nachher „viel Leichtsinn, Mangel an Lebensweisheit und dann und wann Übereilung in seinem gewöhnlichen Betragen" vorgeworfen [1]).

1.

Dresde, ce 12 Juillet 1802.

Monsieur le Comte!

Je ne puis pas partir d'ici sans Vous présenter mes très-humbles remercimens de la bonté que Vous (avez) eue pour moi en me recommandant à M. le Comte Metternich. [2]) Il m'a accueilli avec la plus grande bienveillance et j'ai passé dans sa maison les heures les plus agréables de mon séjour de Dresde. Il ne s'est pas borné aux honnêtetés dont il m'a comblé ici; mais il m'a encore promis plusieurs lettres pour Vienne, qui, jointes à celles que je Vous dois, Monsieur le Comte, ne peuvent que me rendre très-agréable et très-flatteuse la perspective du séjour que je vais faire dans cette ville.

Je crois avoir bien employé les trois semaines que j'ai passées à Dresde. Non seulement que j'ai vu tout ce qu'il y a d'intéressant en fait de cabinets, collections etc. etc., et tout ce que la nature a prodigué au pays, mais je me suis formé en même tems une idée assez complète de l'état de la société. Après tout j'ai trouvé Dresde sous ce rapport-ci non seulement au dessous, mais beaucoup au dessous de Berlin; les gens du pays connoissent à peine la véritable manière de jouir de la vie; et si

[1]) Siehe unten n. 3.

[2]) Damals österreichischer Gesandter in Dresden.

le corps diplomatique n'entretenoit pas un fonds de société, il paroît qu'il n'y en auroit pas à Dresde. Encore, et sans être injuste envers plusieurs personnes aimables qui font partie de cette société, faut-il absolument la juger sur une échelle beaucoup plus réduite que celle de Berlin, et la même proportion entre les deux villes se soutient à-peu-près dans toutes les branches des relations sociales. Pour ne citer qu'un petit objet, mais qui toutefois n'est pas sans intérêt, rien de plus difficile que de faire un dîner passable à Dresde.

Mad. de Stadion a été attendu ici, pendant tout le tems que j'y ai été, avec la plus grande impatience. Pas un jour que Mad. de Metternich, Mad. de Hohenthal et Mad. de Lerchenfeld ne m'aient demandé de ses nouvelles. A la fin on a été bien mortifié d'apprendre qu'une indisposition l'avoit encore obligée à remettre son voyage. J'espère cependant que je ne finirai pas le mien sans avoir pu Lui présenter mes devoirs, soit en route, soit à Vienne.

Je pars demain, Mardi, pour Töplitz. Je crois que je ne m'y arrêterai que peu de jours, d'autant plus que la maison du Prince Clary est encore, à ce qu'on dit, dans la plus grande tristesse à cause de la malheureuse histoire du Chevalier de Saxe, et qu'elle a absolument renoncé à la société. Je m'expédierai tout-aussi-vite à Carlsbad, si tant est que j'y aille seulement, et à Prague, pour arriver au grand but de mon voyage. Lorsque je serai arrivé à Vienne, je ne manquerai pas, Monsieur le Comte, de Vous donner de mes nouvelles, heureux si je pouvois nourrir l'espoir de Vous y renouveller de bouche l'hommage de tous les sentimens que Vous m'avez inspirés, de mon attachement profond et du dévouement aussi sincère que respectueux avec lequel j'ai l'honneur d'être

Monsieur le Comte!

Votre très-humble et très-obéissant serviteur

Gentz.

P. S. Oserois-je Vous prier, Monsieur le Comte, de Vous charger de mes complimens pour Mr. de Binder[1]); et voudriez-Vous lui dire que j'ai infiniment regretté la mort de Mr. de Daiser pour lequel il m'avoit donné une lettre? On dit que c'est une perte très-réelle pour sa patrie; je la déplore d'autant plus.[2])

---

[1]) Damals österreichischer Legationssekretär in Berlin.

[2]) Hofrat Dayser, der gewandte und kenntnisreiche Referent für Reichsangelegenheiten, war kurz zuvor gestorben. Cobenzl dachte, in der Folge in Gentz einen Ersatz für ihn zu finden. Siehe Fournier, a. a. O., S. 191 f.

2.

Vienne, ce 31 Août.

Monsieur le Comte!

Je Vous remercie infiniment de la lettre que Vous avez bien voulu m'écrire depuis que je suis ici. Cette lettre exige une réponse solide, détaillée, circonstanciée, telle enfin que je pourrois l'offrir sans crainte à un observateur aussi éclairé, aussi fin, aussi judicieux, et qui connait Vienne et tous les tenans et aboutissans de Vienne aussi parfaitement que M. le Comte Stadion. Par une infinité de raisons, l'une toujours plus bonne que l'autre, il me seroit impossible de rédiger ici cette réponse qui ressembleroit plutôt à un mémoire qu'à une lettre. Je m'en abstiens avec d'autant moins de regret qu'ayant fixé mon départ au 4 ou 5 de Septembre, je puis calculer l'époque où il me sera permis de Vous communiquer de bouche les résultats de mon séjour. Il me suffira de Vous annoncer d'avance que, quoiqu'arrivé à une époque qui n'est rien moins que favorable pour un étranger, et sur-tout pour un étranger qui, comme moi, se souciant très-peu d'objets inanimés, de sites, de cabinets, de collections, de vieux bâtimens, de curiosités de toute espèce, ne cherche que les hommes et leurs relations sociales, morales, et politiques, je crois pourtant ne pas avoir perdu mon tems. Si je n'ai pas vu tout ce que pendant l'hiver Vienne peut renfermer de beau, de gai, de brillant et d'aimable, j'ai vu plusieurs de ceux qui sont à la tête des affaires; j'ai eu l'avantage d'être traité avec beaucoup de confiance par des personnes qui ont pu me donner une idée vraie, nette, satisfaisante, de l'état général des choses, et même des hommes, dans le centre de cette monarchie si intéressante à tant d'égards; enfin, je puis le dire sans ostentation: j'ai beaucoup vu, beaucoup entendu, beaucoup observé, beaucoup combiné; et ce sera une véritable fête pour moi, et une des jouissances les plus piquantes qui m'attendent à mon retour, que de pouvoir m'entretenir avec Vous, Monsieur le Comte, sur une infinité d'objets que certainement Vous connoissez beaucoup mieux que moi, mais qu'il Vous amusera peut-être de voir traités par un étranger qui les a saisis d'après sa manière de voir particulière et individuelle.

J'avois déjà vu plusieurs fois M. le Comte Stahremberg[1]) lorsque j'ai reçu votre lettre. Mais j'ai été enchanté de pouvoir lui prouver par celle-ci, qu'un homme auquel il est sincèrement attaché et dont il sait apprécier les mérites et les qualités aimables, m'honore de quelque bienveillance.

---

[1]) Langjähriger Gesandter in London.

Je Vous prie, Monsieur le Comte, de vouloir bien me la conserver jusqu'à ce que je puisse Vous renouveller de bouche l'hommage du dévouement aussi inviolable que respectueux avec lequel je suis

Votre très-humble et très-obéissant serviteur
Gentz.

P. S. du 4 Septembre.

J'avoue à ma honte que cette lettre qui devoit partir Mercredi passé est restée dans mon secrétaire jusqu'aujourd'hui. Mon départ de Vienne est remis au 9 de ce mois; je m'arrêterai à Dresde 4 ou 5 jours. On a répandu hier la nouvelle que Vous iriez à Paris remplacer le Comte Cobenzl[1]); on l'a même donnée pour trés positive. Je n'ai encore vu personne qui aurait pu me la confirmer ou la détruire efficacement; mais je la vérifierai incessamment; j'y suis trop intéressé! Ce seroit pour Berlin une perte des plus sensibles! Veuillez bien, M. le Comte, présenter mes respectueux hommages à Madame de Stadion.

3.

Dresde, ce 27 Septembre 1802.

Monsieur le Comte!

Par des raisons que cette lettre, et tout ce qui y est joint, Vous expliqueront suffisamment, je n'ai pas voulu Vous écrire avant d'avoir trouvé une voie particulière et sûre. Je ne pouvois pas m'y attendre avant Dresde; et malgrè cela j'ai été, non seulement tenté, mais à certain égard obligé, de m'arrêter à Prague, parceque je ne voulois pas tomber dans la bagarre du camp de Dresde, où je craignois rencontrer, si non la cour de Berlin, du moins un grand nombre de personnes qui m'auroient tourmenté et embarassé par leurs questions. Je suis donc (après avoir quitté Vienne Dimanche 12 Septembre) resté à Prague les jours du 15 jusqu'au 20; et se trouvant là des personnes dont j'avois fait la connoissance ailleurs, comme Mr. et M[me] de Wilczek, la famille Chotek, celle de Rothenhan etc., je n'ai pas mal-employé mon tems. Les deux jours du 20 et 21, je les ai passés à Töplitz avec la maison Clary, et le 22 je suis arrivé ici.

Je suppose avec raison que les nouvelles dont je vais Vous entretenir, relativement à ma position, auront devancé cette lettre, et que Vous êtes à-peu-près instruit du changement qui s'est opéré dans cette position. Il ne me reste donc que de compléter ce que vous savez imparfaitement. D'abord après mon arrivée à

---

1) Philipp Cobenzl war damals Gesandter in Frankreich.

Vienne tous ceux auxquels j'étois adressé, tous les hommes influans, les personnes marquantes de tous les partis, et j'ose ajouter, parce que c'est la vérité, les voeux du public, ont conspiré pour me retenir et pour me fixer dans votre monarchie. Jamais peut-être il n'y a eu pour un individu peu signifiant une réunion plus unanime et plus prononcée d'élémens d'ailleurs très-hétérogènes. L'archiduc Charles a fait le premier rapport à l'Empereur; la Chancellerie d'état en a fait un autre de son côté; et comme dès le commencement la seule condition que je m'étois faite, et sur laquelle j'avois vivement insisté, étoit celle de ne me laisser attacher à aucun travail de bureau, mais de m'engager uniquement pour des travaux et des commissions extraordinaires, il en est résulté à la fin la résolution de l'Empereur que Vous trouverez exprimée dans la lettre de Mr. de Cobentzl dont je prends la liberté de Vous présenter une copie ci-joint[1]). Vous trouverez certainement avec moi que la tournure qu'on a donnée à mon engagement, est en même tems la plus délicate et la plus avantageuse pour moi qu'on ait pu imaginer; la plus délicate, parce que rien ne pouvoit me faciliter d'avantage et colorer plus honorablement la démarche que j'ai à faire vis-à-vis du gouvernement de la Prusse, auquel, en demandant ma démission, je puis dire avec vérité, que S. M. l'Empereur a bien voulu m'accorder une pension, pour continuer à mon aise mes occupations littéraires; la plus avantageuse, parce qu'en me laissant toutes les chances d'activité que certainement j'ai eue en vue pour l'avenir, elle me fait une espèce de sort indépendant de ces chances, et pas beaucoup moins conforme à mes goûts. D'ailleurs, Berlin ne m'ayant présenté depuis longtems que des chagrins, des embarras, et des dégoûts de toute espèce, contre-balancés, il est vrai, mais pas effacés cependant par l'estime et l'amitié de beaucoup de personnes respectables, par l'accueil qu'on me faisoit dans une partie très-distinguée de la société, et par quelques jouissances du second ordre, ce même Berlin ne m'offrant dans la perspective que les mêmes dégoûts, augmentés de jour en jour par la méfiance, les haines secrètes, les petites chicanes ou l'indifférence plus outrageante encore d'un gouvernement trop convaincu de l'opposition éternelle entre ses principes politiques et les miens, pour ne pas

---

1) Der Brief fehlt. Die Resolution des Kaisers auf den zweiten von Cobenzl und Colloredo erstatteten Vortrag vom 8. September 1802 lautete: „Ich verleihe dem Genz den k. k. Raths-Titel mit viertausend Gulden jährlich; doch ist solches bis zu seiner Rückkunft von Berlin geheim zu halten.“ Auf einen ersten Vorschlag der beiden Minister vom 15. August hatte Franz II. ablehnend geantwortet. Vgl. Fournier, a. a. O., S. 196, 202.



me regarder toujours comme un ennemi; de l'autre côté, Vienne me dédommageant de tous mes désagrémens passés par un accueil plus flatteur que je ne croirai jamais l'avoir mérité, par une bienveillance, pour ainsi dire, universelle, et surtout par l'espoir de pouvoir utiliser mes talens sous un gouvernement et pour un gouvernement, qui (quelles que soient les personnes qui le composent, et quelque soit le degré de force, de lumière, et de capacité qui leur appartient) n'aura jamais et ne pourra jamais, par la nature même des choses, avoir un autre intérêt fondamental et permanent, que celui que je regarde comme l'intérêt bien-entendu de l'Europe entière, jamais d'autres principes fondamentaux et permanens, que ceux à la défense desquels j'ai dévoué ma vie, et avec lequel par conséquent je me rencontrerai toujours dans le but, lors même que je ne serois pas d'accord avec lui sur les moyens — toutes ces différences essentielles, tous ces contrastes frappans ne m'ont pas même permis d'hésiter un moment; j'ai accepté la proposition de l'Empereur, et j'ai promis de retourner à Vienne dans deux mois pour y attendre les ordres ultérieurs du gouvernement.

Avant d'aller plus loin, permettez-moi, Monsieur le Comte, de Vous offrir, non pas des complimens insignifians, mais la simple expression d'une reconnoissance profonde de la part que Vous avez eue à un changement de position dont je me félicite si sincèrement. Ce n'étoient pas seulement les lettres de recommandation que Vous m'avez données pour Vienne, mais c'est tout ce que Vous aviez dit de favorable sur mon compte à des personnes marquantes de Votre pays, qui m'a préparé une carrière d'accueil, de confiance, de procédés, d'avantages réels enfin, comme jamais peut-être étranger ne l'a fournie à Vienne en six semaines! Par-tout où je suis arrivé, j'ai senti la main bienveillante qui m'avoit frayé le chemin, applani le terrain, écarté les obstacles. C'est une grande jouissance de plus que celle de devoir le succès de ma première entrée dans Votre pays, et les progrès rapides que j'y ai faits, à un homme auquel m'attachoient déjà tant de sentimens d'estime et, j'ose ajouter, d'amitié, tant de preuves sensibles qu'il m'avoit données de sa bienveillance, une si grande conformité de principes, de façon de penser sur une foule d'objets, d'opinions, de penchans, et de goûts, à un homme que j'aurois choisi entre tous les autres, si on m'avoit demandé à qui je voudrois préférablement devoir tout ce qu'on a fait pour moi jusqu'ici, et tout ce qu'on fera peut-être encore. J'ai été vraiment impatient de m'acquitter de la dette sacrée des remercimens que je Vous offre ici du fond de mon âme: elle me pesoit sur le coeur, et il m'a fallu réunir devant moi tout ce que la

prudence me prescrivoit dans cette occasion, pour m'empêcher de Vous écrire déjà de Prague, ou même de Vienne.

Il m'est d'autant plus intéressant de pouvoir me dire que j'ai en Vous un protecteur et un ami bien fidèle, que dans cette situation très-singulière, où je me trouve actuellement, dans ce moment toujours critique du passage d'une position à une autre si extrêmement différente, et dans toutes les circonstances essentielles et accessoires qui accompagnent ce passage, j'aurai sous plus d'un rapport, et dans plus d'une occasion, un besoin pressant de Vos conseils et de Votre appui. Et comme je crois pouvoir compter d'avance sur ce que Vous ne me refuserez ni l'un ni l'autre, je commencerai par Vous soumettre la base de ce que je vais faire.

Pour éviter toute correspondance désagréable avec les ministres, toute délibération dans les départemens, et tout détour inutile, j'ai écrit directement au roi pour lui demander ma démission. Je lui ai dit en substance: „qu'ayant senti depuis longtems l'incompatibilité de mes travaux littéraires et de mes occupations officielles, ne l'ayant supportée jusqu'ici que parce que depuis 1799 j'avois été dispensé de ce qu'on appelle le service courant, mais ne pouvant plus me flatter de cette dispensation depuis qu'on m'avoit annoncé formellement qu'elle alloit cesser (ce qui s'est fait à l'époque où on m'a donné la permission de faire mon voyage), me voyant par conséquent dans le cas d'opter entre la carrière d'écrivain et celle des affaires, ne pouvant jamais renoncer à celle-là, qui ne m'avoit porté que gloire, avantages, et agrémens de toute espèce, pour me vouer exclusivement à l'autre, qui jusqu'ici ne m'avoit offert que dégoûts et contrariétés, et qui me montroit un avenir tout aussi peu consolant, j'aurois été obligé toujours, même sans les incidens que le hazard m'avoit heureusement amenés, de me retirer du service: or, comme dans cette époque même où j'allois exécuter mon projet, S. M. l'Empereur m'avoit proposé[1]) dans les termes les plus gracieux et les plus honorables une pension de 4000 fl. pour continuer mes travaux littéraires et sous la seule condition que je m'établisse dans Ses états, il étoit clair que je ne pourrois jamais décliner une proposition si extrêmement conforme à ma situation, et qu'ainsi etc.“ [2]) Cette lettre au roi partira

---

[1]) Ms.: proposer.

[2]) Das Demissionsgesuch ist abgedruckt bei Schlesier, Schriften von Gentz V, S. 17. Gentz war hier nicht vollständig in seinem Berichte über seine neue Anstellung. Er hätte hinzufügen müssen, daß er sich verpflichtet hatte, „alle seine Kräfte für das Beste des allerhöchsten Dienstes nach den ihm zukommenden Aufträgen und Direktionen mit dem getreuesten und ergebensten Eifer widmen zu wollen“. Vgl. Fournier, a. a. O., S. 202.

demain matin. J'y ai ménagé et adouci les expressions autant que possible, non pas certes pour régler mes mesures sur la plus ou moins bonne reception qu'elle pourra trouver — car ma résolution est invariable — mais bien parce que je crois qu'il vaut toujours mieux de se séparer en paix qu'en inimitié, et parce que je trouverois dans une démission conçue dans des termes honorables une espèce de dédommagement de tous les mauvais procédés que le gouvernement Prussien (sans que jamais une plainte en soit sortie de ma bouche ou de ma plume) m'a toujours fait éprouver. Quoiqu'il arrive, j'attendrai le résultat de ma démarche à Dresde; si on me donne unè réponse dure, ou seulement tant soit peu équivoque, je ne rétourne pas à Berlin; si j'y irai dans le cas d'une réponse honnête, c'est encore un point que je prendrai en mûre délibération. Il y auroit peut-être trop d'imprudence de s'exposer à toutes les chicanes qu'une malveillance adroite pourroit imaginer, pour m'entraver et me perdre; et je dois Vous dire que les personnes de poids que j'ai consultées jusqu'ici sont toutes d'accord sur les dangers qu'elles croient inséparables de tout projet de retour à Berlin. Cet avis me paroît encore très-raisonnable quand j'examine bien les deux motifs qui pourroient seuls me déterminer à y aller: le désir de voir mes amis, et la nécessité d'arranger mes affaires pécuniaires.

Sans doute qu'il y a à Berlin beaucoup de personnes qu'il me coute extrêmement de ne plus revoir; et pour ne parler ici que de Vous même, M^r le Comte, je ne sais pas ce que je donnerois pour pouvoir passer quelques jours avec Vous à causer sur le passé et l'avenir, et à Vous communiquer les nombreuses réflexions que le séjour de Vienne m'a fait naître. Mais d'un autre côté tous les agrémens de ce genre-là se trouveroient à-peu-près balancés, et peut-être même détruits par l'inconvénient des questions, des reproches, des examens que j'aurois à subir de la part de tant de personnes, qui ne seront point contentes de ma résolution. Et pour ne Vous rien cacher, il y en a même parmi mes relations les plus intimes telle qui, loin d'embellir le séjour que je ferois à Berlin, m'abreuveroit plutôt de chagrins et d'amertumes. Je ne Vous dirai qu'un mot qui servira d'explication à cette crainte, et qui en même tems Vous mettra en état d'apprécier et peut-être de rectifier une foule de jugemens malveillans qu'on portera sur ma conduite. J'ai été pendant dix ans dans les liens d'un mariage très-malheureux avec une femme que j'aimois cependant beaucoup, que j'aime encore tendrement, et à laquelle je serai toujours vivement attaché. Le malheur de ce mariage se trouvoit dans la différence extrême qui régnoit, non pas absolument entre nos caractères, mais surtout entre nos goûts, et dans

la manière dont nous envisagions les hommes, la société, et tous les objets qui y tiennent. Cette malheureuse différence n'auroit pas tout-à-fait empoisonné notre bonheur, si ma femme n'étoit pas restée toujours dans une espèce de dépendance de ses parens, qui, encore infiniment plus éloignés qu'elle de ma manière d'être, de mes goûts, de mes liaisons, de mes opinions etc. la tourmentoient par bonté, et la réduisirent à la fin à une position, où la dissolution de notre mariage commençoit à leur paroître un bien. Ils la résolurent donc, et ils y insistèrent malgrè tous mes efforts pour l'empêcher. Ce que je Vous dirai, Vous paroîtra peut-être très-singulier: mais il n'en est pas moins vrai, que je ne puis pas penser à cette femme sans que les larmes m'étouffent.... Aussi n'ai-je point renoncé pour la vie à l'idée de me réunir à elle; mais Vous sentez bien, qu'à cause de cet attachement même que je lui ai toujours conservé, le séjour de Berlin me rendroit bien malheureux[1]).

Le second motif, celui de l'arrangement de mes affaires pécuniaires, ne se soutient pas davantage, lorsque je l'examine de près. J'ai beaucoup de dettes; il faut que je les paye; et je veux les payer; mais ce n'est guères à Berlin que j'en trouverai les moyens. Ces moyens existent autre-part; il m'est impossible de Vous les développer dans une lettre; mais je suis obligé de les attendre, et il se passera peut-être six semaines avant que je puisse me les procurer. Cet intervalle seroit terrible pour moi à Berlin; je le traverserai aisément à Dresde; et j'aurai encore l'avantage de pouvoir négocier avec ceux de mes créanciers qui se qualifient pour des négociations, de pouvoir négocier beaucoup mieux ici que là. Je roule même dans ma tête un projet hardi, peut-être téméraire, mais expéditif et décisif, dont je Vous parlerai dans peu de jours si j'ai le courage et les moyens de le réaliser[2]). — En attendant je Vous prie, Mr le Comte, d'honorer même cette partie peu-agréable de mes relations actuelles de Votre attention et de Votre protection. Il me paroît assez vraisemblable que, si je ne viens pas à Berlin et que la nouvelle de mon engagement à Vienne se répand, on tâchera de se procurer des renseigne-

---

1) Gentzens Frau starb noch im Dezember desselben Jahres. „Ich war tief gerührt von dieser Neuigkeit", heißt es im Tagebuchauszug zum Januar 1803. Vgl. Tagebücher, I. S. 24.

2) Es ist der jetzt keimende Plan einer Reise nach England, um sich Gelder zu verschaffen, auf den Gentz hier anspielt. Das Anerbieten Lord Elliots brachte ihn zur Ausführung. Die Mittel dazu wurden — u. a. von Metternich — ausgeliehen. Daß die Reise lohnte, erfährt man u. A. von Wessenberg bei Wittichen a. a. O. Sie trug Gentz eine Pension von mehreren hundert Pfund ein.

mens en Vous demandant des détails sur ma position future, sur les conditions de cet engagement etc. Je Vous supplie de maintenir dans ce cas-là autant qu'il Vous sera possible des opinions favorables à mon crédit, de parler de ma position avec des expressions aussi brillantes que Vous le jugerez convenable, et surtout de dire toujours que Vous aviez lieu de croire que je payerois incessamment toutes mes dettes. Vous me rendrez par-là un service extrêmement essentiel; Vous me sauverez des désagrémens qui, dans l'état actuel des choses, pourroient me devenir très-funestes, et Vous me ferez franchir avec honneur et sûreté le passage épineux qui se trouve devant moi. Soyez d'ailleurs sûr que je ne Vous donnerai point de démenti.

Il y a encore un autre point que je dois toucher aussi pour ne rien omettre qui puisse influer essentiellement dans cette circonstance si décisive pour ma vie. J'ai, Dieu sait pourquoi, car je ne le mérite certainement pas, beaucoup d'ennemis à Berlin, qui ne manqueront pas de donner à cet événement les couleurs les plus défavorables qu'ils pourront trouver. Je m'en soucie peu pour Berlin: car enfin je puis le dire, j'y ai aussi des amis bien fidèles, bien ardens, convaincus de la pureté de mes intentions et de mes principes et, de plus, habiles, éloquens, et capables de tenir tête à la malveillance. Mais celle-ci pourroit se frayer un chemin à Vienne et distiller son venin sur moi sans que je m'en doutasse; elle pourroit, si non renverser ce qui est une fois établi, du moins faire naître des regrets dans ceux qui m'ont favorisé, ou fournir des armes à des adversaires secrets qui les attendent peut-être pour m'attaquer. Ce danger-là, M^r le Comte, c'est Vous surtout qui pouvez m'en garantir; non seulement en suivant et en démasquant ces sortes de calomnies, mais encore en les prévenant. Je suis persuadé que Vous trouverez plus d'une occasion pour raffermir Votre ministère dans la bonne opinion qu'il a formée de moi, pour me présenter sous un jour favorable, pour munir les impressions avantageuses que ma présence à Vienne paroît avoir faites, et pour désarmer d'avance toutes les tentatives qu'on pourroit faire contre moi.

Peut-être que la première de ces occasions et la plus naturelle se trouvera dans la lettre du C^te Cobentzl que j'ai l'honneur de Vous envoyer ci-joint[1]). Je suppose, quoi que je ne le sache pas, que son contenu se rapporte à moi, d'autant plus qu'elle ne peut guères regarder un autre objet qui auroit été trop retardé par les délais inévitables auxquels l'envoi de cette lettre étoit exposé. J'y ajoute deux autres: de M^me de Lichnowski et de M^me

---

1) Fehlt.



de Kinski. Ces dames sont parmi les connoissances les plus intéressantes que j'aie faites à Vienne. M^me de Kinski surtout m'a enchanté par sa beauté, par sa douceur, par cet air de candeur qui la distingue, et par la solidité de sa conversation. Dans les dernières semaines j'allois tous les soirs à 10 h. chez elle; et l'idée de me trouver dans ce qui avait été autre fois Votre société n'ajoutoit pas peu au charme que ces veillées avoient pour moi.

Si je reste à Dresde je profiterai de mes loisirs pour Vous communiquer encore bien des choses sur les deux mois que j'ai passés à Vienne. Je n'y ai pas perdu mon temps. Calculez seulement, je Vous en supplie, ce que c'est pour un homme de mes penchants et de ma tendance que d'avoir vu dans ce court espace tout ce qui est marquant dans une monarchie aussi grande et aussi intéressante: l'Empereur, les Archiducs Charles, Jean, Ferdinand, MM. le Comte Colloredo, Cobentzl, Trauttmansdorff[1]), Prince Colloredo, Zinzendorff, Stahremberg, Zichi, Ugarte, Rothenhan etc., presque tous les Présidens et Conseillers des grands départemens, Spielmann, Wallis, Dietrichstein, Birkenstock, Sonnenfels etc., presque tous les Reichshofraethe, enfin tout ce qu'il y avoit à voir. Calculez de plus ce que c'étoit pour ce même homme que d'avoir journellement des entretiens confidentiels, des conférences de trois et quatre heures avec des hommes comme Fasbender[2]), Collenbach[3]) et le B^on de Franck[4]), auxquels j'ajouterai encore le Chevalier Landriani[5]) qui m'a été d'une très-grande ressource. Je ne vous parle pas de tous ceux que j'ai vus pour l'amusement, par conséquent ni des dames en général, ni des maisons d'Arnsteiner, Escalès (!), Brevilly etc. Je ne vous parle ni de M^me de Rombeck ni de M^me d'Eibenberg[6]). — Je ne vous parle pas même du Corps diplomatique quoique j'aie beaucoup été dans les maisons Rasumowski, Paget, Hardenberg etc.

Dresde est dans ce moment-ci assez agréable. J'y ai trouvé quelques étrangers intéressans, et plusieurs personnes avec les-

---

[1]) Trauttmansdorff war 1801 kurze Zeit Minister des Auswärtigen gewesen.

[2]) Staats- und Konferenzrat für Kriegssachen.

[3]) Ältester Rat (Staatsreferendar) im Auswärtigen Amte.

[4]) Reichsreferendar und Hofrat.

[5]) Damals im geheimen Kabinett des Auswärtigen Amtes tätig.

[6]) Marianne v. Eybenberg, eine Berlinerin aus dem Kreise der Herz und Rahel, die mit dem kürzlich verstorbenen Fürsten Reuß zur linken Hand vermählt gewesen war. In Berlin erzählte man sich im folgenden Jahre, Gentz werde sie heiraten (Binder an Stadion, 3. September 1803). Gentz dachte nicht daran. Vgl. Tagebücher I, S. 29.

quelles je puis causer politique pendant toute la journée et jouer à l'hombre pendant une partie de la nuit. Le général Armfeldt[1]), Mr d'Entraigues[2]), le Cte Goloffkin[3]), voilà les trois étrangers que je vois le plus. Mr Elliot est un grand et infatigable causeur en politique. Vous connoissez l'excellent et aimable Comte Metternich chez lequel je passe la plus grande partie de mes journées et soirées; c'est la meilleure maison de Dresde, la seule qui ressemble de loin à la Vôtre; et depuis que j'ai été à Vienne, je sais que c'est un grand mérite que d'approcher de la maison du Comte Stadion, et que rien au monde ne l'égale.

Je finis enfin cette lettre impitoyable. Je Vous prie, M. le Comte, de présenter mes hommages bien sincères à Mme de Stadion, et de remercier ceux qui voudront bien Vous demander de mes nouvelles. Wessenberg[4]) m'a écrit une lettre de Constance, et j'ai appris qu'il est arrivé à Vienne quatre jours après mon départ; je prends la liberté de Vous charger aussi de mes complimens pour Mr de Binder. Je Vous serois infiniment reconnaissant si Vous vouliez m'accuser la réception de cette lettre par quelques lignes; pendant mon voyage j'ai eu par rapport à ma correspondance des malheurs tout-particuliers. Je n'ai presque plus le courage de confier une lettre à qui que ce soit; cette fois-ci cependant je suis bien tranquille, car c'est un de Vos propres domestiques et un garçon qui a l'air très-solide qui me sert de courrier. Je n'ajoute à ce petit volume que l'assurance du dévouement inviolable avec lequel j'ai l'honneur d'être, Mr le Comte, Votre très-humble et très-obéissant serviteur

Gentz.

P. S. Si Vous ne m'écrivez pas par M. de Metternich, je Vous prie d'adresser Votre lettre à „l'ange d'or". Mme de Klöst est arrivée avant-hier. J'ai soupé ce soir avec elle, Mme de Bruges etc. chez Mme de Hohenthal.

Finie le Lundi 27.

Partie Mardi 28 à 11 heures du matin.

NB. Ma lettre au roi sera remise le même jour où la présente arrivera à Berlin.

---

1) Gesandter Gustavs IV. von Schweden.

2) Geheimer Agent Ludwigs XVIII.

3) Vertreter Rußlands.

4) Gentz hatte ihn in Berlin kennen gelernt, wo Wessenberg der österreichischen Gesandtschaft zugeteilt war. Jetzt hatte er sich bei seinem Bruder, dem als Schriftsteller berühmten Generalvikar von Konstanz, aufgehalten. Über Gentzens Beziehungen zu ihm vgl. Wittichen a. a. O. und Fournier, „Gentz u. Wessenberg. Briefe des Ersten an den Zweiten," S. 3.

4.

Dresde, ce 30 Septembre 1802.

Monsieur le Comte!

Vous serez extrêmement surpris, Mr le Comte, de la nouvelle que je vais Vous annoncer. Je pars cette nuit pour aller par Francfort, le Rhin, et la Hollande, en Angleterre. Mr Elliot, qui s'y rend pour des affaires de famille, m'a proposé de l'accompagner; il m'a donné sa parole qu'il seroit de retour à Dresde le 1er Décembre; j'ai accepté. Vous sentez bien, que le désir de voir Londres, ne pouvoit pas être le véritable, encore moins le seul motif de ce voyage; car que faire à Londres pour quatre semaines? Non! Mr le Comte! mais comme on m'avoit donné à Vienne deux ou 3 mois[1]) pour arranger mes affaires particulières, comme il dépendoit de moi d'employer ce tems de la manière qui me paroissoit la plus convenable, comme dès mon arrivée à Dresde il fut décidé pour moi que je ne pourrois point retourner à Berlin, et comme enfin (ne pouvant jamais avant 6 ou 8 semaines parvenir à un arrangement quelconque de mes affaires) j'avois le choix entre le séjour stérile (par rapport à l'essentiel) de Dresde, ou un voyage, qui très-probablement sera le moyen le plus sûr, le plus expéditif, et le plus décisif de tous pour arriver à mon but — j'ai cru devoir entreprendre ce voyage. Quoique d'ailleurs un séjour de 4 semaines à Londres soit ordinairement censé n'être bon à rien, cependant, comme dans 4 semaines je puis parler à 200 hommes, je ne renonce pas même à l'espoir de profiter de ce séjour sous des rapports d'intérêt public. Enfin je me formerai toujours un tableau général, une première esquisse de ce pays célèbre, et je pourrai me dire que j'ai employé mes deux mois aussi utilement qu'il étoit possible de le faire. Vous en seriez encore plus convaincu, si je pouvois avoir l'honneur de Vous exposer plusieurs circonstances — qui ne sont pas de nature à être confiées à une lettre.

J'ai écrit aujourd'hui au Cte Cobentzl une lettre très-détaillée dans laquelle je lui ai rendu compte de cette démarche; j'ai écrit en même tems à Fasbender que je puis regarder comme un de mes amis les plus sûrs, au Cte Stahremberg, et au Chevalier Landriani. Je leur ai promis à tous d'être de retour à Dresde le 1 de Décembre, et je tiendrai parole. Ce qui paroîtra à quelques-uns de mes amis le plus étrange dans tout ce voyage, c'est que je quitte Dresde, sans attendre la réponse à la lettre que j'ai écrite au roi, en donnant ma démission. Mais à quoi bon attendre

[1]) Der dritte Monat war ein Geschenk, das Gentz sich selbst machte. In Wien wußte man davon nichts.



cette réponse? Je suis irrévocablement résolu de ne plus retourner en Prusse. Il ne s'agit donc que de la manière plus ou moins bonne de me séparer. Si on me répond poliment, ce sera un plaisir pour moi que de recevoir cette réponse et elle arrivera toujours à tems; si on prend le ton grossier, je n'en irai pas moins mon chemin; enfin toute cette réponse est à présent une affaire de forme à laquelle, bien loin d'abandonner un plan comme celui de ce voyage, je n'abandonnerois pas le plus petit projet.

Comme je serois enchanté de recevoir bientôt de Vos nouvelles, je Vous prie, Monsieur le Comte, de m'écrire à Londres et d'adresser Vos lettres à Mr Pelser[1]). Ce sera le moyen le plus sûr pour qu'elles ne me manquent pas.

J'ai voulu Vous dire encore beaucoup de choses; mais le tems me contrarie, et je n'ai plus un moment pour moi. Recevez donc l'hommage de mon attachement, de mon respect, de mon dévouement inviolable, et croyez que rien ne changera jamais à cet égard dans celui qui s'honore trop de pouvoir se nommer

Votre très-humble et très-obéissant serviteur
Gentz.

Je vous supplie, de faire parvenir la lettre ci-jointe le plutôt-possible à son adresse.

## 2. Gentz und Goetzen[2]).

Auf dem Wege, den Preußen von der Eroberung Schlesiens und damit der Weltstellung seiner Macht bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches unter Hohenzollernscher Führung zurücklegte, zwischen den Tagen von Mollwitz und Sedan — just in der Mitte — liegt das Unglück von Jena und Auerstedt, jene Doppelschlacht vom 14. Oktober 1806, in der Napoleons Genius die Armee Friedrich Wilhelms III. zersplittert in die Flucht schlug. Die Frage nach den Ursachen dieser Katastrophe, nach dem Anteil, den leitende Personen daran hatten, ist immer eifrig von den Geschichtsforschern durchgesprochen worden. Seitdem Ranke in seinen „Denkwürdigkeiten des Fürsten Hardenberg" der Kritik ein reiches Feld eröffnet hatte, wog man sorgfältig die Fehler der Diplomatie und die Verstöße der innern Politik gegeneinander ab. Eines ist sicher. Das durch Haugwitz und Lombard vertretene

1) Bernhard v. Pelser, seit 1802 k. k. Gesandschaftsrat am Londoner Hofe.
2) Vergl. „Neue Freie Presse", 16. u. 17. März 1882.

eigensüchtige System, aus den Verlegenheiten anderer Vorteile zu ziehen, ohne sich selbst zu exponieren, hatte endlich in die Irre geführt. Noch ein Jahr zuvor, 1805, als Österreich und Rußland gegen den Kaiser der Franzosen und seine Besitz und Frieden störenden Unternehmungen sich in Waffen erhoben, hatte es die Berliner Regierung für gut und heilsam erachtet, anstatt mit jenen vereint für das Gleichgewicht der Mächte zu fechten, vorerst den Ausgang des Kampfes abzuwarten, um sich dann dem Sieger anzuschließen. Aber ein Bündnis, das man nach der Schlacht von Austerlitz mit Napoleon einging, war kein Schutz gegen ihn; schon nach wenig Monaten sah sich das nunmehr isolierte Preußen zum Kriege getrieben. Und wie wurde dieser Krieg geführt! Welch klägliche Erscheinung bot der ratlose Oberfeldherr Ferdinand von Braunschweig dar, der die Schande erleben mußte, daß seine Generale um seinen Rücktritt baten! Und als nach dem Hauptschlag bei Jena eine Deroute ohnegleichen einriß, die zersprengten Trümmer der einst so selbstbewußten preußischen Armee sich in oft allzueiligen Kapitulationen dem Feinde überlieferten und der König nur an den äußersten Grenzen seines Staates noch eine Zuflucht fand, da schien das Ende der Monarchie Friedrichs des Großen gekommen. Ein Glück noch, daß die Friedensunterhandlungen zwischen Rußland und Frankreich resultatlos blieben und Preußen an jenem einen Rückhalt finden und mit dem Rest seiner Kräfte weiter kämpfen konnte.

Während dann die verbündeten Nachbarn im Osten mit Napoleon um die Entscheidung rangen, waren einzelne detachierte Korps der französischen Armee bemüht, die noch aufrechtstehenden festen Plätze in Schlesien und Pommern zu bezwingen. Denn hier konnte ein aktives Eingreifen der Engländer, dort die Teilnahme Österreichs am Kampfe einen festen Stützpunkt gewinnen, die Rückzugslinie der Franzosen bedrohen und, vom Glück begünstigt, ihrem Kaiser arge Verlegenheiten bereiten. Die heldenmütige Verteidigung Colbergs ist, mit Gneisenaus Namen verknüpft, eines ewigen ehrenvollen Andenkens sicher geworden. Schlimmer freilich stand die Sache im Süden. Schon war Glogau ohne Not den Bayern und Württembergern übergeben worden, die sich in diesem Kampf dienstwillig vor den Siegeswagen des großen Korsen ge-

spannt hatten; schon war Breslau (in den ersten Tagen des Jahres 1807) gefallen; schon standen Brieg und Schweidnitz vor der Kapitulation; in den übrigen schlesischen Festungen herrschte Mangel am Nötigsten, die Soldaten darbten und den Kleinmütigen schwoll die Stimme, mit der sie nicht müde wurden, zu rufen, daß ja doch alles vergebens sei. Die schier übermenschlichen Anstrengungen des Grafen Goetzen, damals Major und Flügeladjutant des Königs, dem dieser mit dem Fürsten Anhalt-Pleß als Generalgouverneur die Sorge für die Verteidigung der Provinz ans Herz gelegt hatte, schienen in der Tat fruchtlos und nur dann noch von Erfolg zu sein, wenn die Macht des österreichischen Staates sich so rasch als möglich ins Mittel legte. Die Diplomatie Friedrich Wilhelms III. ließ es denn auch in jenen Tagen ebenso wenig wie die russische und englische Staatskunst in Wien an ermunternden Schritten fehlen. Ohne Erfolg. Jetzt hatte Kaiser Franz sich entschlossen, neutral zu bleiben. Die Schläge des letzten Krieges, die Unfälle von Ulm und Austerlitz, waren noch kaum verwunden; man fand den Mut nicht, so bald wieder das Glück der Waffen im Kampfe mit dem Unüberwindlichen zu versuchen, und hielt es schon für eine Tat, seinen Lockungen, mit ihm sich zu verbinden, widerstanden zu haben. Denn nichts Geringeres hatte Napoleon geboten, als die preußische Provinz Schlesien, das der Kaiser von Österreich für Teile von Galizien in Tausch nehmen sollte — Schlesien, dessen Verlust man in Wien so lange nicht verschmerzt und dessen Erwerbung Preußens Größe begründet hatte — gegen Galizien, dessen Wert und Bedeutung die österreichischen Politiker nicht allzu hoch anschlugen. Aber Graf Philipp Stadion, Österreichs Minister, wies das Ansinnen des Franzosenkaisers weit weg. Mit ihm wollte man nicht zusammenstehen, auch nicht um den Preis des prächtigsten Landes, das jetzt — und nur die außerordentlichsten Verhältnisse lassen einen solchen Schritt begreiflich erscheinen — Preußen selbst dem Kaiser von Österreich zu zeitweiligem Besitz anbot, soweit es noch nicht in Feindeshänden war. Und man hat auch das abgelehnt.

Diese Tatsache ist nicht unbekannt geblieben. Gleichzeitige Aufzeichnungen erwähnen sie. In der längst gedruckten Korre-

spondenz des britischen Geschäftsträgers in Wien Adair ist wiederholt davon die Rede. In den handschriftlichen Berichten des preußischen Gesandten, Grafen Finckenstein, und in der im Archiv des großen Generalstabs zu Berlin aufbewahrten Korrespondenz Goetzens haben die Geschichtsschreiber Häusser und Höpfner Andeutungen darüber gefunden. Hardenberg endlich erzählt in seinen Denkwürdigkeiten: „Der Graf Goetzen, Flügel-Adjutant des Königs, sollte mit einem Schreiben desselben an den Kaiser Franz nach Wien gehen. Die großen Fortschritte der Franzosen machten indessen den Wiener Hof furchtsam; man bat, den Grafen v. Goetzen nicht zu schicken, um Aufsehen zu vermeiden. Hätte Oesterreich Antheil am Kriege nehmen wollen oder nur den Zeitpunkt fest bestimmt, wann es geschehen sollte, der König würde solchem die schlesischen Festungen eingeräumt haben, wodurch es seine Lage sehr verstärkte. Es gibt ein Memoire des bekannten Gentz an den Grafen Stadion, den der Graf v. Goetzen in Nachod sprach, welches diese Maßregel sehr empfiehlt und über die Lage Schlesiens Licht verbreitet.“ [1]) Kannte Hardenberg den Wortlaut dieser Denkschrift? oder wußte er nur obenhin von ihrer Existenz? Gleichviel. Sie ist erhalten und wir erfahren im einzelnen aus ihr, was bisher nur im allgemeinen bekannt gewesen war: den geheimen Auftrag des Grafen Goetzen an den Kaiser von Österreich, dessen Inhalt, Tragweite und Bedeutung.

Wie Gentz dazu gelangte, die Denkschrift zu verfassen? In seinen Tagebüchern erzählt er zum Anfange des Jahres 1807 von einer tiefen Leidenschaft für die Prinzessin Johanna von Kurland, die sich damals in Prag aufhielt: „Sie ward,“ fährt er fort, „nach kurzer Dauer zuerst durch eine abenteuerliche Reise nach Nachod unterbrochen, wo ich mit Graf Goetzen auf eigene Faust über die provisorische Besetzung der preußisch-schlesischen Festungen durch österreichische Truppen tractirte. Das geschah vom 10. bis 17. Januar.“ Hieher gehört, zum besseren Verständnisse der Sache, ein kurzes Wort über Gentzens persönliche Schicksale in jener Zeit. Er war, als der unglücklich geführte Krieg des Jahres 1805 den Feind bis Wien und weit darüber

[1]) Ranke, Denkwürdigkeiten des Fürsten Hardenberg, III 303.



hinaus dringen ließ, im November nach Olmütz und Troppau geflohen, und wollte man nach geschlossenem Frieden den Sieger von Austerlitz nicht reizen, so war von seiner Rückkehr in die Residenz so bald nicht die Rede. Ging doch der Kaiser der Franzosen so weit, den wohlbestallten Rat des österreichischen Ministeriums des Äußern als „un misérable scribe“ in Acht und Bann zu tun und seine Schriften bei Todesstrafe zu verbieten. So nahm denn Gentz außerhalb Österreichs seinen Aufenthalt: zuerst in Breslau, dann, vom Januar 1806 ab, in Dresden, bis er, als der preußisch-französische Krieg ausbrach, von Friedrich Wilhelm III. aufgefordert wurde, in sein Hauptquartier zu kommen, um der Sache Preußens seine erprobte Feder darzuleihen. Hier war es, wo er den Grafen Goetzen kennen lernte, und die beiden Napoleonhasser hatten bald Gefallen aneinander gefunden. In Briefen, von denen einige kürzlich aus dem Goetzenschen Archiv bekannt geworden sind, versichert Gentz seinen neuen Freund, „daß er von seiner Seite gewiß Alles, Alles tun werde, was seine geringen Kräfte zur Beförderung der gemeinschaftlichen Sache nur irgend vermögen“, und als nach der Katastrophe von Jena der verloren Geglaubte wieder heil und frei auftauchte, drückte er ihm seine helle Freude darüber aus[1]).

Bald darauf, im Dezember 1806, gab Friedrich Wilhelm III. seinem Adjutanten Vollmacht, nach Wien zu reisen, um Österreichs Regierung zur Teilnahme am Krieg zu bestimmen. Der Auftrag kam aber nicht zur Ausführung. Man verbat sich in Wien den kompromittierenden Besuch und schickte lediglich einen General zu Goetzen an die Grenze, der dessen Eröffnungen entgegennehmen sollte. Sie betrafen die Stärke und den Operationsplan der verbündeten Armeen Preußens und Rußlands und suchten die Mitwirkung der Donaumacht durch den Hinweis darauf zu gewinnen, daß Schlesien nur durch Österreichs Hilfe gerettet werden könnte, sonst aber verloren gehen müßte, was doch auch für den Wiener Hof vom größten Nachteil wäre[2]). Graf Stadion mag das Ge-

---

[1]) Wiese, Goetzen, S. 22 ff.

[2]) Vortrag Stadions an K. Franz, 24. Dezember 1806 (Wiener Staatsarchiv).

wicht dieser Vorstellungen voll gewürdigt haben, aber der Einfluß des Erzherzogs Karl, der sein noch unvollendetes Werk der Armeereform nicht durch einen vorschnellen Krieg gefährden wollte, überwog jeden anderen, und der Minister mußte ablehnend antworten.

Inzwischen war Goetzen die Seele der Verteidigung dessen geworden, was Preußen von Schlesien noch sein nannte, und unerschöpflich war er in Maßnahmen, diesen Rest dem Feinde streitig zu machen. Da erfuhr er in den ersten Tagen des neuen Jahres, Napoleon habe kurz zuvor bei Pultusk ernsten Widerstand gefunden und seine Truppen seien in übler Lage. Das belebte seine Hoffnungen und wandte seinen Blick aufs neue Österreich zu, woher er nun einmal die Rettung erwartete. Er empfand das lebhafteste Bedürfnis, sich mit dortigen Freunden, voraus mit Gentz, zu beraten, ob man nicht nochmals an die Wiener Regierung herantreten könnte und wie dies zu bewerkstelligen wäre. Am 6. Januar richtete er an Gentz folgendes Schreiben:

„Theuerster Freund!

Ihnen alles schriftlich zu sagen, was hier vorgefallen und was wahrscheinlich erfolgen wird, ist ohnmöglich, desto mehr sehne ich mich nach einer Unterredung, die mich stärken und mir Muth geben soll; denn es gibt wahrlich Lagen, wo man sich tüchtig zusammen rücken muß um (sich) nicht zu verlieren. Ich habe Ihnen so viel, unendlich viel zu sagen. Itzt ist der wichtigste Moment des Krieges. Ohne daß man noch bestimmte Nachrichten hat, stimmt alles dafür, daß die Franzosen an der Narew eine große Niederlage erlitten haben. Weiße Ruhr, Desertion wüthen außerordentlich unter ihnen. Aber bei den größten Siegen, wie ist es möglich, sie zu verfolgen, Schlesien zu befreien, wenn Oesterreich neutral bleibt? Denn wo soll die Subsistenz herkommen? Und außerdem geht Schlesien verlohren. Die Ursachen sind nur mündlich zu sagen. Ich gehe den 8ten nach Glatz und bleibe bis den 12ten dort oder in der Gegend. Wäre es denn Ihnen gar nicht möglich, dorthin zu kommen? — Die Reisekosten sind natürlich mein. Kommen Sie; ich hoffe, die Reise wird nicht vergeblich seyn.

Könnten Sie den Hofrath v. Eichler,[1]) Polizei-Commissaire von

[1]) Der k. k. Rat und Polizeioberkommissär Eichler in Teplitz war ein vertrauter Freund Gentzens und mit ihm seit lange in ununterbrochenem Briefwechsel. Goetzen dürfte den eifrigen Gegner des französischen Übergewichts durch Gentz kennen gelernt haben. Daß Eichler, der in Teplitz allerlei Nachrichten über den Fortgang des Krieges sammelte, sich zur Vermittlung von Briefen



Böhmen, wissen lassen, daß ich vom 8ten bis 12ten in der Grafschaft bin und ihn sehnlich zu sprechen wünsche? Finckenstein[1]) hat mir geschrieben, daß Sie mir auf meinen Brief nach Breßlau geantwortet. Diese Antwort ist wahrscheinlich aufgefangen worden, da ich Breßlau plötzlich verlassen mußte und sie nicht erhalten habe[2]). Erfüllen Sie den heißen Wunsch Ihres wahrhaften Freundes in der guten Sache.

Neiße, den 6. Jänner 1807. G. v. Götzen." [3])

Gentz war dazu bereit, ließ seine Herzensangelegenheit im Stich und beantwortete Goetzens Aufforderung mit folgenden Zeilen:

Prag, den 9. Jänner 1807.

Erhielt diese Nacht Ihr freundschaftliches Schreiben. Obgleich der darin befindliche Vorschlag mich nicht gerade in einem Augenblick trifft, wo die Ausführung desselben leicht oder bequem wäre, so kann doch der Gedanke, ihn ganz abzulehnen, durchaus in meiner Seele nicht Platz finden. Über die Gränze vermag ich nicht zu gehen; aber so sehr ich mich Ihnen nur irgend zu nähern im Stande bin, ist mein Entschluß schon gefaßt. Ich werde morgen den 10ten sehr früh von hier nach Nachod, dem nächsten Ort an der Gränze, reisen. Die Wege sollen zwar grundlos sein, aber in jedem Falle muß ich doch den 11ten Abends in Nachod eintreffen. Ungefähr um diese Zeit müssen Sie, wenn Alles gut geht, diesen Brief haben. Von Glatz ist 6 Meilen bis Nachod. Ich erwarte Sie also dort den 12ten gewiß und werde Sie, weil doch auf unvorhergesehene Fälle gerechnet werden muß, auch noch den ganzen 13ten erwarten. Sollte Ihnen irgend ein Hinderniß auffallen[4]), so schicken Sie gleich eine Staffette. Bei meiner Ankunft in Nachod werde ich sorgen, daß Ihnen an der Gränze keine Art Schwierigkeit gemacht werde.

So trüb auch der Zeitpunkt ist, so herzlich freue ich mich darauf, Sie wieder zu sehen. Sie müßten die ganze Achtung, die ganze Verehrung, die ich Ihrem Charakter, und die innige und zärtliche Freundschaft, die ich Ihrer Person gewidmet habe, weder kennen noch ahnden, wenn Sie dies für etwas anderes als den tiefsten Ausdruck der Hochachtung halten wollten, womit ich bin ꝛc. G.

---

und Nachrichten der Napoleonfeinde bereit finden ließ, zog ihm im März eine Rüge des Oberstburggrafen zu.

1) Graf Finckenstein war damals preußischer Gesandter in Wien.

2) Es war der Brief vom 4. Dezember, der nachträglich Goetzen zukam, da ihn Wiese, S. 26, aus dessen Papieren veröffentlicht.

3) Dieser Brief und Gentzens Antwort darauf kamen der Behörde in die Hände, die Kopien davon nach Wien an die Polizeihofstelle einsandte. Sie sind in den Polizeiakten des Wiener Ministeriums des Innern vorfindlich.

4) Hieß wohl im Original: „Sollte Sie irgend ein Hinderniß aufhalten.“

Gentz schrieb aber an demselben Tage noch drei andere Briefe: einen an Stadion, offenbar um ihn von seiner bevorstehenden Besprechung mit Goetzen in Kenntnis zu setzen, einen an Eichler, wahrscheinlich um ihm den Wunsch des Grafen, auch mit ihm zusammen zu treffen, bekannt zu geben, und einen an den Oberstburggrafen in Böhmen, Grafen Wallis, um ihm seine Reise nach Nachod anzuzeigen[1]). Nur das letzte dieser Schreiben ist uns erhalten. Es enthält die bloße Mitteilung, daß Gentz dem Wunsche des Grafen Goetzen Folge leisten werde und man in Wien davon unterrichtet sei. In einem Postskript heißt es dann: „Ich nehme mir die Freiheit hinzuzusetzen, daß ich pour les curieux de la ville, auf einige Tage nach Teplitz gereiset bin, um dort einen Freund aus Dresden zu sehen. Die wahre Richtung dieser Reise muß natürlich sehr verborgen bleiben."

Am 12. oder 13. Januar werden die Freunde beisammen gesessen haben. Auch Eichler fand sich ein[2]). Nicht ohne Vorwissen des Oberstburggrafen, dem es darum zu tun war, den Inhalt jener Unterredung zu kennen. Er hatte sogar die Weisung erhalten, sich mit strengster Vorsicht und Klugheit in der Art zu benehmen, daß die Regierung auf keinen Fall kompromittiert werde[3]). In dieser Unterredung der drei Männer kam es

---

[1]) Gentzens Briefjournal erwähnt zum 9. Januar 1807 nur die beiden ersten, nicht den Brief an Wallis, der im Original vorliegt. Ich verdanke die Benützung des Journals der Güte des Besitzers, Herrn Dr. Wittichen in Freiburg. Aus diesem Briefwechsel — und wohl auch schon aus Gentzens Tagebuchnotiz — geht hervor, daß nicht, wie Höpfner, Der Krieg von 1806 u. 1807, IV 135 und Wiese, Goetzen, S. 93 mitteilen, Gentz es war, der Goetzen zur Entrevue aufforderte.

[2]) Daß Eichler an der Unterredung teilnahm, erfährt man aus einem Briefe, den Friedrich Wilhelm III. am 31. Januar an den Fürsten von Pleß schrieb, worin die Unterredung Goetzens „mit dem Geh. Legations-Rath (!) v. Gentz und dem Ober-Polizei-Kommissär von Böhmen, Hofrath Baron (!) v. Eichler" erwähnt wird. (Wiese, S. 86 f.)

[3]) Wallis an Eichler, 9. Jänner 1807, und an den Polizeiminister Baron Sumeraw vom gleichen Tage. Dieser referierte dann über die Sache am 13. dem Kaiser, der in seiner Entschließung die Frage aufwarf, „ob es bei der gegenwärtigen Unwichtigkeit des Stand-

nun zur Erörterung des Planes, Österreich nochmals von preußischer Seite die provisorische Besetzung des durch eine Demarkationslinie näher bezeichneten Teiles von Preußisch-Schlesien nahe zu legen. Die Demarkationslinie sollte von der nördlichsten Spitze Galiziens bis zur nördlichsten Spitze Böhmens bei Friedland gezogen werden und die Festungen Cosel, Neiße, Silberberg und Glatz, die noch in preußischen Händen waren, aber voraussichtlich nicht behauptet werden konnten, einschließen. Von wem ging der Plan aus? Von Goetzen? In dessen Anerbietungen aus dem Dezember findet er sich noch nicht. Von Gentz? So sagt Goetzen in seinem Generalrapport, wo es heißt, er sei von diesem gefragt worden, „ob die preußische Leitung, wenn Oesterreich es durch Unterhandlungen bewerkstelligen könne, eine Demarcationslinie zu ziehen, wohl damit einverstanden wäre, in einzelnen noch nicht von den französischen Truppen besetzten Festungen neben der preußischen noch oesterreichische Besatzung aufzunehmen" [1]). In der Denkschrift, die Gentz über den Gegenstand der Entrevue am 16. Januar an Stadion sandte, heißt es hinwieder, es sei die Idee Goetzens, „Schlesien, das nun einmal für Preußen ganz und vor der Hand unwiederbringlich verloren gegeben werden müße, wenigstens teilweise für Oesterreich und dadurch gleichsam für Europa zu retten" und zu diesem Zweck dem Kaiser „die unbedingte Besitznahme des ganzen, noch unereroberten Teiles dieses Landes im Namen seines Königs anzubieten". Dabei ist es freilich nicht ganz ausgeschlossen, ja sogar durch den Hinweis auf Europa wahrscheinlich gemacht, daß Gentz den Gedanken gefaßt und Goetzen ihn von ihm übernommen habe. Allerdings gehen inhaltlich die weiteren Meldungen der beiden auseinander. Da aber die Denkschrift, die Gentz nach Wien sandte, unmittelbar nach der Unterredung und unter dem Eindruck des Meinungsaustausches abgefaßt wurde, möchte ich ihr den Vorzug geben vor dem Rapport Goetzens, der sich auch durch

---

punktes Töplitz (wo Eichler zur Beaufsichtigung der Fremden stationiert war) nicht zweckmäßig wäre, dem Eichler einen anderen Aufenthaltsort in dem an Preußisch-Schlesien gränzenden Theile von Böhmen zu bestimmen." (A. M. J.)

[1]) So bei Wiese, S. 94. Höpfner, a. a. O. drückt sich unbestimmter aus: „Es wurde die Frage vorgelegt ...".

einige sonstige Irrtümer weniger vertrauenswürdig erweist [1]). Gentz hat nicht nur von dem Vorgefallenen erzählt, sondern auch jene Idee dem leitenden Minister warm empfohlen, und wenn er gleich keinerlei Vollmacht zu Verhandlungen besessen hatte, so kann man doch nicht sagen, daß deshalb die Sache ganz fruchtlos verlief [2]).

Diese Denkschrift, mit der Gentz die Angelegenheit in die Bahn brachte, bildet eines der Dokumente aus seiner besten und beredtesten Zeit. Wie in allen seinen Schriften aus diesen Jahren, erscheint er auch hier als der konservative Anwalt Europas gegenüber dem revolutionären Eroberungssystem Napoleons, und unter seinen geschickten Händen entsteht im zweiten Teile des Memoires — der erste beruht offenbar auf einer schriftlichen Vorlage Goetzens — ein kleines Meisterwerk politischer Dialektik. Das Schriftstück lautet:

Euer Exzellenz

sind schon vorläufig davon unterrichtet, daß ich hier mit dem Grafen von Götzen, Major und Flügel-Adjutanten des Königs von Preußen, dessen vortrefflicher persönlicher Charakter und wohlverdienter Credit bei seinem Souverain Euer Exzellenz aus meinen frühern Berichten [3]) und vermuthlich auch aus andern Quellen bekannt ist, eine freundschaftliche Zusammenkunft gehabt habe. Der Hauptgegenstand, der dabei zur Sprache gekommen, ist für die gegenwärtige Lage der Dinge und für das Interesse dieser Monarchie von so überwiegender Erheblichkeit, daß ich mich verpflichtet glaube, noch ehe ich von hier nach Prag zurückkehre, Euer Exzellenz einen möglichst vollständigen und möglichst gründlichen Bericht darüber abzustatten."

„Der Graf Götzen hat mich fürs erste mit dem Verhältniß, worin er sich heute befindet und dem in Schlesien ihm angewiesenen

---

1) So sind darin z. B. die Daten der Nachoder Zusammenkunft ebenso unrichtig, wie daß Goetzen durch Gentz dazu eingeladen wurde. S. oben.

2) So behauptet Wiese, S. 94. Nicht nur, daß Goetzen später aus Wien am 8. März seinem König melden konnte, „daß die Negotiationen durch Herrn von Gentz anfiengen", der König selbst hatte vorher schon in dem oben erwähnten Schreiben an den Grafen ausdrücklich die mit Gentz gepflogene Unterredung erwähnt, deren Resultat er „nicht ganz von der Hand gewiesen habe". Ebenda, S. 99 u. 87.

3) Das Briefjournal verzeichnet aus den letzten Monaten des Jahres 1806 mehrere Briefe an Stadion.



Wirkungskreise bekannt gemacht. Durch eine unmittelbare Königliche Instruktion und verschiedene darauf gefolgte königliche Handschreiben erhielt er uneingeschränkte Vollmacht, alle zur Rettung Schlesiens erforderliche Maßregeln nach eigner Einsicht und ohne vorhergehende Anfrage zu ergreifen, über die Vertheidigungskräfte des Landes nach bestem Wissen und Gewissen zu disponiren und den Gouverneurs und Commandanten der Festungen alle und jede ihm nöthig scheinende Anweisungen, die so, als wenn sie von Sr. Majestät selbst herrührten, betrachtet und respektirt werden sollten, zugehen zu laßen. Außerdem erhielt er einen geheimen Auftrag für den kaiserlichen Hof zu Wien, den er bis jetzt nicht zur Ausführung bringen konnte und auf welchen ich mir vorbehalte weiter unten zurückzukommen."

„Mit diesen Instruktionen verließ er[1]) das Haupt-Quartier des Königes von Preußen zu Osterode am 22. November v. J. An eben diesem Tage war, nach einem dort abgehaltenen Conseil, einige Stunden vor der Ankunft des Herrn Duroc, der Entschluß gefaßt worden, dem am 16. November zu Charlottenburg unterzeichneten Waffenstillstande die Ratification zu verweigern, und der König versicherte dem Graf Goetzen beim Abschiede mit sehr vieler Bestimmtheit und Festigkeit, Er sei unwiderruflich entschlossen, lieber Verzicht auf Seine Krone zu thun, als schimpflichen Bedingungen Gehör zu geben."

„Zu eben dieser Zeit war der Fürst von Anhalt-Plesse, bisheriger Oberster des Regiments von Schimmelpfennig, zum General-Gouverneur von Schlesien ernannt worden. Graf Goetzen hatte selbst das Seinige zu dieser Maßregel beigetragen. Der Fürst war als ein braver Offizier und treuer Anhänger des Königes bekannt. Da er der erste Landstand von Schlesien ist, so hoffte man, daß seine Ernennung in der Provinz einen vortheilhaften Eindruck machen würde; und da er ausdrücklich angewiesen war, den Grafen Goetzen in allem zu Rathe zu ziehen, so versprach man sich davon im Ganzen, wenn gleich nicht entscheidende, doch günstige Wirkungen[2])."

„Graf Goetzen kam am 4. Dezember in Breslau an. Er fand Schlesien in einer verzweifelten Lage. Er erhielt schon am Tage nach seiner Ankunft die Nachricht von dem Verlust der Festung Glogau. — Breslau selbst wurde am 6. Dezember zum erstenmale berennt. Er verließ es, um auf andern Punkten zu versuchen, was zur Rettung der Hauptstadt und des Landes noch gethan werden konnte. Es fanden sich außer der Garnison von Breslau nur zwei

[1]) Im Ms. „ich", was auch auf eine von Goetzen verfaßte Vorlage deutet, die Gentzen zur Abfassung des einleitenden Teils gedient haben mag.

[2]) Die betreffenden königlichen Schreiben vom 21. November 1806 bei Höpfner, der Krieg von 1806 u. 1807. IV. 34 ff.



Infanterie-Regimenter und einige dritte Bataillone in der Provinz; Cavallerie schlechterdings keine. Er vermehrte in einem Zeitraum von 14 Tagen die Infanterie um 21 Bataillone, zum Theil aus Ranzionnirten, zum Theil aus Rekruten gebildet. Er schuf gegen 2300 Mann Cavallerie. Er machte einige und 50 Kanonen mobil, stiftete zwei reitende Batterien in Breslau und eine halbe in Neisse. Dies alles mit den eingeschränkten Hilfsmitteln, die der vom Feinde noch unbesetzte Theil des Landes ihm darbot, und unter zahllosen Widerwärtigkeiten und Hindernissen, die theils aus der Lauigkeit der Civil-Behörden, theils aus der täglich mehr um sich greifenden Muthlosigkeit aller Volksklassen entsprangen."

„Der Fürst von Plesse kam erst in der Nacht vom 17. zum 18. Dezember in Neisse an. Diese Verspätung war ein Unglück an und für sich selbst und eine Vorbedeutung noch größerer Uebel. Der Graf Goetzen hatte in der Zwischenzeit gethan, was unter den gegebenen Umständen nur möglich gewesen; aber mehr als eine Haupt-Maßregel blieb unvollendet, weil er billiger Weise Bedenken getragen, sie ohne den Beitritt des Fürsten zur Ausführung zu bringen. Der Fürst entsprach der von ihm gefaßten Erwartung nicht. Bei vieler persönlicher Tapferkeit, dem reinsten und besten Willen, großer Anhänglichkeit an seinen Souverain und einem nicht ganz unfähigen Kopfe, fehlte es ihm dennoch gerade an den Eigenschaften am meisten, die in dieser höchst kritischen Lage die wichtigsten und dringendsten waren: an Entschlossenheit, Festigkeit, Schnelligkeit und Geistes-Gegenwart. Er nahm den Rath des Grafen Goetzen fast in allen Stücken bereitwillig an; aber er befolgte ihn nur langsam oder halb. Eine entscheidende Unternehmung gegen Strehlen, die einige Tage früher realisirt und mit großer Präcision vollzogen, den Entsatz von Breslau bewirkt oder wenigstens die ersprießlichsten Folgen für die Erhaltung der übrigen Plätze gehabt hätte, wurde erst am 24. Dezember, und auch dann noch höchst unvollkommen, ins Werk gerichtet; sie mißlang gänzlich [1]). Eine zweite, nicht viel besser eingeleitete Operation, wodurch am 30. Dezember Ohlau genommen und ein unerwarteter Schlag auf das Belagerungs-Corps von Breslau versucht werden sollte, hatte gleiches Schicksal. Im Gefolge dieser letztern ging bei einem unglücklichen Nacht-Rückzuge über die Lohe (bei Wasserjentsch) ein großer Theil des Infanterie-Regiments Kropff, eines der beiden, die die Basis aller noch übrigen Vertheidigungsmittel ausmachten, verloren" [2]).

„Von diesem Augenblick an war es klar, daß Breslau nicht gerettet werden konnte. Die Garnison bestand aus 7000 Mann [3]),

[1]) Höpfner, a. a. O. IV. 69 ff. 72 f.; Wiese, Goetzen, S. 66 ff.
[2]) Höpfner, IV. 99; Wiese, Seite 71.
[3]) Höpfner, IV. 49 berechnete sie auf 6000 Mann.



wovon ungefähr die Hälfte gediente und ganz brauchbare Truppen, doch selbst unter diesen ein beträchtlicher Theil Polen. Der Gouverneur, General-Lieutenant von Thiele, war ein Mann von Einsichten und Muth, obgleich nicht von jener außerordentlichen Energie, die Umstände, wie die heutigen, erheischten. Der große Vortheil der Belagerer bestand in der ungeheuren Menge von Geschütz, die sie von allen Ecken und Enden her vor Breslau zusammengebracht hatten. Diese Festung ist auf mehreren Haupt-Punkten ohne Außenwerke. Die Batterien der Belagerer konnten dort ganz nahe am Platz angebracht werden, und Ausfälle wurden phisisch unmöglich. Das Bombardement im Großen nahm am 10. Dezember seinen Anfang und dauerte bis in die ersten Tage dieses Monats, ununterbrochen mit fast beispielloser Heftigkeit fort. Die Bürgerschaft hat, so weit wenigstens als die Nachrichten reichen, eine rühmliche Standhaftigkeit gezeigt. Durch welche nähere Umstände die Uebergabe zuletzt entschieden worden, ist bis jetzt noch nicht hinlänglich bekannt [1]). Die Capitnlation kam am 4. d. Mts. zu Stande [2]). Wenn Jedermann seine Schuldigkeit gethan, die oberste Civil-Behörde der Provinz das Militär pflichtmäßig unterstützt, der Gouverneur allen fremden Einfluß entfernt und der Fürst von Plesse mehr Thätigkeit bewiesen hätte, so würde die Katastrophe noch wenigstens um einige Wochen haben verzögert werden können."

„Mit dem Fall von Breslau ist, nach der festen Ueberzeugung des Grafen Goetzen und nach der mir von ihm vollständig geschilderten, von selbst sprechenden Lage des Landes, der Ueberrest von Schlesien ohne alle Möglichkeit der Rettung verloren."

„Die für jetzt noch nicht eingenommenen Plätze sind: Schweidnitz (seit 14 Tagen berennt und heute wahrscheinlich schon förmlich belagert), Glatz, Silberberg, Neisse und Cosel. Die Anlage enthält eine authentische und vollständige Nachweisung der gesammten Vertheidigungskräfte, die sich theils in, theils außer diesen Festungen noch befinden [3]). Sie zeigt, daß theils in Rücksicht auf die Geringfügigkeit, theils und hauptsächlich in Rücksicht auf die Qualität ihrer Garnisonen nicht einer dieser Plätze ohne außerordentliche und fast wundervolle Vertheidigung sich länger als einige Monate behaupten könnte, wenn sie auch hinreichend mit Lebensmitteln versehen wären. Das letztere ist aber bei keinem der Fall. Schon heute zehren die meisten von ihrer inneren Subsistenz; in ganz kurzer Zeit werden sie ausschließend auf diese reduzirt sein. Mit dem Verlust jedes

---

1) Die Gründe, die der Kommandant geltend machte, s. bei Höpfner IV. 112—115.

2) Sie wurde am 5. unterzeichnet.

3) Die Beilage fehlt.



einzelnen wird die Unmöglichkeit, die Andern zu vorproviantiren, entschiedener; mit dem Verlust jedes einzelnen nimmt der Muth, die anderen zu behaupten, in einem schwer zu berechnenden Verhältniße ab. An Entsatz, an Diversionen im Felde, an irgend eine rettende Unternehmung, auch nur an eine Zeit gewinnende Operation ist nicht mehr zu denken. In etwa 2000 Mann neu geschaffener Kavallerie und einigen hundert Jägern besteht, wie die Nachweisung lehrt, der ganze Uiberrest der dortigen Feld-Truppen; kein Feldgeschütz ist mehr vorhanden, und von den Trümmern der preußischen Armee ist Schlesien auf allen Seiten durch 60 bis 80 Meilen tiefe, vom Feinde besetzte Länder oder furchtbare Heere getrennt." —

„Die endliche Eroberung dieser Provinz läßt sich also mit Zuverläßigkeit voraussehen und beinahe schon auf Tage berechnen. Wenn auch nichts weiter als das jetzige Operations-Corps, aus Baiern und Württembergern bestehend, dessen Stärke auf 20.000 Mann geschätzt wird[1]), das Belagerungs-Geschäft mit der furchtbaren Artillerie, die ihm allenthalben zu Gebot steht, fortsetzt, wenn auch (wie doch allerdings zu vermuthen) kein sächsisches Contingent, keine anderweite Verstärkung erscheint, so ist dennoch in 6, höchstens 8 Wochen alles vollendet."

„In dieser ganz trostlosen Lage ist der Wunsch der Verständigsten im Lande, und die bestimmte Idee des Grafen von Goetzen, daß, da Schlesien nun einmal für Preußen ganz, und vor der Hand unwiederbringlich verloren gegeben werden muß, es doch wenigstens theilweise für Österreich gerettet, dadurch gleichsam für Europa gesichert und dem völligen Verderben entzogen werden möchte."

„Er trug mir daher auf, Euer Exzellenz zu benachrichtigen, daß er sich für hinreichend bevollmächtiget halte, Sr. Majestät dem Kaiser die unbedingte Besitznahme des ganzen noch uneroberten Theiles von Schlesien im Namen seines Königes anzubieten."

„Mit einem Handschreiben des Königes an Sr. Majestät den Kaiser versehen, glaubt er alles, was er zur Ausführung dieses Vorschlages bei näherer Erörterung desselben in Antrag zu bringen und zur Vollziehung beizutragen bereit ist, vollständig legitimiren, für Genehmhaltung aller seiner Schritte haften und die förmliche Zustimmung des Königes, wenn solche verlangt werden sollte, in der kürzest möglichen Frist herbeischaffen zu können. Er hält sich auch vollkommen überzeugt, daß der König in die vorgeschlagene

---

[1]) Am 10. Januar 1807 waren es 23.000 Mann, die von dem 30.000 Mann starken 9. Armee-Corps bei den Fahnen standen. S. Du Casse, Opérations du 9ème corps I 165, danach Wiese, S. 82.



Maßregel, ohne irgend eine besondere Stipulation, mit bloßem unbegrenzten Vertrauen auf Sr. kaiserlichen Majestät Rechtlichkeit und Großmuth, pure et simpliciter einwilligen werde.“

„Nach seinem Plan müßte das zu dieser Unternehmung zu bestimmende österreichische Armee-Corps sich sogleich von allen Punkten der Grenze gegen die Preußisch-schlesischen Festungen in Marsch setzen und bis an eine nach Österreichs Convenienz und gehöriger Beurtheilung der Lokalitäten zu fixirende Demarcations-Linie vorrücken, die (en gros) von Galizien ab, längs den Grenzen von Ober-Schlesien und der Grafschaft Glatz bis an die Grenze von Böhmen fortlaufen würde. — Hiedurch käme Österreich in Besitz des ganzen mittäglichen Theiles von Schlesien mit den Festungen Cosel, Neisse, Silberberg und Glatz“ [1]).

„Die Anstalten würden so getroffen werden, daß jeder dieser Plätze bei der ersten Erscheinung der österreichischen Truppen sogleich, folglich ohne Widerstand seine Thore öffnete. Und da die Communikation mit der Armee des Königs schlechthin unmöglich, auch die Absicht keineswegs ist, durch ein öffentliches anerkanntes Einverständniß oder den Anschein verabredeter Maßregeln Seine Majestät den Kaiser in den Krieg zu verwickeln, so würde man die — in jedem Fall dem Untergange geweihten — in jenen Festungen befindlichen Truppen vor der Hand ohne Weiteres auflösen und ihr künftiges Schicksal den Umständen überlassen.“

„Da ich mich mit diesem wichtigen Plan mehrere Tage lang anhaltend beschäftigt und ihn, so weit meine Einsichten reichen, von allen Seiten reiflich durchdacht habe, so sei es mir nun erlaubt, Euer Exzellenz mein vorläufiges Gutachten, zuerst über dessen politische und militärische Zweckmäßigkeit, nachher über dessen politische Ausführbarkeit (da v n der militärischen wohl kaum die Rede sein darf) ehrfurchtvoll vorzulegen. In Ansehung des ersten Punktes werde ich meine eigene Ideen mit den Ideen und Datis, die Graf Goetzen mir mitgetheilt hat, verweben, in Ansehung des zweiten aber mich bloß auf meine eigenen beschränken. Daß diese nothwendig unvollkommen sein müssen, dessen bescheide ich mich von selbst; Euer Exzellenz werden sie zu berichtigen wissen; ich stelle die Sache so dar, wie sie mir aus meinen vielleicht falschen und in jedem Fall beschränkten Gesichtspunkten erscheint.“

---

[1]) Genauer ist die Demarkationslinie in Goetzens Generalrapport und danach bei Höpfner, IV 135 und Wiese, S. 94 bezeichnet als „von der nördlichsten Spitze Galiziens bis zur nördlichsten Spitze Böhmens an der sächsischen Grenze bei Böhmisch-Friedland reichend“.



I. Bemerkungen über die mit der Annahme des Planes verknüpften Vortheile.

„1. Es liegt an und für sich selbst etwas unnatürliches, anstößiges und fast empörendes darin, daß eine Macht wie Österreich, mit einer zahlreichen und vortrefflichen Armee, allen Werkzeugen zur Vertheidigung und zum Angriff, und unerschöpflichen Hilfsquellen versehen, einen müßigen Zuschauer abgeben soll, während eine auf drei Seiten von ihren Besitzungen eingeschloßne, in militärischer Hinsicht unschätzbare, als Basis künftiger Operationen über alle Berechnung wichtige Provinz von 20.000 Mann elender Hilfs-Truppen eines 100 Meilen entfernten Eroberers mit allen ihren Festungen und Positionen und Subsistenz- und Communikations-Mitteln Stück vor Stück verschlungen wird. Geografisch und militärisch betrachtet ist Schlesien eine große Citadelle in der Mitte des österreichischen Gebiets. Wenn das, was heute mit diesem Lande unter Österreichs Augen geschieht, in einem ganz gewöhnlichen Kriege geschähe, wer würde nicht auf Maßregeln denken, solchem verderblichen Unwesen zu steuern? Wie viel einleuchtender aber, und wie viel dringender zugleich wird die Nothwendigkeit, diese Maßregeln zu ergreifen, wenn man den Zweck und Charakter des gegenwärtigen Krieges erwägt!“

„2. Der gegenwärtige Krieg wird um kein geringeres Objekt als um die uneingeschränkte Herrschaft über alles, was Europa heißt, geführt. Es giebt (außer dem ganz abgeschnittenen England) nur endlich noch drei selbstständige Mächte. Von diesen will die eine bloß erhalten; die anderen beiden wollen erobern und vernichten. Das ist das Gemälde unserer Zeit. Frankreich nimmt ohne Ansehen der Person alles, was von seinen Truppen, von seinen Commissarien oder auch nur von seinen Dekreten erreicht wird, neutrales wie feindliches Land, das Nahe wie das Ferne, ganze Massen von Provinzen und Städten und Flüssen und Seeküsten in Beschlag. Es behandelt das feste Land von Europa (das österreichische Gebiet für jetzt allein noch ausgenommen) als sein wohl erworbenes Eigenthum, giebt Niemandem mehr Rechenschaft von seinen Schritten und erklärt seine Willkür für Gesetz. Wenn es früh oder spät Rußland gelingt, seine Energie, seine Fähigkeiten und sein Glück zur Höhe seiner Wünsche zu erheben, so wird es wahrscheinlich ein Gleiches versuchen; der Anfang ist vorläufig gemacht; und es wird — nicht ganz ohne Grund — theils in der allgemeinen Verwirrung und Auflösung, theils in der Nothwendigkeit, sich selbst zu behaupten, die Legitimation seiner Unternehmungen finden. — In dieser ganz einzigen Crisis ist von Befugniß und gesetzlichen Schranken und Rücksichten und Vorfragen und Verträgen und allem, was sonst die gesellschaftlichen Verhältniße regierte, so wenig als von den Jahren vor der Sündflut die Rede; und so weit ist es endlich gekommen,

daß jetzt noch mit buchstäblicher Strenge an alten Maximen zu kleben, nicht bloß zwecklos und ohnmächtig, sondern widersinnig und tödtlich sein würde. Österreich zwischen jene beiden Mächte gedrängt, aller ehemaligen Rücksichten entbunden, nur Gott und sich selbst noch verantwortlich, wäre heute vollkommen berechtigt, seine Grenzen nach eigener Convenienz in allen möglichen Richtungen zu erweitern. Daß dies nicht wirklich geschieht, haben die Nachbarn weder einer völkerrechtlichen Garantie — denn davon ist keine Spur mehr vorhanden — noch ihrem eigenen bessern Rechte — denn das hält die Prüfung nicht aus — noch irgend einem besondern Verdienst — denn alle haben Österreich verrathen, obgleich nicht alle schon gestraft genug sind — sondern einzig der Mäßigung dieses Hofes, seinem Wunsch das allgemeine Elend zu vermindern, seiner ruhmwürdigen, immer fortdauernden, vielleicht zu weit getriebenen Achtung für ehmals geheiligte, jetzt öffentlich mit Füßen getretene Formen zu verdanken. Es wandle indessen diesen Weg, so lange als es noch möglich bleibt, ihn zu wandeln! Wenn aber sein höchstes Interesse, das Interesse der Befestigung seiner Gränzen, das Interesse der Aufrechthaltung seiner Macht in einem Sturm, der alle übrigen mit sich fortriß, die Besitznahme eines herrenlosen Gutes, eines vom bisherigen Eigenthümer verlaßnen, von diesem selbst ihm angebotnen Landes, eines Landes, das im seinigen liegt, das die Natur seiner Lage ihm aufdrängt, nicht um eitler Vergrößerung willen, nur als Maßregel der Sicherheit vorschreibt, so ist es mehr, weit mehr als befugt, es ist durch das Gesetz der Selbst-Erhaltung verpflichtet, diesen Vortheil nicht von sich zu stoßen." —

„3. Die Motive zu diesem Schritt werden verdoppelt, wenn nicht bloß entfernter Gewinn, sondern Abwendung unmittelbarer Gefahr, und der größten, die gedacht werden kann, im Spiel ist; wenn die Frage, die wir zu entscheiden haben, so lautet: Soll eben dieses so qualifizirte Land von Österreich zu seiner Deckung genommen oder die Beute eines Eroberers werden, der es sofort in ein Werkzeug zu Österreichs Entkräftung und Österreichs Verderben umschaffen kann, und nach allem, was noch Wahrscheinlichkeit in politischen Berechnungen heißt, hiezu und zu nichts anderm verwenden wird? — Es läßt sich aufs bündigste darthun, daß, was auch die Wendung und das Resultat des gegenwärtigen Krieges sein mag, die vollendete Eroberung von Schlesien die Österreichische Monarchie in ihren kostbarsten Lebens-Theilen bedroht." —

„4. Napoleons dermaliger Plan — es ist hier nur von dem militärischen die Rede — geht, wie theils der Augenschein lehrt, theils sichere und positive Data bewähren, auf eine große und entscheidende Operation, wodurch er die Russischen Armeen von dem Uiberrest der Preußischen trennen, dann diese ihrer Selbstständigkeit

berauben und zur Beförderung seiner weltverheerenden Projekte, so weit sie dazu tauglich sein wird, gebrauchen will. Der König von Preußen steht mit ungefähr 20.000 Mann bei Soldau; bei Königsberg hat General Rüchel eine neue, vermuthlich noch sehr rohe Armee, die am 18 Dezember bis auf 40.000 Mann angewachsen sein sollte, gebildet. Diese mit den Garnisonen von Danzig und Graudenz, die erste 10.000, die andere 6000 Mann stark, sind jetzt die ganze Kriegsmacht von Preußen. Gelingt es Napoleon, am Narew durchzubrechen und die Russen gegen Grodno zu drängen, so wendet er sich unausbleiblich links, schneidet die Preußischen Truppen von aller Verbindung mit den Russischen ab und schließt jene dergestalt ein, daß sie in kurzem sein Opfer werden müßen. Bleibt der König in diesem Fall bei seiner Armee, so muß er sich auf jede Bedingung ergeben, zur Fahne Napoleons schwören und forthin, wenn ihm Frieden gewährt wird, nach seiner tyrannischen Vorschrift regieren, ein Vasall mit einer Spottkrone geziert. Verläßt er hingegen die Truppen und wirft sich ganz in die Arme von Rußland (welches jetzt das Wahrscheinlichere ist), so verliert er auch dem Namen nach seinen Thron, und was dann noch von seiner Armee existirt, muß ihn selbst und Rußland bekriegen. In einem, wie in dem andern Falle ist Schlesien eine französische Provinz; Neisse, Cosel und Glatz werden in französische Grenzfestungen verwandelt; und daß dann kein ruhiger Tag, keine sichere und glückliche Stunde, kein Heil als in einem verzweifelten Kriege für Österreich mehr aufbewahrt sein wird — ist zu klar um eines Beweises zu bedürfen."

„5. Wenn die jetzige Operation Napoleons mißlingt, wenn die Russen ihn über die Weichsel zurückwerfen oder wenn er durch Mangel, Krankheiten und Mißvergnügen in seiner Armee genöthiget wird, eine Pause zu machen, so werden sich aus der Eroberung von Schlesien Gefahren für Österreich entwickeln, die, wenn gleich nicht größer als jene, doch näher und dringender sind. Muß die französische Armee die Weichsel verlaßen, so zieht sie sich hinter die Oder zurück. Der Krieg mit Rußland — ein Umstand von großem Gewicht — ist dann auf eine beträchtliche Zeit geschlossen. Denn zuvörderst ist es nichts weniger als gewiß, ob Rußland auch nur den Willen hat, die Franzosen an die Oder zu verfolgen. Symptome von der bedenklichsten Art verrathen eine Fundamental-Revolution in der ganzen Russischen Politik. Außer dem Kaiser ist vielleicht Niemand mehr im Russischen Reiche, dem die Wiederherstellung der Preußischen Monarchie nicht vollkommen gleichgültig wäre; mit Widerwillen kämpfen sie für diese. Die Wiederherstellung des Gleichgewichtes in Europa hat nun vollends, und aus begreiflichen Ursachen, in den Augen der Russischen Regierung allen Reiz und alles Interesse verloren; und es ist gewiß keine sehr gewagte Vermuthung, daß bei

jenen gigantischen und fabelhaften Rüstungen, womit man uns von dorther, bald zum Trost, bald zum Schrecken unterhält, die Sicherstellung der Russischen Grenzen und ihre Ausdehnung auf Kosten der Pforte wohl das einzige Augenmerk sein möchte. Gesetzt aber auch, Rußland hätte den Willen, auf den Fall eines Rückzuges der Franzosen für Preußen und selbst für Europa zu fechten, so ist es nichts desto weniger unumstößlich gewiß, daß dieser Plan vor der künftigen Erndte auf keine Weise ausgeführt werden kann. Nach Berichten von unzweifelhafter Glaubwürdigkeit ist das ganze Land zwischen der Oder und Weichsel, und namentlich das, was zwischen der Weichsel und Schlesien liegt, in einem solchen Grade ausgesogen und verheert, daß kein reguläres Russisches Corps, und bestände es auch nur aus 20.000 Mann, viel weniger die ganze Russische Masse, eine Woche lang darin zu subsistiren vermag. Napoleon, an der Oder gelagert, von Stettin bis Cosel durch eine Reihe von Festungen gedeckt, hat bis zum Monat August keine feindliche Unternehmung zu fürchten. Diese Pause benützt er nun fürs erste, um seine Armee wieder vollzählig zu machen, seine Truppen zu neuen Anstrengungen zu ermuntern und Alles auf den Augenblick vorzubereiten, wo er Preußen durch einen schimpflichen Frieden, oder Preußen und Rußland zugleich durch neue Niederlagen zu demütigen hofft. Dies Uibel ist an und für sich schon von einer wirklich furchtbaren Größe, weil es den Krieg, das Elend von Europa, und die jetzige Crisis verlängert. Aber hiemit ist der Zwischenraum noch nicht gefüllt. Die oberschlesischen und glatzischen Festungen geben zugleich eine Operations-Basis ab, auf welcher Österreich unabläßig beunruhigt, von Verlegenheit in Verlegenheit gestürzt und endlich gezwungen werden kann, seine Rettung bei den Waffen zu suchen. Die Veranlaßungen würden so zahlreich als die Motive, und nicht zahlreicher als die Vorwände sein. Wenn Schlesien und Sachsen, die einzigen der neu eroberten Länder, die noch einen Vorrath von Subsistenzmitteln besitzen, für seine Bedürfnisse nicht hinreichend sein sollten, so würde Noth und Unmuth ihn zwingen, bei Österreich Hülfe zu suchen. Sollte dieser Bewegungsgrund ausgehen, so werden andre seine Stelle vertreten. Die Gewohnheit, Gesetze vorzuschreiben, der Verdruß über Österreichs Wohlstand, die Eifersucht über die österreichische Armee und ihre abermalige blühende Verfassung, selbst Anläße von geringfügiger Art, ein aufgefangener Privatbrief, ein treulos hinterbrachtes Wort, ein Argwohn, und der Schatten eines Argwohns wird genügen, um das Ungewitter zum Ausbruch zu bringen. Napoleon in Cosel und Neisse! Liegt in diesen wenigen Worten nicht Alles?"

„Wenn Österreich die Schlesischen Festungen besetzt, so wird der vollständigste Sieg über die Russen der Monarchie noch nicht

unmittelbar verderblich, ein Rückzug Napoleons aber für Österreich reiner Gewinn, für Europa nicht wesentliche Wohlthat, doch Quelle von Hoffnungen sein. Wenn Österreich hingegen geschehen läßt, daß ganz Schlesien den Franzosen zu theil werde, so ist es wirklich nicht leicht zu entscheiden, ob ihr Sieg oder ihre Niederlage an der Weichsel uns mit größern Gefahren bedrohe."

„6. Endlich würde durch die Ausführung dieser Maßregel der Credit der österreichischen Regierung, die Idee von ihrer Festigkeit und Kraft und ihr Einfluß auf das Schicksal von Europa einen außerordentlichen Zuwachs gewinnen. Die Welt würde gewahr werden, wodurch sich die Neutralität eines Kaisers von Österreich von der Neutralität eines Königes von Dänemark oder eines Herzoges von Gotha unterscheidet. Wenn es je zu Friedens-Unterhandlungen, zu echten und gründlichen kömmt, wird Österreich mit Nachdruck dabei auftreten und entweder für Preußens Interesse oder wenigstens für sein eignes das Wort führen. Erhebt sich Preußen aus der Tiefe seines Verfalls wieder zum Range einer unabhängigen Macht, so wird Frankreich selbst das Äußerste thun, um ihm den Besitz von Schlesien zu sichern; alsdann hängt es von Österreich ab, auf die Zurückgabe einen billigen Preis zu setzen, das heißt Bedingungen zu fordern, unter welchen Schlesien ohne Gefahr seinem bisherigen Besitzer wieder zugestellt werden könnte. Geht die Preußische Monarchie völlig zu Grunde, so wird Österreich sich Glück zu wünschen haben, daß es wenigstens den Theil ihrer Trümmer, der für seine Erhaltung der wichtigste war (alter, rechtmäßiger Ansprüche nicht einmal zu gedenken) bei Zeiten in Sicherheit gebracht hatte."

„Die hier angeführten Gründe scheinen mir von solcher Beschaffenheit zu sein, daß wenn Preußen auch noch Kräfte genug besäße und gegen sein wahres Interesse blind genug wäre, um der Besetzung der Schlesischen Festungen durch Österreichische Truppen einen augenblicklichen Widerstand zu leisten, die Unternehmung dennoch statt finden müßte. Wie zweckmäßig ist sie also heute, wo der Verlust von Schlesien unvermeidlich, die Ohnmacht Preußens entschieden und ihm selbst so einleuchtend ist, daß es Österreichs Zutritt begehrt." —

„Es bleibt daher nur eine Frage noch zu erörtern: ob nemlich der hier vorgeschlagene Schritt sich mit den heutigen Grundsätzen der österreichischen Regierung und dem an ihr im gegenwärtigen Kriege zur Richtschnur gewählten System vereinbaren läßt, und ob er nicht vielmehr den Umsturz dieses Systems, und dadurch eine lange Reihe von Uibeln anstatt des Genusses der vorhin aufgezählten Vortheile nach sich ziehen würde."

II. Politische Ausführbarkeit der Maßregel.

„Ich fange damit an, Euer Exzellenz bestimmt zu versichern, daß, wenn mir die Occupation der Oberschlesischen Festungen mit einer förmlichen Einmischung in den Krieg und einer unbedingten Verzichtleistung auf die Neutralität gleichbedeutend schiene, ich mich nie unterstanden haben würde, ihr das Wort zu reden. Selbst in diesem Falle war es immer meine Pflicht, Euer Exzellenz von dem, was der Graf Goetzen mir über diesen wichtigen Gegenstand eröffnet hatte, Kenntniß zu geben; ich hätte mich aber hiemit begnügt und nichts von dem Meinigen hinzu gethan."

„Die Beurtheilung des gegenwärtigen Systems liegt außer meiner Sphäre. Die Sache ist von zu großer Bedeutung, als daß ich verwegen genug sein sollte, unaufgefordert meine Meinung darüber zu sagen. Auch fehlen mir in der That die vollständigen Data dazu, die natürlich nur derjenige besitzt, der sich in der Mitte aller Staatsverhältniße befindet und das Ganze dieses verwickelten Problems aus allen Standpunkten zugleich überschaut. Meine Pflicht ist, vorauszusetzen, und ich setze wirklich mit innigem Vertrauen und unbedingter Ergebung voraus, daß Sr. Majestät der Kaiser sich zur Annahme und Aufrechthaltung der Neutralität aus vollgültigen, überwiegenden, weisen, väterlichen und preiswürdigen Bewegungsgründen entschlossen haben, und so lange diese Bewegungsgründe in Kraft bleiben, muß nothwendig auch das gegenwärtige System, mit allen seinen unmittelbaren Vortheilen und allen seinen möglichen Gefahren (und welches andre würde frei davon sein?) bestehen." —

„Hingegen bin ich vollständig überzeugt, daß die Besitznahme der Schlesischen Festungen ohne Aufhebung des gegenwärtigen Systems und ohne wirkliche Einmischung in den Krieg beschlossen und ausgeführt werden kann."

„Sr. Majestät haben die jetzige Neutralität aus Motiven und Rücksichten ergriffen, worüber Sie keiner kriegführenden Macht die geringste Rechenschaft schuldig sind. Sie haben sich gegen Niemanden im eigentlichsten Verstande dazu verpflichtet. Sie haben, soviel mir wenigstens bekannt ist, mit Niemandem Neutralitäts-Verträge geschlossen. Sie haben selbst in Ihren öffentlichen Erklärungen keinen andern Grund als Ihre höchsteigene Convenienz und das Interesse Ihrer Länder zur Sprache gebracht. Ihren Unterthanen allein haben Seine Majestät darüber Versprechungen gethan, unter der von selbst sich verstehenden, in Vernunft und Regentenpflicht gegründeten Bedingung, daß diese Zusage nur gelten kann, so lange als nicht unvorgesehne Ereignisse oder Bedürfnisse von höherer Art veränderte Maßregeln gebieten. Es ist also keinem Zweifel unterworfen, daß Sr. Majestät die uneingeschränkte Freiheit und Befugniß behielten, in jedem beliebigen Zeitpunkt Ihrer Neutralität ein Ende zu machen."

„Wenn es aber lediglich von Sr. Majestät Willen abhängt, der Neutralität gänzlich zu entsagen, so kann es Ihnen auch niemals verwehrt sein, sie in diesem oder jenem einzelnen Fall nach den Umständen zu erweitern oder zu beschränken, zu modifiziren und zu suspendiren. Aus diesem, und keinem andern Gesichtspunkte sehe ich das Projekt der Besitznahme der Schlesischen Festungen an. Die Geschichte liefert Beispiele genug, daß selbst im tiefsten Frieden, bei vorübergehenden Territorial-Differenzen oder Unruhen mit benachbarten Ländern oder gar (welches der günstigste Fall und dem gegenwärtigen der Ähnlichste ist) mit Zustimmung des rechtmäßigen Souverains Gebiete von beträchtlichem Umfange provisorisch in Besitz genommen worden sind. Mit den gewöhnlichen Begriffen von Neutralität verträgt sich dies im Kriege freilich nicht. Wenn aber der Krieg selbst alle gewöhnliche Begriffe vertilgt, alle gewöhnlichen Schranken durchbricht und außer seiner eignen Gewalt kein Recht auf Erden mehr erkennt, wer wagt es da, der Neutralität ihre rechtlichen Grenzen zu bestimmen? In Bezug auf die kriegführenden Mächte ist die Frage über die Zuläßigkeit dieses Schrittes durchaus keine Frage des Rechts, sondern eine Frage der gemeinsten Politik; sie haben nichts weiter damit zu thun, als zu prüfen, ob es ihrem Vortheil angemessener sei, sich mit Österreich in Krieg zu verwickeln oder die Fortdauer seiner ihnen nützlichen Neutralität um den Preis, den es selbst darauf setzt, unter der Bedingung, an welche es sie knüpfte, so lange als es möglich sein wird, zu genießen.“ —

„Der politische Gang dieses Unternehmens würde nach der Idee, die ich mir davon entwarf, ungefähr der Folgende sein: Sr. Majestät der Kaiser würden in dem Augenblick, wo Ihre Truppen die Schlesischen Festungen besetzten, eine öffentliche Erklärung von sich geben, worin Sie ankündigten, „daß es Ihr Wille nicht sei, Ihrer bisherigen Neutralität zu entsagen, daß Sie vielmehr unwandelbar entschlossen wären, sie gegen die sämmtlichen kriegführenden Mächte mit äußerster Strenge zu beobachten; daß Sie aber Ihr Allerhöchstes Interesse, das Interesse der Existenz Ihrer Monarchie, dieser Neutralität nicht zum Opfer bringen könnten, daß bei der geografischen und militärischen Lage des in der und der Linie begriffnen, von Preußen virtualiter verlassnen, von keiner andern Macht noch besetzten Distrikts von Schlesien, die Erhaltung Ihrer eignen Provinzen, die Sicherstellung Ihrer eignen Grenzen, ja selbst der Vorsatz, die Neutralität zu behaupten, und die Pflicht, eine Maßregel zu ergreifen, ohne welche es unmöglich sei, diesen Vorsatz zur Ausführnng zu bringen, die einleuchtende Nothwendigkeit herbeiführten, jenen Distrikt vom Krieges-Theater zu trennen und in den Wirkungskreis Ihrer Neutralität mit hinein zu ziehen; daß Sie ihn bloß in dieser alleinigen Hinsicht, ohne irgend ein ehrgeiziges, ohne

irgend ein eigennütziges, ohne irgend ein feindseliges Motiv, provisorisch von Ihren Truppen besetzen ließen; bereit und entschlossen, ihn dereinst an denjenigen wieder abzuliefern, welchem der bevorstehende Friedensschluß ihn zuerkennen würde."

„Die Weisheit und Billigkeit dieses Schrittes würden dergestalt einleuchtend sein, daß alle Welt ihm Beifall geben müßte. Wie würde er aber auf Napoleon wirken? Würde Österreich ungestraft diesen Entschluß fassen? Würde, trotz seines unfeindseligen Charakters und aller dabei anzuwendenden Vorsicht, nicht dennoch ein unmittelbarer Krieg, und alles, was vermieden werden soll, daraus entspringen?"

„Nach meiner politischen Einsicht stehe ich nicht einen Augenblick an, diese Frage verneinend zu beantworten. Napoleon läßt Österreich neutral, weil es heute sein Vorteil ist, daß es neutral sei, und weil er es mit aller seiner Macht nicht auf seine Seite hinüber zu ziehen vermochte. Je mehr Widerstandskräfte sich Österreich verschafft, desto mehr ist es sein Interesse, es zu schonen. Die Ursachen, die ihn gegenwärtig bestimmen, Österreich nicht zum Kriege (zu) reizen, dauern fort, in unverminderter Kraft, wenn Österreich auch Ober-Schlesien in Besitz nimmt; und eine neue gesellt sich zu ihnen: die vermehrte Schwierigkeit, es zu bedrohen. Der Punkt, dessen wir uns heute bemächtigen, ohne Gefahr und Widerstand bemächtigen können, ist gerade der, von welchem aller Wahrscheinlichkeit nach der nächste Angriff gegen die Monarchie erfolgt. Weder Galizien noch Böhmen sind in halb so großer Gefahr, als es Mähren und folglich Wien sein wird, sobald Glatz, Neisse und Cosel sich in französischen Händen befinden. Die Vormauer, die jetzt erworben werden soll, ist also von zwiefacher Wichtigkeit: für Napoleon ein verstärktes Motiv, die Ruhe von Österreich nicht zu stören, für Österreich ein unschätzbarer Damm gegen die nächsten Versuche einer Macht, auf deren Nachsicht nur gerechnet werden darf, so lange ihr unmittelbares Interesse sie zwingt, ihren Nachbarn die Lebensluft zu gönnen."

„Ob Österreich seine jetzige Neutralität bis ans Ende dieses Krieges behaupten wird, ist eine Frage, die bei der tiefen Finsterniß der Zukunft, und der bodenlosen Verwirrung aller Dinge kein menschlicher Scharfsinn zu ergründen vermag. Aber soviel scheint mir sicher und gewiß, daß durch die Besitznahme der Schlesischen Festungen die Aufrechthaltung dieser Neutralität eher erleichtert als erschwert werden muß. So lange die Rücksichten bestehen, die jetzt der Österreichischen Neutralität in Napoleons Augen ihren Werth geben, so lange und keinen Augenblick länger, wird er ohne die Schlesischen Festungen, wie mit denselben, die Rolle der Mäßigung fortspielen. Sobald sein Plan gereift und seine übrigen Werke gethan sind, wird er, mit wie ohne, an Österreichs Untergang arbeiten. Für den

ersten Zeitpunkt wird durch die vorgeschlagne Occupation in Rücksicht auf Napoleon nichts verloren, für den andern unendlich viel gewonnen sein.“ —

„Bei dieser Maßregel ist also reiner Gewinn. Das Verhältniß zwischen Österreich und Frankreich wird sie für jetzt nicht wesentlich verschlimmern, für die Folge, wenn auch nicht wesentlich verbessern, doch um so viel als sie wirkt, einem beruhigenden Gleichgewichte näher bringen. Nach allen rechtlichen Grundsätzen ist sie erlaubt, in jeder politischen Rücksicht weise, in jeder militärischen über alle Berechnung vortheilhaft, einer Regierung, die selbstständig und stark und geachtet und gefürchtet bleiben soll, würdig, zur Abwendung großer Gefahren, und künftiger noch größerer, nothwendig, und als eines der wirksamsten Mittel, um der Monarchie ihre Erhaltung zu sichern, im eigentlichsten Verstande pflichtmäßig. So erscheint sie wenigstens mir; und so habe ich es wagen dürfen, vom wärmsten Eifer für das Wohl und die Festigkeit dieser Monarchie, und von der gewissenhaftesten Uiberzeugung getrieben, mein bescheidenes Gutachten darüber, Euer Exzellenz höhern Einsichten zu unterwerfen.

Schloß Nachod, den 16. Jänner 1807. Gentz.“

Graf Stadion wird sich den Gründen, die Gentz für die Okkupation von Schlesien geltend machte, nicht verschlossen haben. Hatte es denn nicht etwas ungemein verlockendes, im Rücken eines gefürchteten Feindes eine feste Position einzunehmen — eines Feindes, der jetzt nicht allein mit Preußen und Russen, sondern auch mit den Sümpfen und Wüsteneien und der ganzen traurigen Armseligkeit Polens im Kampfe lag, die sein Heer auf die Dauer entkräften mußte, wenn dessen Nachschübe durch eine Diversion, die sich auf eine Anzahl fester Plätze stützen konnte, zurückgehalten wurden? Dennoch aber stimmte man am Wiener Hofe nicht zu. Manches freilich ließ sich immerhin auch gegen Gentzens Ausführungen einwenden, und namentlich die Wahrscheinlichkeit, in den Krieg verwickelt zu werden, war doch größer, als sie das Memoire darstellte, dazu in einen Krieg, für den man, nach den erneuten Vorstellungen des Erzherzogs Karl, nicht zureichend imstande war. Überdies fand man, daß die schlesischen Festungen erst angeboten worden waren, als sie jeden Augenblick fallen konnten und aller Armierung und Verpflegung entbehrten[1]).

[1]) So stellte Stadion die Sache in einer Weisung an den österreichischen Gesandten in Petersburg, den Grafen Merveldt, vom



Auch als die Gentzsche Beweisführung durch das Andringen des englischen Botschafters Adair unterstützt wurde, der von Goetzen die Befugnis erhalten hatte, mit der österreichischen Regierung wegen der einstweiligen Abtretung Schlesiens in Unterhandlung zu treten, versagte sich der Minister [1]). Nach Wien sollte Goetzen auch jetzt nicht kommen, da seine Anwesenheit Österreich ebenso wie früher bloßstellen könnte, was Gentz in einem Schreiben an den Freund vom 13. Februar, als „einen nichts bedeutenden Vorwand, um schmähliche Poltronerie zu bemänteln," bezeichnete [2]). Goetzen kam aber, einem Befehl seines Königs folgend, doch nach Wien und wurde, „da er nun einmal da war", geduldet. Die Nachricht von der blutigen Schlacht bei Eylau, in der Napoleon keinen definitiven Sieg errang, mochte ihm zugute kommen. Er wurde selbst von Erzherzog Karl empfangen; Stadion besprach sich des öfteren mit ihm und meinte, er müsse zwar für den Augenblick noch bei seiner früheren Erklärung stehen bleiben, hoffe aber gewiß, „daß Österreich bald Gelegenheit haben werde, auf die eine oder die andere Art zum allgemeinen Besten mitzuwirken" [3]). Dabei war zwar von der Besetzung der preußisch-schlesischen Festungen nicht mehr die Rede, denn da Männer von Geltung Goetzen versicherten, die Kriegserklärung Österreichs werde nächstens erfolgen, kam er nicht mehr darauf zu sprechen, sondern schloß Waffenlieferungen ab und kehrte voll Hoffnung nach Schlesien zurück. Inwieweit diese Hoffnung durch Briefe von Gentz aus dieser Zeit unterstützt wurde, läßt sich nicht sagen, da sie bis heute noch nicht gedruckt vorliegen; es läßt sich aber annehmen, daß er das Seinige beigetragen haben werde, die im Grunde durch ihn eingeleitete neue

25. Januar 1807 dar: „La demande de la Prusse se reduisait donc à nous charger d'une entreprise pour laquelle il n'y avait aucun moyen de préparé et de courir la chance de nous brouiller sur le champ avec la France, sans avoir même la possibilité de soutenir — ne fut ce que pour le premier moment — le point qui nous aurait attiré une telle levée de bouclier." (Wiener Staatsarchiv.)

[1]) Adair an Fox, 31. Januar 1807, und an Lord Hutchinson, 3. Februar 1807. Siehe Adair, Geschichtliche Denkschrift, S. 321.

[2]) Häußer, Deutsche Geschichte, III 93.

[3]) Goetzen an den König, 18. März 1807. Wiese, S. 134.

Unterhandlung nach Kräften zu fördern[1]). Bald aber mußte er von Goetzen erfahren, daß dieser, der unterdes Generalgouverneur von Schlesien geworden war, sich in seinen Erwartungen getäuscht sah. In einem Schreiben aus Glatz vom 24. April heißt es: „Über unsere Lage wird Ihnen der Überbringer mündlich alles sagen, da meine Zeit es nicht erlaubt. Doch nur noch dies unter vier Augen. Oesterreich befördert den Verlust Schlesiens. Mit der raffiniertesten Strenge verhindert man jede Möglichkeit Waffen zu bekommen, und zwar sogar transito, nicht gemachten Transito, sondern echten. Ebenso giebt man uns die Deserteurwaffen und Pferde nicht zurück, verlangt aber laut einer alten bestehenden Convention, die augenblickliche Zurückgabe von uns. Wünscht man denn also den Verlust der Festungen? Hätte ich Waffen bekommen, Neisse wäre schon entsetzt, und nun geht es wahrscheinlich bald über und wir werden hier belagert werden, wo ich 3000 unbewaffnete Menschen habe. Ist es möglich, so verblendet zu sein? Gehaben Sie sich recht wohl. Eingeschlossen oder frei, bleibe ich meinen Grundsätzen treu. Glatz wird nicht übergeben, so lange ein Tag zu essen und ein Zentner Pulver darin ist. Auf eine frohe Zukunft." [2])

In der Tat, die günstige Disposition, die Goetzen im März in Wien gefunden hätte, war schon nach wenigen Wochen nicht mehr vorhanden. Napoleon waren die Bemühungen Preußens am

---

[1]) Goetzen war nach der Unterredung auf dem Schloß in Nachod wieder nach Glatz zurückgekehrt, wohin ihm Gentz am 14. und 15. Januar schrieb, ehe er am 16. die Denkschrift für Stadion abschloß. Das Briefjournal, das diese beiden Schreiben erwähnt, verzeichnet am 14. auch eines an die Königin Louise von Preußen. Zwischen Prag und Glatz blieb der Briefwechsel in den nächsten Monaten recht lebhaft: aus dem Januar stammten noch zwei Briefe von Gentz, aus dem Februar und März je einer, aus dem April drei, je einer aus dem Mai und dem Juni, bis dann im September der schriftliche Verkehr erlosch, um erst gegen Ende 1808 für kurze Zeit wieder aufzuleben.

[2]) Das Schreiben gelangte nicht durch einen Boten, sondern mit der Post und erst gegen Ende Juni nach Prag, wo es interzipiert wurde. Es liegt den Berichten, die der Oberstburggraf Wallis nach Wien erstattete, in Abschrift bei.

österreichischen Hofe nicht verborgen geblieben; auch von den Lieferungsverträgen, die Goetzen in Wien abschloß, hatte er erfahren. Da war der Moment gekommen, wo man von seiten Österreichs hätte losschlagen müssen, wenn man sich überhaupt dazu entschloß. Man ließ ihn unbenützt vorübergehen. Die Absicht, so viel als möglich Zeit zur Entwicklung neuer Kräfte zu gewinnen, und ein schwer besiegbares Mißtrauen gegen Rußland, mit dessen Freundschaft man unerfreuliche Erfahrungen gemacht hatte, wirkten zusammen und ließen es nicht zur militärischen Aktion kommen. Kaiser Franz beschränkte sich darauf, zur Herstellung des Friedens unter den streitenden Mächten seine Vermittlerdienste anzubieten. Damit wollte er einen Sondervergleich Rußlands und Frankreichs hindern, dessen Gefahr er für Österreich schon im Oktober 1806 gewürdigt hatte, als er auf einen Vortrag seines Ministers die vorahnenden Worte schrieb: „Überhaupt fürchte ich, daß auf die letzt Frankreich und Rußland gar über eine Theilung Europas unter ihrer Gewalt einig werden dürften." Ein solches Vermittleramt brachte es aber mit sich, daß Österreich streng unparteiisch nach beiden Seiten hin verfahren mußte, womit sich jeder kleinste Dienst gegenüber Preußen von selbst verbot. Deshalb fanden Goetzens Waffensendungen so schwer den Weg aus Österreich nach Schlesien. Und der beabsichtigte Zweck wurde doch nicht erreicht. Napoleon benützte nur die Mediation Österreichs, die er bloß als eine unbewaffnete gelten ließ, um Franz I. hinzuhalten, bis er selbst seine Streitkräfte genügend vermehrt, in der Entscheidungsschlacht bei Friedland seine Gegner besiegt und zu Tilsit tatsächlich jenes Sonderbündnis mit Rußland abgeschlossen hatte, das man in Wien verhindern wollte. Dabei hatte man es hier versäumt, sich Preußen zu verpflichten, und als es zwei Jahre später zu einem neuen Waffengang mit Napoleon kam, stand die Donaumacht vereinzelt im ungleichen Kampfe.

## 3. Stadion über Gentz.

Gentz war, trotz Austerlitz und Jena, auch weiterhin noch erfüllt von der Notwendigkeit, alle Kräfte in Europa wider den großen Eroberer zu sammeln, und er unterhielt deshalb selbst

in seinem Exil zu Prag — in Wien wäre sein Aufenthalt allzu kompromittierend gewesen — eifrige Beziehungen zu Engländern und Russen. Überdies auch noch aus einem höchst persönlichen Grunde. Er lebte zum guten Teil von Zuschüssen aus fremden Quellen. Er benötigte sie, und wenn sie fehlten, geriet er sofort in drückende Verlegenheiten. Das war so sein ganzes Leben hindurch. Hier z. B. meldet sein Tagebuch von 1807: „In der Zwischenzeit hatte ich von Adair (dem englischen Botschafter) aus Wien 500 L. St. erhalten.“ Und kurz darauf: Am 14. Mai erhielt ich vom Fürsten Czartoryski aus Petersburg, ziemlich unerwartet, 500 Dukaten, und nicht lange nachher einen Brillanten-Ring, der ungefähr 400 Dukaten werth gewesen zu sein scheint“. Dazu kam Verkehr mit deutschen Malcontenten. „Eine Entrevue in Peterswalde mit Buol und Bose“, heißt es an einer andern Stelle.

Von alledem erhielt die Geheimpolizei in Böhmen Kenntnis und Gentz wurde dem Oberstburggrafen, Grafen Wallis, interessant und verdächtig zugleich. Er ließ den genialen Publizisten genau beobachten und erfuhr, zumeist durch dessen Freund, den Oberpolizeikommissär Eichler, bei dem jener in Prag wohnte, Genaues von jedem seiner Schritte: was damals im Januar in Nachod gesprochen worden war, was den Gegenstand der Unterredung in Peterswalde gebildet hatte, mit wem Gentz in Teplitz und Karlsbad, wo er den Sommer verbrachte, verkehrte u. dgl. m., wobei man übrigens nicht gerade an Verrat von seiten Eichlers denken darf[1]). So interessant war Gentz den politischen Behörden geworden, daß der Oberstburggraf sich an den Polizeiminister und dieser an den Minister des Äußern, den Grafen Philipp Stadion, wandte, um „bestimmte Gesichtspunkte“, wie man es nannte, für die weitere geheime Beobachtung zu gewinnen. „Ich würde es Eurer Exzellenz ganz besonders verdanken“ — heißt es in der Zuschrift des Polizeiministers vom 26. Juni 1807 — „wenn ich in den Stand gesetzt würde, in dem Schwankenden, welches alle bisherigen Beobachtungen dieses sowohl von unserem a. h. Hofe, als auch von andern auswärtigen Ministerien gebrauchten Mannes haben und worüber Eichler nicht mit Ungrunde

[1]) S. oben S. 134 f.



klaget, solche feste Anhaltspunkte aufzustellen, die nach der genaueren Kenntniß, welche Eure Exzellenz von Herrn von Gentz besitzen, zu solchen Resultaten führen könnten, wodurch in den höheren Absichten des a. h. Dienstes nicht etwa Kreuzungen oder Hemmungen entstehen würden.“ [1])

Graf Stadion kannte Gentz allerdings genauer als mancher Andre noch von Berlin her, wo er ihn im Jahre 1802 für Österreich gewonnen hatte. Beide hatten in der Auffassung der politischen Lage Europas sich gefunden, und der Minister war nicht andern Sinnes geworden als dazumal der Botschafter gewesen war [2]). Nur der Zwang der Umstände, insbesondere der vorwaltende Einfluß des Erzherzogs Karl, der jede militärische Aktion widerriet, legte ihm jetzt Rücksichten auf, die der Publizist nicht kennen wollte und nicht zu nehmen brauchte. Es ist deshalb von nicht geringem Interesse, zu erfahren, in welcher Weise Graf Stadion die von ihm geheischten Auskünfte gab. Sie sind namentlich dadurch von Wert, daß sie einerseits Gentzens vielgerügte Käuflichkeit in ein milderes Licht rücken und seine Beziehungen zum Ausland als dem österreichischen Staatswillen nicht widerstreitend bezeichnen, anderseits des Ministers Politik als der des Publizisten durchaus verwandt darstellen. Das betreffende Schriftstück lautet:

An
des K. K. Obersten Polizey-Hofstelle-Präsidenten
Freyherrn von Summeraw
Excellenz.

Um einen bestimmten Gesichtspunkt festzusetzen, nach welchem die Beobachtung des Kais. Raths v. Gentz eingerichtet werden müßte, ist es nöthig vors erste seine persönlichen Verhältnisse sowohl als seine Dienstverhältnisse gegen den allerhöchsten Hof festzustellen.

Der Rath Gentz war bis zum Jahre 1803 in Preußischen Diensten [3]). Er gab sich aber schon damals sehr wenig mit seinen Berufsgeschäften ab, sondern verwandte seine litterarischen Talente für die Sache Englands und der damals gegen Frankreich interessirten

[1]) Diese Anfrage sowie die Antwort Stadions finden sich in den Polizeiakten des Wiener Ministeriums des Innern.

[2]) Siehe oben S. 114.

[3]) Richtiger 1802. S. oben S. 120.



Höfe, und genoß schon von dieser Zeit an eine Pension vom Englischen Hofe.

Als er in hiesige Dienste genommen ward, so war die Absicht nicht, ihm eine bestimmte Anstellung zu geben, sondern man wollte sich seine Feder zum Dienste des Wiener Hofes versichern. Er wurde als Rath mit 4000 fl. Besoldung ernannt, und man machte ihm keineswegs zur Pflicht, seinen übrigen Verhältnissen mit dem Auslande zu entsagen. Er war auf eine gewisse Art bloß von hieraus pensionirt, um auf zukünftige Fälle Dienste zu leisten.

Der Zufall hat gewollt, daß eben seit dieser Zeit die Umstände sich so verwickelt haben, daß seine wirklich ausgezeichneten Talente nicht angewendet werden konnten. Dies änderte aber nichts in seinen Verhältnissen gegen den allerhöchsten Hof. Rath Gentz hat also wirklich mehrere Connexionen mit dem Auslande, sie sind aber dem Staate nicht gefährlich, sondern vielmehr im allgemeinen dem Sinne unserer eigenen Politik nicht entgegen.

In seinem Karakter aber liegt viel Leichtsinn, Mangel an Lebensweisheit und dann und wann Uebereilung in seinem gewöhnlichen Betragen. Hiedurch ist es möglich, daß er Uns in gewissen kritischen Augenblicken durch einzelne Handlungen kompromittiren könnte, wenngleich seine Gesinnungen und Grundsätze keineswegs für Uns gefährlich sind.

Es ist also nothwendig, daß Gentz einer fortdauernden, aber nicht daß er einer ängstlichen Beobachtung unterworfen werde. Ich glaube sagen zu sollen, daß die Polizey ihm als Vormund dienen, ihn aber nicht als eine verdächtige Person behandeln sollte.

Auch in dem gegenwärtigen Falle scheint mir der Eifer des H. Grafen von Wallis etwas zu weit gegangen zu seyn, und da der Rath Eichler durch die zwey Rescripte des H. Oberstburggrafen etwas irre gemacht worden seyn dürfte, wäre es vielleicht nicht unplatzgreifend ihn in dem Sinne der gegenwärtigen Erläuterungen anzuweisen.

Die C mmunicaten folgen danknehmig zurück.

Wien, den 27. Juny 1807. Stadion.

## 4. Gentz und der Friede von Schönbrunn.

Im Januar des Jahres 1809 trafen in der Hauptstadt Böhmens zwei Männer zusammen, von denen jeder ein politisches Prinzip mit der ganzen Kraft einer mächtigen Individualität und eines hoch entwickelten Geistes vertrat; der Freiherr vom Stein und Friedrich Gentz. Jener, ein Reformator mit dem vollen Verständnis für die Forderungen einer neuen Zeit im Leben der

Völker und der treuesten Liebe zu dem seinigen, hatte soeben von seinem Könige die erbetene Entlassung von dem Posten eines dirigierenden Ministers in Preußen erhalten und suchte, von Napoleon geächtet, in Österreich ein Asyl. Dieser, der beredte Anwalt der alten Ordnung der Staaten, die das erobernde Frankreich mit Verwirrung und Vernichtung bedrohte, hatte sich nach dem unglücklichen Kriege von 1805 aus Wien zurückziehen müssen, um nicht durch seine bloße Gegenwart die Politik des Kaiserhofes zu kompromittieren. Beide, in ihrem Wesen und Charakter so verschieden wie in ihren Grundanschauungen von Staat, Nation und Gesellschaft, standen jetzt eng zusammen gegen den genialen Kriegsmann, der mit rücksichtsloser Verwegenheit die durch die Revolution entfesselten Kräfte eines starken Volkes in seiner Faust gesammelt hatte, um für die Herrschaft seines eigensten Willens allen Raum der Welt zu gewinnen. Es beirrte nicht, daß Gentz seine Wehr aus der alten Rüstkammer des westfälischen Friedens hervorholte, während Stein mit neuen, im Feuer einer volkstümlichen Begeisterung gehärteten Waffen ins Feld zog: sie fochten gleichwohl Schulter an Schulter. Freilich bisher ohne Glück, denn der Feind drang unaufhaltsam vor; aber sie waren doch voll Hoffnung und Zuversicht auf ihren endlichen Sieg. In diesem Augenblicke ruhte ihr Vertrauen auf Österreich. Hier stand ein Mann an der Spitze der Geschäfte, dessen Programm gleichfalls der Kampf wider das schrankenlose System der verkörperten Revolution war, Graf Philipp Stadion; hier lag die Leitung der militärischen Dinge in den Händen jenes Erzherzogs Karl, der schon mehrfach im Streite mit französischen Armeen seine Feldherrnkunst bewiesen, in den letzten Jahren das heimische Heer reformiert und zu neuen Waffengängen gekräftigt hatte; hier flammte in allen Schichten der Bevölkerung ein Patriotismus auf, wie er bisher kaum je zutage getreten war, und drängte ins Feld. Und äußere Umstände schienen den Krieg zu begünstigen. Allenthalben in Deutschland war unter Steins Mitwirkung der Same der Empörung gegen das französische Joch ausgestreut worden, und es bedurfte gewiß nur eines wirksamen Anstoßes, eines mächtigen Beispiels, um sie losbrechen zu sehen; in Spanien hatte bereits die Nation für

ihre Selbständigkeit zum Schwerte gegriffen, und der Mut, mit dem sie dies dem Allgewaltigen gegenüber wagte, war allein schon ein Erfolg; England, der geschworene Feind eines übermächtigen Frankreichs, plante eine Landung am Kontinent, um einer deutschen Bewegung Halt und Unterstützung zu bieten: kurz, „die Zeit gab Stoff genug zu Gesprächen und Plänen aller Art,“ schreibt Gentz in sein Tagebuch über die täglichen Begegnungen mit dem „eisernen Freiherrn“, den er am liebsten „mit der Dictatur im altrömischen Sinne über Alles, was zur Rettung von Deutschland unternommen werden müßte“, bekleidet gesehen hätte. Wenig Wochen später war der Krieg beschlossene Sache und Gentz in die Residenz beschieden, um mit seiner Feder, die eine europäische Macht geworden war, vor der Welt dessen Notwendigkeit zu erweisen. Im April begann der Kampf — im Juli ging er zu Ende, und mit ihm alle die Hoffnungen, die man auf ihn gebaut. Noch einmal hatte Napoleon über seine Gegner triumphiert und den Bereich seiner europäischen Herrschaft nach Osten hin erweitert. Der Friede, der am 14. Oktober 1809 in Schönbrunn unterzeichnet wurde, war nur ein neues Denkmal seiner Allgewalt.

Die Geschichte dieses Friedensschlusses ist heute ziemlich genau bekannt[1]). Nur ein Punkt scheint von der Forschung nicht

[1]) Die wichtigste Quelle ist, von den Briefen Napoleons I. abgesehen, der von Klinkowström in seinem Buche „Aus der alten Registratur der Staatskanzlei“ mitgeteilte „Précis de la marche des négociations qui ont amené le traité de Vienne“, der der Feder des österreichischen Diplomaten Baron Wessenberg entstammt. Thiers (XI) und Bignon (VIII) haben die Aufzeichnungen des französischen Ministers Champagny vorgelegen. Vandal (II) und Lefebvre (IV) haben nach Akten des Pariser Ministeriums des Auswärtigen gearbeitet. Ernouf hat für seine Biographie des Staatssekretärs Maret, der auch am Friedensgeschäfte teilnahm, dessen Aufzeichnungen benützen können. Beer in seinen „Zehn Jahren österreichischer Politik“, Wertheimer in der „Geschichte Österreichs und Ungarns im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts“ und Demelitsch in seinem „Metternich“ haben Wiener Archivalien durchforscht. Krones in dem Buche „Zur Geschichte Österreichs im Zeitalter der französischen Kriege und der Restauration, 1792—1816“ bringt einiges nicht uninteressante Detail aus nachgelassenen Papieren des Erzherzogs Johann. Gentzens Tagebuch ist vom höchsten Werte.



genug gewürdigt worden zu sein: der Anteil, den Gentz an dessen Zustandekommen hatte, derselbe Gentz, der doch nur im Kriege mit dem imperalistischen Frankreich zu leben schien. Er selbst nimmt einen solchen Anteil für sich in Anspruch, wenn er in sein Journal einzeichnet, er habe mehr für den Frieden getan, als vielleicht sonst irgendwer. Sollte diese Behauptung bloße Anmaßung und nichts weiter sein? Wohl kaum. Denn gerade in Gentzens Tagebüchern begegnen wir weit öfter einem strengen Urteil des Verfassers gegen sich, als eitler Selbstgefälligkeit, und vollends dieser nicht auf Kosten der Wahrheit. Es verlohnt sich wohl, schon um des historischen Ansehens des großen Publizisten willen, der Sache näher zu treten. Eine kurze Darlegung des Friedensgeschäftes mag zur Orientierung voraufgehen.

Der Beginn des Krieges war der österreichischen Sache nicht entgegen gewesen. Die tiroler Bauern, der bayrischen Herrschaft bitterfeind und von der Regierung des Kaisers Franz zum Abfall ermuntert, hatten rasch das verhaßte Joch abgeschüttelt und waren um die Mitte April Herren von Innsbruck und fast des ganzen Landes geworden. Um dieselbe Zeit hatte ein österreichisches Heer unter Erzherzog Johann in Italien den Vizekönig Eugen besiegt und über die Piave zurückgedrängt. Bald aber folgten entscheidende Unfälle. Gerade dort, wo man mit der Hauptmacht den kräftigsten Stoß zu führen gedachte, in Bayern, wurden die einzelnen Korps der Österreicher von Napoleon geschlagen, ehe sie noch zu einem großen Gefechtskörper vereinigt werden konnten, und da das ganze Unternehmen in erster Linie auf einen Erfolg in der Offensive gebaut war, ging aller erhoffte Vorteil verloren. Das große Exempel, dessen Deutschland zu seiner Erhebung bedurft hätte, war nicht gegeben, und so kam es nur zu vereinzelten Aufständen, wie Schills und Dörnbergs, die bald bewältigt

---

Metternichs Memoiren dagegen — wie Bailleu in einem trefflichen Aufsatze in der „Historischen Zeitschrift" (Neue Folge, 8. Band) nachgewiesen hat — verdienen keinen Glauben. Eine Monographie von Sauerhering, „Die Entstehung des Friedens von Schönbrunn", gibt neuerlich eine übersichtliche Darstellung. Vgl. dazu meine Kritik des Kronesschen Buches in der Histor. Zeitschr., N. F. XXI, und meinen „Napoleon I.", II. Bd., S. 302 ff.

wurden. Der Rückzug der Armee des Erzherzogs Karl nach Böhmen öffnete dem Sieger die Straße nach Wien. Da tauchte zum ersten Male der Gedanke an Frieden auf. Der Oberfeldherr selbst, der den ganzen Krieg widerraten hatte, legte ihn seinem kaiserlichen Bruder nahe und wies auf die Erfolge in Tirol und Italien hin, die man in die Wagschale werfen könnte. Aber Graf Stadion wußte Franz I. zu überzeugen, daß man noch nicht so weit sei, um sich definitiv besiegt erklären zu müssen, und wurde darin von der Kaiserin Ludovica und deren Einfluß auf ihren Gatten aufs beste unterstützt. Der Krieg ging weiter, und an den Pfingsttagen besiegte der Erzherzog in der Offiziersschlacht bei Aspern den bis dahin unbezwungenen Gegner. Die militärische Ehre Österreichs und das Ansehen seiner Armee waren mit unerhörter Bravour wiedererobert worden. Nur bezüglich der Verwertung dieses Erfolges war man wieder nicht einer Meinung. Karl sah darin vor allem ein Mittel, den Krieg auf guter Basis zu beenden, der Minister dagegen erhoffte sich davon, wofern man nur die Waffen in Händen behalten wollte, eine entscheidende Wirkung auf das Ausland, das sich nun am Kampfe beteiligen würde. Als dann Napoleon selbst durch einen Mittelsmann andeuten ließ, er würde sich den Frieden nicht allzu teuer bezahlen lassen, riet der Prinz, zuzugreifen, der Minister, abzulehnen, und die Aktionspartei behielt aufs neue die Oberhand[1]).

Erst nachdem am 6. Juli die Schlacht bei Wagram verloren gegangen war, ließ sich der Kaiser von Österreich von dem soeben aus Frankreich heimgekehrten Metternich bestimmen, den Fürsten Johann Liechtenstein zu Napoleon nach Schönbrunn zu senden und ihm Vergleichsvorschläge zu machen. Aber dieser war nach seinen neuen Erfolgen überaus schwierig geworden, wollte

---

[1]) Am 23. Juni 1809 schrieb Erzherzog Karl an seinen Oheim, den Herzog Albert von Sachsen-Teschen: „Depuis la bataille de Ratisbonne, et surtout depuis celle d'Aspern, je prêche toujours la paix. Plutôt sacrifier quelquechose que de perdre le tout. La bataille d'Aspern a radouci Napoléon. Qu'on profite de ce bonheur que nous aurons difficilement une seconde fois. Je dis à l'Empereur que, s'il l'ordonnait, j'attaquerai Napoléon, mais que c'étoit le jeu d'un joueur qui met son dernier sou sur une carte.“ (Handschriftlich.)



zunächst von Unterhandlungen gar nichts wissen, sprach von der Aufteilung der österreichischen Monarchie, von der Abdankung des Kaisers, kaum daß er am 12. Juli dem Erzherzog Karl einen Waffenstillstand gewährte, und auch den nur um so hohen Preis, daß er von Franz I. offen mißbilligt wurde, worauf der Prinz den Oberbefehl niederlegte und sich zurückzog. Stadion hatte schon früher das kaiserliche Hoflager verlassen. Dem Scheiden dieser beiden maßgebenden Persönlichkeiten aus der Umgebung des Kaisers, der jetzt seine Residenz in Ungarn aufschlug, folgte eine Zeit der größten Konfusion und unaufhörlichen Widerstreites der Meinungen, ob der Krieg fortzusetzen sei oder nicht. Die allgemeinen Verhältnisse schienen die erstere Ansicht zu begünstigen. Mitte Juli hatten die Engländer eine Armee an der holländischen Küste gelandet, bald darauf hatte ihr Feldherr Wellesley in Spanien einen Sieg über Napoleons Generale errungen, König Friedrich Wilhelm III. von Preußen schickte seinen Abgesandten Knesebeck nach Österreich, um einen Staatsvertrag gegen Frankreich zu verabreden, und in Paris regten sich Zeichen einer antinapoleonischen Stimmung. Alle diese Ereignisse blieben auch auf den Kaiser der Franzosen nicht ohne Wirkung, und in ihnen ist wohl der Grund dafür zu suchen, daß sich Napoloen in einer zweiten Audienz dem Fürsten von Liechtenstein gegenüber nachgiebiger und zu Unterhandlungen geneigter zeigte. Daraufhin sandte Franz I. im August zwei Bevollmächtigte, Metternich und Nugent, nach Ungarisch-Altenburg, wo sie mit Champagny den Friedenstraktat entwerfen sollten.

Wochen vergingen, der September kam heran, und noch war man weit von jeder Einigung entfernt. Champagny hatte nicht weniger denn so viel österreichisches Land gefordert, als durch den Krieg in den Besitz der Franzosen gelangt war, das „Uti possidetis,“ d. i. etwa ein Drittel der ganzen Monarchie, Metternich hinwieder nur Salzburg und höchstens noch Westgalizien geboten, mehr um überhaupt etwas zu bieten als mit der Absicht, zu einem Schlusse zu gelangen. Denn am kaiserlichen Hoflager zu Totis hatten die überspannten Forderungen des Gegners die Friedensstimmung wieder völlig zurückgedrängt: man sprach nur noch davon, den Waffenstillstand zu kündigen; Johann Liechten-

stein sollte dann den Oberbefehl führen; Stadion wurde wieder herbeigerufen. Am 6. September sandte Kaiser Franz durch seinen Generaladjutanten, Grafen Bubna, einen Brief nach Schönbrunn, worin er die Altenburger Bedingungen einfach als unannehmbar zurückwies. Hielt Napoleon jetzt gleichwohl daran fest, so war der Krieg unvermeidlich. Er tat es nicht. Wie die Dinge lagen, mußte es ihm die wichtigere Sorge sein, sich der Verlegenheiten im Westen zu erwehren, als Österreich auf den Tod zu treffen oder zum Äußersten zu reizen. Er lenkte ein, erklärte die Forderungen seines Ministers für einen „Privatspaß“ desselben, minderte sie auf die Abtretung von österreichischem Lande im Westen und Süden und in Galizien mit etwas über vierthalb Millionen Einwohnern herab und faßte sein Begehr in einem Ultimatum vom 15. September zusammen, das Bubna seinem Herrn mit der Aussicht auf eine künftige Allianz zurückbrachte[1]). Erst als Franz auch gegen diese Vorschläge opponierte, blieb jener fest bei seinen Bedingungen stehen und schob damit den Österreichern die Entscheidung zu, ob sie Frieden wollten oder Krieg. In einer Konferenz zu Totis am 25. September, an der Kaiser Franz, die Marschälle Bellegarde und Liechtenstein und Graf Stadion teilnahmen, entschloß man sich, das Ultimatum des Feindes anzunehmen. Der Altenburger Kongreß wurde aufgelöst; Liechtenstein und Bubna gingen zu direkten Verhandlungen nach Schönbrunn; Stadion gab seine Demission; Metternich ward zum Kaiser berufen[2]).

Diese fast plötzliche Umkehr in der Stimmung des österreichischen Hofes erklärt sich nur zum Teile aus den großen europäischen Verhältnissen, die sich allerdings in den letzten Wochen, ungünstiger für die Donaumacht gestaltet hatten. In Spanien waren die Franzosen wieder zu Vorteil gekommen; die englische Landung, da die deutsche Erhebung ausblieb, war in einem untergeordneten Unternehmen auf der Insel Walcheren verpufft und um die Mitte des September zu Ende; Knesebeck hatte sich zum

---

1) Über seine Motive vergl. Fournier „Napoleon I.“ S. 313 (2. Auflage).

2) Siehe das Handbillett im Anhang.



Abschluß einer bloßen Militärkonvention, wie sie Stadion forderte, nicht bereit finden lassen, denn Friedrich Wilhelm III., vom Zaren von jeder Aktion zurückgehalten und überdies von seiner Sorge befreit, Österreich könnte sich auf seine Kosten mit Frankreich verständigen, entschloß sich nicht, mobil zu machen; endlich war auch aus Petersburg, wo Alexander I. von Napoleon mit Galizien versucht worden war, die Mahnung eingelangt, man könne auf Rußland nicht rechnen und möge sich mit dem Feinde vergleichen. Die eigentlich ausschlaggebenden Motive lagen aber näher: vor allem der Zweifel an der Kriegstüchtigkeit der Armee, die damals einen Krankenstand von 70—90,000 Mann auswies, dann die Überzeugung, daß Liechtenstein, bei aller Tapferkeit und Umsicht, zum Oberfeldherrn doch nicht tauge, und endlich der Umstand, daß auch die Kaiserin, die bisher nichts von Verständigung hatte hören wollen, anderen Sinnes geworden war. Hiebei nun will Gentz aufs wirksamste tätig gewesen sein — nicht in geschäftlicher Stellung, denn noch stand er nur „in außerordentlicher Verwendung", sondern durch Überredung in Wort und Schrift und im Verkehr mit einflußreichen Personen, die sein Urteil schätzten.

Nach der Schlacht bei Wagram mußte er sich entscheiden, ob er, gleich einer Anzahl seiner Freunde, nach Troppau flüchten, oder in Ungarn bleiben wolle, wo er seit Mitte Mai seinen Aufenthalt genommen hatte. Wenig Tage zuvor, Anfang Juli, hatte er sich entschlossen, von Ofen aufzubrechen, um sich dem Grafen Stadion zu nähern und mit ihm den Plan einer periodischen Zeitschrift zu besprechen, mit der er „das traurige und düstere Schweigen" brechen wollte, das man auf österreichischer Seite über die politischen Vorgänge beobachtete[1]). Am 6. erreichte er Tyrnau und entschied sich, in Gesellschaft des Fürsten Ernst Schwarzenberg nach Ivánka in die Nähe Preßburgs weiterzureisen, um hier über die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz, die man erwartete, Näheres zu vernehmen. Am 7. hört er Kanonendonner, den er nicht zu deuten vermag, und kehrt nach Tyrnau zurück, von wo er den folgenden Brief an Graf Bubna

[1]) Gentz, Tagebücher, I 87, und dessen Brief an Wessenberg vom 2. Juli in Fournier, „Gentz und Wessenberg", S. 22.



schreibt, mit dem er befreundet ist und schon seit dem Beginne des Krieges im Briefwechsel steht:

Tyrnau, den 9. July.

Seit Donnerstag, den 6ten Abends, bin ich hier; wurde gleich empfangen mit der Nachricht von einer großen, furchtbaren Schlacht, an der doch damals gewiß noch nichts war, fand keine Briefe und blieb, durch diesen letztern Umstand mehr als durch alles andre beunruhigt, in ängstlicher Unentschlossenheit hier. Freytag (7.) gegen Abend proponirte mir Ernst Schwartzenberg (den ich zu meinem großen Glück und Trost hier fand) mit ihm nach Ivanka zu fahren, weil wir dort, Preßburg so nahe, gewiß etwas erfahren würden. Unterdessen hatte ich Freytag zu Mittag eine Estaffette mit einem Briefe an Graf Stadion und einigen Zeilen an Sie, nach Wolkersdorf[1]) geschickt.

Wir kamen um 9 Uhr Abends in Ivanka an, und hörten in der Ferne eine furchtbare Canonade. Dort aber, obgleich die beiden Prinzessinen[2]) bis fast nach Theben auf Recognoscirung ausgefahren waren, vernahmen wir nichts bestimmtes, hörten bloß das Allgemeine vom linken Flügel oder vielmehr der äußersten Extremität des linken Flügels, von den Bewegungen des E. H. Johann 2c. 2c. Von Allem, was weiter hinauf geschehen war oder noch geschah — keinen Laut.

Gestern Nachmittag fuhr ich also trauriglich mit F. Schwartzenberg hieher zurück. Heute Früh um 9 Uhr erhalte ich den Brief von Pálffy[3]) vom 5ten mit Ihrem Postscript. Daß ich ihn so spät erhielt, ist nicht Ihre Schuld, vielleicht Fügung des Himmels. Nie aber werde ich Ihnen diesen Beweis von Güte und Fürsorge vergessen; und sollte Pálffy noch bey Ihnen seyn, so bitte ich Sie, ihm zu sagen, daß auch Er nunmehr in meinen Augen ein ganzer Kerl ist, auf den ich mich forthin verlasse in Leben und Tod.

Mein Raisonnement ist nun dieses. Was Sie am 5ten als ganz nahe voraussahen, ist offenbar erfolgt[4]). Irgend eine große Be-

---

[1]) Im Briefe heißt es Wolffersdorff, im Tagebuche und dem von Gentz täglich geführten Briefjournal richtig Wolkersdorff.

[2]) Die Fürstinnen Grassalkovics. Die Herrschaft Ivánka gehörte den Grassalkovics. Siehe Gentz, Tagebücher I 87.

[3]) Graf Ferdinand Pálffy am kaiserlichen Hoflager, „qui, sans être employé, est néanmoins de quelque influence à la cour", schreibt Knesebeck über ihn. Über diesen Einfluß vergl. weiter unten S. 178 die Notiz aus Gentzens Tagebuch.

[4]) Der Brief Pálffys vom 5. Juli meldete noch nichts von der Schlacht, die erst an diesem Tage begann, wohl aber, daß es den Franzosen gelungen war, sich auf dem linken Donauufer festzusetzen. Ein Postskript Bubnas setzte die Aktion für die allernächste Zeit als bestimmt voraus. Siehe Gentz, Tagebücher, I 88.

gebenheit hat Statt gefunden. Gott wird sie zu unserm Besten lenken. — Mitten im Getümmel einer Schlacht bey Ihnen einzutreffen, wäre ohnehin zwecklos. Auf ein Paar Tage mehr oder weniger kömmt es jetzt nicht an. Ich schicke also diesen Brief voraus, durch einen Ihnen wahrscheinlich bekannten Menschen, der ehmals Laufer bei Lobkowitz war, den ich in Ofen zufällig fand und zu mir nahm. Diesen — wenn er geschickt und glücklich genug ist, Sie zu erreichen — können Sie schriftlich oder mündlich instruiren; durch ihn werde ich erfahren, wie es mit dem Wege, mit der Sicherheit der Communicationen ꝛc. steht. Sollte meine Estaffette von Freytag nicht angekommen seyn, so würden Sie vielleicht auch Gf. Stadion, oder doch Binder[1]), der wahrscheinlich bey Ihnen ist, bewegen, mir einige Worte zukommen zu laßen. In jedem Fall bin ich aber völlig befriedigt, wenn mein Bote nur Sie erreicht. Das Resultat dieser Sendung werde ich hier abwarten, es müßten mir denn in der Zwischenzeit solche ganz zuverlässige Daten zukommen, die mir einen andern Entschluß dictirten.

Mit unendlicher Sehnsucht erwarte ich dieses Resultat. Doch ist mein Famulus angewiesen, im Fall Sie ihn etwa, um dies- oder jenes entscheidender zu wissen, aufhalten wollten, sich ganz nach Ihren Befehlen zu richten. Etiam atque etiam vale.

Nota Manus[2]).

Erst am 10. Juli erfährt Gentz durch Ernst Schwarzenberg, am nächsten Tage durch Bubna die Niederlage bei Wagram und daß der Kaiser auf dem Wege nach Ungarn sei. Darauf begibt auch er sich wieder nach Ofen und schreibt dort an Bubna das Folgende:

---

[1]) Baron Binder war österreichischer Diplomat und zuletzt mit Fürst Karl Schwarzenberg in Petersburg gewesen. Er war Ende Juni von Pest ins Hauptquartier berufen worden.

[2]) Dieser und die folgenden Briefe an Bubna sind ganz eigenhändig geschrieben. Graf Ferdinand Bubna von Littitz (geb. 1768) war schon 1805 an Liechtensteins Seite bei dem Preßburger Friedensgeschäfte beteiligt gewesen. Im Herbst 1806 erscheint sein Name zum ersten Male im Tagebuch von Gentz, der ihn einen seiner „aufrichtigsten Freunde bis an seinen Tod“ nennt. Über Bubnas Geistesvorzüge, feine Begabung und Geschicklichkeit war man nur eines Sinnes. Über seine Tätigkeit beim Frieden des Jahres 1809 sagt der Diplomat Hudelist, er sei „der Einzige gewesen, der die Dinge im Großen zu beurtheilen und consequent zu handeln verstand“. Die Briefe von Gentz an ihn, die ich hier zur Kenntnis bringe, sind mir von dem Grafen Rudolf Stadion, dem Sohne des Ministers, zur Verfügung gestellt worden; Graf Schlick hatte sie in Mailand, wo Bubna als Kommandierender 1825 sein Leben beschloß, gefunden und Philipp Stadion übergeben.

Ofen, den 17ten July 1809.

Der Ueberbringer dieses Schreibens ist Lord Walpole, ein junger Engländer, der aus bloßer Lust und Liebe zur Sache nun schon seit einigen Jahren als Volontair bey mehrern Englischen Ambaßaden, zu Wien, zu Dresden, in Spanien lange, jetzt wieder seit dem Anfang dieses Krieges bey Bathurst[1]) sich aufgehalten, manche treffliche Dienste geleistet hat, nun aber, theils großer Privat-Angelegenheiten wegen, theils auch mit Depeschen versehen; nach England zurückkehren will. Er wünscht durch Ihren gütigen Rath in Rücksicht auf die Wahl des sichersten und besten Weges geleitet zu werden, und ich bitte Sie inständigst, ihn hierüber, und über was sonst ein besonderes Interesse für ihn haben kann, gefälligst zu belehren.

Ich erhielt am 11. Abends in Freystadtel, während ich mit dem Kanzler Erdödy[2]) soupirte, und die Möglichkeiten, irgend eine sichre Nachricht vom Kriegs-Schauplatz zu erhalten, discutirte, durch meinen unvermuthet zurückkehrenden Courier Ihren über Alles schätzbaren Brief vom 10ten d. M. Ich hatte mich am Tage zuvor auf ein im höchsten Grade alarmirendes Schreiben von Ivanka (nach welchem ich Alles für verloren hielt) von Tyrnau dorthin begeben.

Der Graf Erdödy war in noch tiefrer Unwissenheit als ich; selbst die wichtige Nachricht, daß der Kayser nach Ungarn gieng, erfuhr er nur durch Ihren Brief, der uns überhaupt die wesentlichsten Aufschlüsse über die ganze Lage der Dinge gab, und wofür ich Ihnen nie genug zu danken vermag.

In Ansehung meiner eigenen Verhältnisse und Entschlüsse warf mich dieser Brief in eine große Perplexität. Ich berathschlagte mit mir selbst die ganze Nacht hindurch. Meine Wünsche, meine Neigungen, alle Calcüls des persönlichen Interesse zogen mich auf die Straße von Troppau. Sie selbst riethen dazu. Die Versuchung war groß. Führte ich aber diesen Plan aus, so trennte ich mich von dem Centrum der Geschäfte dieser Monarchie, auf unbestimmte Zeit, vielleicht auf immer. Dies nicht zu thun, solange noch irgend etwas von Oesterreich aufrecht stand, hatte ich mir oft geschworen. Ich bin freylich in der letzten Zeit ein durchaus unnützes Glied an diesem Körper gewesen, und habe ihm gerade so viel genutzt, als wenn ich mich in Rio Janeiro befunden hätte. Dies aber war nicht *meine* Schuld; gieng ich davon, so hob ich von *meiner* Seite fast jede Aussicht, künftig etwas leisten zu können, auf. Hiezu kam, daß mir in der

[1]) Englischer Agent in Österreich, der mit dem ganzen Regierungsapparat nach Ofen gekommen war, wo Gentz fast täglich bei ihm verkehrte. Siehe Gentz, Tagebücher, I 61.

[2]) Graf Erdödy war Präsident der ungarischen Hofkanzlei und ein Gegner des Krieges.



Idee, aus Ungarn zu fliehen in dem Augenblick, wo der Kayser in das Land kam, etwas Widriges, fast Schändliches zu liegen schien.

Ich entschloß mich also zurück zu kehren. Hätten Sie mir schreiben wollen, oder können, daß Graf Stadion den Kayser nicht nach Ungarn begleitete, so wäre doch vielleicht mein Entschluß anders ausgefallen; denn dieser Umstand war freylich von großem Gewicht.

Ich kam Sonnabend Früh hier an. Die erste Neuigkeit, die mir entgegentönte, war die von der großen Expedition auf Oedenburg[1]). Bis dahin war Alles gut.

Nachmittags erfuhren wir, daß der Kayser in Comorn sey, bloß von Ihnen, Graf Wrbna[2]), und Graf Metternich begleitet. — Sie können leicht denken, wie es auf mich wirkte, daß Graf Stadion nicht mitgekommen war.

Gestern Früh suchte ich durch Hudelist[3]) einiges Licht über diese seltsame Erscheinung zu erhalten. Er versicherte mich in einer ausführlichen, und sehr vertraulichen Unterredung, daß er seit dem 3ten nicht eine Zeile von Graf Stadion erhalten habe, auch schlechterdings nicht wisse, weder warum er zurückgeblieben, noch auch nur, wo er sich augenblicklich befinde. Dies war noch außerordentlicher als alles übrige; Hudelist schien aber so sehr, wo nicht noch mehr betroffen, als ich es war. Wir verloren uns Stunden lang in Conjekturen und Combinationen aller Art; kamen aber natürlich um keinen reellen Schritt weiter.

Gleich nachher erschien die Preßburger Zeitung mit der Nachricht vom Waffenstillstande; und eine Menge von Privatbriefen bestätigte diese Nachricht dergestalt, daß in den ersten Stunden kaum Jemand mehr daran zweifelte. Ich speisete mit Graf O'Donnel[4]), Hardenberg[5]), Baillet[6]) u. a. m. bei Erdödy. Das Pro und Contra wurde weitläufig besprochen. Ich schlug mich bestimmt auf die Seite derer, die die Sache für gegründet hielten; ich begriff weder das Interesse, das unter den jetzigen Umständen die Franzosen verleiten konnte, eine so förmliche und feyerliche Lüge zu verbreiten, noch die Möglichkeit, daß Bianchi[7]), wenn er nicht von der Wahrheit überzeugt gewesen

---

1) Es war der von Erzherzog Johann unternommene Zug nach Komorn und von dort über die Donau, um sich bei Ödenburg mit den Korps von Gyulay und Chasteler, die auch bei Wagram nicht mitgefochten hatten, zu verbinden, eine Unternehmung, die der Kaiser nicht billigte.

2) Graf Rudolf Wrbna, kaiserl. Kabinettschef.

3) Hudelist war erster Hofrat und Leiter der Ministerialgeschäfte in Ofen.

4) Graf O'Donnel war seit 1808 Finanzminister.

5) Graf Hardenberg, der Vertreter Hannovers bezw. Englands am österreichischen Hofe.

6) General Graf Baillet-Latour.

7) Damals Brigadegeneral und um den Sieg bei Aspern und die Verteidigung der Preßburger Donaubrücke verdient.



wäre, einen solchen Artikel in der Preßburger Zeitung geduldet hätte, durch welche er sich natürlich sofort über alle Theile der Welt verbreiten muß. Die verdächtigen, wenigstens sehr dunkeln Umstände, welche die Trennung des Grafen Stadion vom Kayser veranlaßt haben mogten, gaben der Sache in meinen Augen ein neues Gewicht.

Heute Früh fieng man an, die Realität des Waffenstillstandes stark zu bezweifeln. Noch habe ich aber keinen einzigen Grund vernommen, der meine gestrigen zum Schweigen bringen könnte. Es ist möglich, daß der Kayser den Waffenstillstaud nicht ratifizirt hat; daß aber keiner unterhandelt worden seyn sollte, scheint mir bis jetzt noch durchaus unglaublich.

Die Sache löse sich aber, wie sie wolle; der Waffenstillstand sey nicht ratifizirt, oder nicht abgeschlossen worden, oder ganz erlogen; das Zurückbleiben Stadions, und sein unbegreifliches Stillschweigen, habe dieses oder jenes zur Ursache; genug — ich gebe dem Kriege in jedem Fall höchstens noch 4 Wochen zu leben. Auch werde ich mich gar nicht darüber grämen, wenn er endigt. Daß er nicht anders geführt worden ist — das wird meine ewige Verzweiflung ausmachen. Es giebt nur eine einzige Maßregel, durch welche wir ihm heute eine veränderte Wendung geben könnten; diese werden, und ich glaube, können wir nicht ergreifen [1]). Mithin wird auch nichts mehr unsern Untergang aufhalten; und es handelt sich jetzt nur noch um den bestimmten Zeitpunkt, den Grad und die Form unsres Falles. Dies sind aber Accessoria, die mich verhältnißmäßig wenig interessiren werden.

Sechs Wochen lang der Lobau gegenüber zu stehen — in sklavischer Abhängigkeit von dem Feinde — vor jeder seiner Bewegungen, vor jedem rothen, weißen oder schwarzen Lappen, den er an seinen Spotttelegraphen hing, zitternd — diese verwünschte Insel in eine Festung verwandeln sehen — Preßburg verwüsten, den dritten Theil von Ungarn überrennen, Ofen bedrohen laßen damit nur nicht etwa 10 oder 15.000 Mann, die man detachirt hätte, den furchtbaren Uebergang beschleunigen mögten und man sich mit nur 100.000 Mann überrascht fände — endlich Schiffbrücken, Brückenköpfe an unserm Ufer, Verschanzungen längst des Flusses auf unsrer Seite zu dulden — mithin sich in eine Lage zu versetzen, wo selbst ein Sieg, wie der bey Aspern, zu nichts geholfen hätte; — anstatt daß eine einzige Bewegung, eine einzige große Demonstration mit der ganzen Armee, gegen Stockerau oder Crems, den Feind von uns abhängig machte, ihn alles aufzugeben zwang, und jene furchtbare

---

1) Gentz meinte damit eine völlig geänderte Kriegführung mit anderen Personen an der Spitze als den bisherigen. Siehe unten den Brief an Wessenberg vom 19. Juli.



Lobau in ein Feen-Mährchen verwandelte. — Nein! Wer nach solchen Erfahrungen noch hoffen kann, der ist anders gebaut, als ich.

Einmal gewinnt man wohl eine Schlacht durch bloße Bravour; auf die Länge siegt die Kunst über alles. Und wenn nun die entschiedenste Inferiorität in der Kunst noch mit einem gänzlichen Mangel an Geistes-Muth, Entschlossenheit und Seele (um alles in ein Wort zu fassen) verbunden ist — wie will man dann, auch mit der trefflichsten Armee (und unsre ist gewiß die erste der Welt) den Sieg erringen! Der Krieg ist verloren, und unwiederbringlich.

Sehr schön wird es immer von Ihnen seyn, wenn Sie mir in meinem tiefen Kummer einige Worte des Trostes, oder doch des persönlichen Wohlwollens und Ihrer mir ewig-theuren und werthen Freundschaft zufließen laßen. Wir sind einander so nahe, daß Ihnen dies nicht schwer werden kann[1]).

Sollten Sie mit Graf Metternich, wie ich vermuthe, öfter zusammenkommen, und einst nichts Besseres zu sprechen wissen, so erzählen Sie ihm, daß ich hier bin, den Tag über lateinische Autoren über den Verfall und Untergang von Rom lese, des Abends die Sterne zähle, und, da ich nichts klügers zu thun weiß, mich wenigstens körperlich wohl befinde.

Das Letztere wünsche ich auch Ihnen von ganzem Herzen, mir aber noch Ihr stetes Andenken.

G.

Aber trübe Stimmungen haben bei Gentz nie lange vorgehalten. Er mochte jetzt noch so resigniert versichern, daß ihn die „Accessoria“ des Verfalls von Österreich „verhältnißmäßig wenig interessirten“, er kehrte doch sofort wieder zur Politik zurück, die er, wie er gestand, sich ebensowenig versagen konnte wie die Liebe oder das Spiel, und erwog mit dem Aufwande seines ganzen reichen Talents, auf welchen Wegen noch ein Rest von Vorteil für den österreichischen Staat zu finden wäre. Und da ist es bemerkenswert, daß er — bisher der unermüdete Herold des offenen Kampfes — nun fest und sicher die Partei des Friedens ergriff, zu einer Zeit, wo die Kriegsstimmung in der Armee und am kaiserlichen Hoflager zu Komorn noch weit überwog. Zeuge dessen ein Schreiben vom 19. Juli an den österreichischen Gesandten Baron Wessenberg in Berlin, worin er seine Überzeugung ausspricht, daß der Waffenstillstand zu Friedensunterhandlungen führen werde, weil „die Fortsetzung des Krieges

[1]) Bubna befand sich mit dem Hofe in Komorn.



im bisherigen Geist und mit den bisherigen Werkzeugen zum unwiederbringlichen Untergang führen müsse, eine Fortsetzung des Krieges in einem andern Geist und mit andern Werkzeugen aus wichtigen Gründen nicht zu hoffen sei"[1]). Und nun macht er sich daran, seine Ansicht eingehend zu motivieren und sie dem neuen Manne, dem Grafen Metternich, vorzulegen. Bevor er aber das umfängliche Werk zu Ende brachte, zog er vor es zu vernichten. Warum er dies tat, rechtfertigt er in einem ausführlichen Brief an Bubna, worin er „ein Paar Trümmer aus dem Schiffbruch dieses Werkes" dem grundgescheiten Offizier in der nächsten Umgebung des Monarchen vorlegte. Vielleicht hielt er diese Adresse für die wirksamere — am Ende auch um seiner eigenen Geltung willen. Jedenfalls ist es ein wertvolles Dokument, das uns damit aufbehalten ist, ein Dokument nicht geringen Mutes zugleich, da damals das Wort Friede noch keineswegs angenehm in den Ohren der maßgebendsten Persönlichkeiten klang.

Ofen, den 12. August 1809.

Ich weiß nicht, ob Sie einen ziemlich langen und mißmuthigen Brief erhalten haben, den ich Ihnen den 19. oder 20. v. M. durch einen Engländer schrieb[2]). Es geht mit der Leidenschaft für die Politik, wie mit der für Weiber oder Spiel. Die Schwüre, die man thut, nie wieder anbeißen zu wollen — ludibria ventis sunt. Indessen ist mein Feuer gewaltig gedämpft, und selbst gegenwärtiger Brief beweiset, wie Sie gleich finden werden, eher Resignation als Zudringlichkeit oder ungestümen Eifer.

Ueber die Frage: ob auf dem Punkt, wo wir stehen, Frieden oder Krieg vorzuziehen sey? hatte ich wenigstens 25 Bogen in Form eines Briefes an Graf Metternich zusammengeschrieben. Vierzehn Tage hatte ich mit Anstrengung an diesem voluminösen Gutachten gearbeitet; ich war eben beschäftigt, die letzte Hand anzulegen — als ich vorgestern Abend den Entschluß faßte, alles ins Feuer zu werfen[3]). Um Ihnen die Gründe dieses Entschlusses auseinander

---

[1]) Siehe Fournier, Gentz und Wessenberg, S. 25.

[2]) Es ist der vorhergehende Brief vom 17. Juli gemeint, den Gentz durch Walpole an Bubna sandte.

[3]) Tagebuch zum 10. August, S. 105: „Depuis huit jours je travaillais à un mémoire en forme de lettre adressée au C$^{te}$ Metternich; cette pièce était près d'être achevée; je l'ai brusquement laissé là; il est inutile de donner à ces messieurs des conseils faibles, que les circonstances ne leur prêchent que trop, et dangereux de leur donner des

zu setzen, müßte ich fast ein eben so langes Memoire schreiben, als das vernichtete war. Ich glaube nach triftigen Ansichten und Gefühlen gehandelt zu haben, und freue mich, daß ich Stärke der Seele genug besaß, um das zu thun, was mir das Rechte schien.

Unterdessen können ein Paar abgerissne Gedanken, ein Paar Trümmer aus dem Schiffbruch dieses Werkes vielleicht etwas Gutes stiften, entweder bessre erwecken, oder schon vorhandne dadurch, daß sie bey andern auch gefunden werden, befestigen. Dies ist der Zweck meines Briefes.

Nach allem was mir bekannt geworden, halte ich den Frieden für wahrscheinlicher als den Krieg. Ich wünsche ihn wenigstens bestimmt und lasse mich durch keine falsche Scham oder Scheu von diesem Geständniß zurück halten. Ueber jeden Verdacht der Inconsequenz werde ich mich gegen die Wenigen, die ich für meine Richter erkenne, zu rechtfertigen wissen; die Meynung der Uebrigen ist mir ebenso gleichgiltig, als die Invectiven, womit der Erbe Cäsars und Karl des Großen mich zu brandmarken sucht. Was ich zu sagen habe, gründet sich also auf die Voraussetzung, daß man den Frieden wenigstens für möglich halte. Sollten die bisherigen Negoziationen bloß zum Schein eingeleitet seyn, so zerreißen Sie diese Blätter und denken nicht weiter daran.

Ich höre jetzt von allen Ecken her gewisse Gemeinplätze erschallen, die ich im höchsten Grade verderblich finde. Der eine sagt oder schreibt: „Was liegt daran, auf welche Bedingungen dieser Friede geschlossen wird? Die Monarchie ist in jedem Falle verloren." — Der andre meynt: „Unterhandeln! Mißbrauch der Worte! Leerer Spott! Napoleon schreibt uns den Frieden vor; was Er beschlossen hat, muß geschehen; alle Künste haben ihr Ende."

Ich antworte darauf: Wenn wir beym Anfange des Krieges gesagt haben, „diesmal gilt es S i e g oder U n t e r g a n g", so war das damals weise gesprochen. In einem Augenblick aber, wo der Tod uns ungleich näher ist als der Sieg, scheint es mir von der größten Wichtigkeit, nicht den Unterschied zwischen s i e g e n und s t e r b e n, wohl aber den zwischen l e b e n und s t e r b e n sehr ernsthaft zu prüfen, und uns nicht durch kahle Redensarten täuschen zu lassen. Es ist nicht wahr, daß Oesterreich durch einen heute geschlossnen Frieden in eben dem Sinne, oder auch nur in einem h a l b so schrecklichen Sinne u n t e r g e h t, als es durch einen fortdauernd-unglücklichen Krieg untergehen würde und müßte. Meine Meynung ist vielmehr, nach langem und reifem Nachdenken über diese Frage, daß, wenn das Unglück da stehen bleibt, wohin wir es durch unsre bisherige

---

conseils vigoureux, qu'ils n'ont ni la force, ni les instruments pour les exécuter."



Thorheit getrieben haben, Oesterreich auch diesen Krieg und auch diesen Frieden noch überleben kann. Eben so wenig trete ich dem Wahne bey, daß unter den jetzigen Umständen auf die Art und Weise, wie negozirt wird, nicht viel ankomme. Mit einem so leidenschaftlichen, so stürmischen, so phantastischen und im Grunde so planlosen Menschen, wie Bonaparte — welches zwar die Welt nicht glauben will, Sie aber, Graf Metternich, und die wenigen, die tiefer gesehen haben, schwerlich bestreiten werden — ist in jeder Lage etwas zu gewinnen, wenn man klug und fest zugleich zu Werke geht. Graf Metternich ist in jeder möglichen Rücksicht der geschickteste von allen, die mit Napoleon und seinen Sbirren unterhandeln konnten; er kennt sie von außen und innen, und wird sich gewiß hüten, die Unterhandlung — wie es jetzt Mode zu seyn scheint — schon als entschieden und abgethan zu betrachten, ehe sie noch eröffnet ist. Große, kaum zu berechnende Vortheile können durch den Charakter und durch die Wendung, die man dieser Unterhandlung geben wird, erreicht, vielleicht mehr als die Hälfte der Uebel, die uns bedrohen, können noch abgewendet werden. Wenn Graf Metternich dies mit eben der Zuversicht glaubt, wie ich es glaube, so scheint uns schon sehr viel gewonnen. Verschiedne wichtige Umstände begünstigen ihn. Ich citire nur folgende beide: 1) Er hat weit mehr Freiheit und Spielraum als z. B. die Negoziateurs im Jahre 1805 hatten, weil der Kayser keineswegs unwiderruflich zum Frieden entschlossen, vielmehr auf einen ungünstigen Ausgang der Unterhandlung vorbereitet und gefaßt, ja sogar mehr noch zur Fortsetzung des Krieges als zu irgend einem heute möglichen Frieden geneigt scheint. 2) Die übrigen Verhältnisse Napoleons sind zweideutig, zum Theil kritisch: in Spanien stehen seine Sachen gewiß nicht gut; in Italien scheint eine große Gährung zu herrschen; die Englische Expedition gegen Holland kann ihm nicht gleichgültig sein ꝛc. ꝛc. Als Gründe für die Erneuerung des Krieges lasse ich zwar alle diese Umstände nicht gelten; denn, verlieren wir noch eine einzige Schlacht, so ist solche das zehnfache Gegen-Gewicht für alle jene entfernte Vortheile und Hoffnungen; als Mittel zur Erleichterung und Verbesserung des Friedens hingegen sind sie von großem Gewicht. Da uns der Friede, wenigstens für den Augenblick, näher liegt als der Krieg, so will ich mit diesen Bemerkungen bloß gegen die falsche Ansicht protestieren, als sey nicht auch bey einer Unterhandlung noch äußerst viel zu gewinnen oder zu verlieren (immer von dem Standpunkte aus gerechnet, wo wir uns einmal befinden). Ich will mir selbst für diesen durch frühere Fehler und harte Nothwendigkeit uns aufgelegten Schritt noch Muth einsprechen, und mögte ihn Andern eben so darstellen, wie ich ihn betrachte.

Was die einzelnen Gegenstände der Negoziation betrifft, so erlaube ich mir nur Folgendes darüber:

1) Ueber den Punkt der Territorial-Cessionen sage ich nichts, theils, weil ich nicht mit Zuverlässigkeit weiß, wieviel eigentlich von dieser Seite zu besorgen ist, theils auch weil es keinem Zweifel unterliegt, daß, wenn die Bedingungen, die man uns vorlegt, zu ausschweifend sind, der Friede nicht zu Stande kommen wird. Wenn das, was ich davon gehört habe (West-Galizien, Salzburg, Innviertel und gemeinschaftliche Besetzung von Triest und Fiume), wirklich alles ist, so wird es nur auf die Neben-Artikel ankommen, ob der Friede Statt finden soll; denn jene Forderungen erscheinen mir in unserer heutigen Lage sehr erträglich.

2) Jede Stipulation, die einer Amende honorable über den gerechten, nothwendigen und in seinem Ursprunge ehrwürdigen Krieg, welchen wir geführt haben, ähnlich sähe — jede directe oder indirecte Verleugnung früher geäußerter Grundsätze — jede direkte oder indirekte Anerkennung der Fundamental-Maximen des Feindes (als z. B. daß er für die Freiheit der Meere und das Wohl der Völker streite, oder, daß wir uns, wider unser Interesse, zum Kriege verleiten ließen rc. rc.) — jede Verbindung mit ihm zum Nachtheil anderer Mächte, selbst solcher, die uns schwer beleidigten — überhaupt jede Gemeinschaft mit seinen Planen, in welchem Sinne und zu welchem Zweck er sie auch begehren möge, sey fern von uns! Werden dergleichen Anträge gemacht, und findet sich kein Mittel, ihnen auszuweichen, dann lieber Krieg auf Leben und Tod!

3) Geld-Stipulationen, besonders in Numerair, halte ich in der gegenwärtigen Lage des Staates für so verderblich, daß ich sie, selbst um den Preis härterer Territorial-Cessionen, zu vermeiden suchen würde. Das Problem, welches uns nach dem Frieden in Rücksicht auf unsere Finanz-Verlegenheiten bevorsteht, ist an und für sich furchtbar genug; jede Million, besonders in baarem Geld, deren wir uns entäußern, erschwert es in unabsehlicher Progression. Wenn ich daher von 60, 80 oder 100 Millionen in Baarschaften sprechen höre, so stockt mir der Athem, und ich trage kein Bedenken zu erklären, daß ich lieber noch eine Provinz mehr aufopfern, als einen solchen Artikel unterzeichnen mögte.

4) Ich höre, daß von einer Reduction unserer Armee auf 100,000 Mann die Rede ist. Wenn ich über diesen Punkt recht unterrichtet bin, so hätte Napoleon diese Reduction sogar als condition préalable der Unterhandlung gefordert, Sie aber, bey Ihrem letzten Aufenthalt in Wien, hätten es dahingebracht, daß er, ohne die Sache selbst aufzugeben, wenigstens dem rasenden Begehren, uns ein unmittelbares Engagement darüber abzudrängen, entsagt



habe[1]). Wenn dies alles sich so verhält, so behaupte ich, Sie haben schon einen sehr großen Sieg davon getragen und aufs neue die Richtigkeit meiner Behauptung, daß man nicht jedes Wort dieses Mannes als eine eiserne Wand betrachten muß, bestätiget. Ueber den Fond dieser Frage aber urtheile ich so: Eine große Reduction der Armee wird nach dem Frieden immer erfolgen müssen, weil ohne diese die Wiederherstellung der Finanzen durchaus unmöglich wird. Das Demüthigende also abgerechnet (welches doch durch die Form noch zu mildern wäre), sehe ich in diesem Artikel so etwas ganz unerträgliches nicht. Was mir aber von äußerster Wichtigkeit scheint, und worüber ich nur in der letzten Extremität nachgeben würde, ist der Unterschied zwischen einer Verminderung der Zahl oder einer Verminderung der Cadres der Armee. Die letzte allein wäre tödtlich. So lange hingegen die Reduction bey der Zahl en gros stehen bleibt, ist sie in meinen Augen kein unheilbares Uebel.

Unter den eben angeführten Modalitäten votire ich für baldige Unterzeichnung des Friedens; fest überzeugt, daß — ohne unmittelbare Dazwischenkunft des Himmels — die Fortsetzung des Krieges uns keine besseren Bedingungen verschaffen wird, sehr leicht aber uns auch das noch rauben kann, was uns heute übrig bleiben würde und womit wir, so trübe auch die nächste Zukunft in jedem Falle seyn mag, einer entfernten bessern entgegen gehen müssen.

Außer dieser Partie, der Partie der kalten Vernunft, kenne ich nur noch eine, die consequent und männlich wäre: Erklären, daß man keinen Frieden schließen und die Waffen nicht eher niederlegen wird, als bis der Feind das Gebiet der Monarchie verlassen hat! Zu dieser Partie schlage ich mich, wenn Sie mir einen General nachweisen, der sie mit Kraft und Genie durchzusetzen im Stande ist; ja sogar ohne einen solchen General, wenn einige andere Bedingungen realisirt werden können, die ich nicht einmal aussprechen mag, weil ich weiß, daß sie unausführbar sind. — Die schlechteste Maßregel von allen aber wäre die, die Waffen heute wieder zu ergreifen, um sie in 6 oder 8 Wochen unter ungleich härteren Conjunkturen von neuem niederzulegen; und da dies, wenn der Krieg wieder anfängt, in jedem Falle der wahrscheinlichste Ausgang ist, so bleibe ich bey meinem obigen Votum.

Da ich einmal angekündigt hatte, daß ich meine Gedanken

[1]) Napoleon hatte, noch bevor die Konferenzen in Altenburg eröffnet waren, als Bedingungen, die vor aller Unterhandlung zugestanden werden müßten (Conditions préalables), verlangt: die Aufhebung der Landwehr, die Reduktion der österreichischen Armee auf die Hälfte der bisherigen Kadres, die Ausweisung aller Franzosen des alten Regimes oder der akquirierten Provinzen. Bubna brachte ihn dahin, die Unterhandlung diesen Zugeständnissen vorausgehen zu lassen. (Précis de la marche etc. p. 159.)



über die jetzige Crisis niederschreiben wollte, so wünschte ich, daß Graf Metternich diese Zeilen läse und sie als meine Entschuldigung, zugleich aber als die Substanz der größern Arbeit, der ich entsagt habe, betrachtete. Wenn er also noch in Comorn ist, oder Sie ein sichres Communicationsmittel wissen, so haben Sie die Güte, ihm meinen Brief mitzutheilen.

Ueber das, was mich selbst, und meine ferneren Plane betrifft, behalte ich mir vor, Ihnen nächstens besonders zu schreiben.

G.

Und bei dieser Überzeugung von der Notwendigkeit des Friedens blieb Gentz auch dann, als in Altenburg Champagny seine übertriebenen Landforderungen stellte. Er glaubte nicht daran, daß sie Napoleon festhalten würde. Der Schluß eines Briefes vom 31. August an Bubna drückt diese Ansicht deutlich aus.

Ofen, den 31. August 1809.

Der Ueberbringer dieses Briefes Mr. Johnson ist ein Mann, den ich Ihnen ernstlich (nicht aus Gefälligkeit) und angelegentlich empfehle. Seit langer Zeit mit dem Vertrauen der englischen Minister, besonders aber des Herrn Canning beehrt, war er eigentlich hieher gesandt, um im Haupt-Quartier des Erzherzog Karl zu bleiben, und von da aus nicht allein schnelle, sondern auch vernünftige und zusammenhängende Nachrichten über die Lage der Dinge mitzutheilen. Da sich in der Zwischenzeit alles geändert hat, so wird er nun wahrscheinlich — wenn der Krieg fortgehen sollte — in der Nähe des Kayserlichen Hoflagers seinen Aufenthalt zu fixiren suchen. Im gegenwärtigen Augenblick macht er eine kurze Reise nach Schlesien, von welcher er in jedem Falle zurückgekehrt seyn wird gegen die Zeit, daß die Sache eine bestimmte Gestalt gewinnt [1]).

Johnson ist einer der wenigen Engländer, welche die Sprachen, die Verhältnisse, und das Interesse der Continental-Staaten mit wahrer Sachkenntniß zu beurtheilen fähig sind. Sein Blick ist ruhig, seine Ideen sind unparteyisch, liberal und umfassend. Dabey besitzt er eine Thätigkeit, und ein savoir-faire, worin es ihm nicht viele seiner Landsleute gleich thun. Fängt der Krieg wieder an, so wird man nicht leicht zur Unterhaltung einer lebhaften Communication mit

[1]) Über den englischen Agenten Johnson, den Gentz Bathurst weit vorzieht, vgl. Tagebücher, I 128, wo er ihn „un des Anglais les plus sages el les plus instruits sur les affaires continentales que j'aie vu depuis longtemps“ nennt. Die Angabe dort, daß er Bathurst Briefe für Stadion und Bubna übergeben habe, ist nach Gentzens Briefjournal unrichtig. Da wird Johnson richtig als Überbringer genannt.

England ein brauchbareres Werkzeug finden, als ihn. Dabey ist er wegen seiner mannichfaltigen Kenntnisse, und langen Uebung in vielerley Geschäften, ein Mann von recht interessanter Conversation; und ich werde es Ihnen ganz besonders Dank wissen, wenn Sie ihn nicht nur mit der allgemeinen Güte und Freundlichkeit, die Jeder brave Mann, der sich Ihnen nähert, von Ihnen zu erwarten hat, aufnehmen, sondern ihn auch gelegentlich merken lassen, daß diese meine Empfehlung, auf welche er einen für mich schmeichelhaften Werth legt, ihm wirklich in Ihren Augen ein größres Interesse gegeben hat. Sollten Sie in der Folge ihn öfter admittiren, so stehe ich zum Voraus mit Leib und Leben für seine Rechtlichkeit, Bescheidenheit und vollkommenste Discretion.

Uebrigens, theurer General und vortrefflichster Freund, haben Sie diesmal nicht Wort gehalten. Sie versprachen mir, sicher und heilig, einige Zeilen auf den Fall, daß die Unterhandlung eine entscheidende Wendung nehmen sollte. Dieser Fall ist eingetreten; und Sie haben mir nicht geschrieben. Vermuthlich haben Sie geglaubt, daß Hudelist, der hierher ging, mich hinlänglich unterrichten würde; aber gegen dergleichen Hypothesen protestire ich ein für allemal; denn nicht genug, daß zufällige Umstände sie oft vereiteln können, ist mir auch Ein Wort von Ihnen lieber und sichrer, als viele lange Communication von andern Seiten. — Wenn es wahr ist, daß die Franzosen „das Uti possidetis der Demarkations-Linie" zur Negoziations-Basis verlangt haben, so begreife ich, daß der Friede als unmöglich betrachtet werden kann. Indessen ist ein erstes Wort noch lange kein Ultimatum, und, trotz allem, was ich in diesen Tagen gehört habe, gebe ich die Hoffnung auf einen erträglichen Frieden noch nicht ganz verloren.

G.

Und Gentz behielt recht, wie wir sahen. Daß aber dann, trotz den ermäßigten Forderungen der Gegner, die kriegslustige Stimmung bei Hofe noch immer andauerte, regte ihn gewaltig auf, und um so mehr, als tägliche Gespräche mit den hervorragendsten Offizieren: Stutterheim, Wallmoden, Radetzky, Bellegarde ihm den unzulänglichen Zustand der Armee aufs deutlichste enthüllten. Entschlossen begab er sich — es war am Tage vor jener entscheidenden Konferenz des 25. September zu Totis, wohin Gentz berufen worden war — zu Johann Liechtenstein, trug ihm alle seine Gründe für den Frieden vor und beschwor ihn, die Monarchie zu retten. Mit Genugtuung rühmt er sich, den Fürsten, der allerdings selbst schon nach dieser Seite neigte, sicher und zuversichtlich gemacht zu haben. Dann wandte er sich an den Grafen Pálffy,

der das unbedingte Vertrauen der Kaiserin genoß und sie bisher in ihrer Begeisterung für den Krieg unterstützt hatte, und brachte ihn zu dem bindenden Versprechen, auf die Monarchin im Sinne des Friedens einwirken zu wollen[1]). Und in der Tat, noch an demselben Abend gab Ludovica in einem Familienrate ihren Widerstand gegen eine friedliche Abkunft auf, und am nächsten Tage sprach Liechtenstein im Rate des Kaisers mit solchem Nachdruck gegen den Krieg, daß er seine Meinung durchsetzte. Gentz aber schrieb in sein Journal: „Es ist unbestreitbar, daß vor Allem die Opposition Johann Liechtenstein's und seine Anstrengungen für den Frieden (ein Umstand, ohne den der Kaiser sich kaum erklärt haben würde) zum guten Theil mein Werk sind. Indem ich außerdem Pálffy bearbeitete und ihn zwang, so zu sagen mein System zu dem seinigen zu machen, brachte ich auch die Kaiserin herum — ein zweites unbedingt nottwendiges Moment, um den Kaiser zu einem solchen Entschluß zu bestimmen. Indem ich auf diese Art die beiden wirksamsten Mittel in Bewegung setzte, um das erwünschte Ergebniß zu erzielen (den Einfluß nicht gerechnet, welchen meine Ansicht im Allgemeiuen auf die der Anderen übte), kann ich sagen, ich habe mehr, als sonst irgend Einer, für den Frieden gethan"[2]).

Jedoch der Entschluß zum Frieden war noch lange nicht der Friede selbst. Zwar lief die Schönbrunner Unterhandlung in den ersten Tagen, als der Staatsminister Maret mit den Österreichern verkehrte, ziemlich glatt hin, verwickelte sich aber und zog sich in die Länge, als Champagny aus Altenburg ankam und mit aller Suffisance des Siegers in die Geschäfte eintrat[3]). Jetzt stellte sich die Territorialforderung in Galizien viel größer heraus

[1]) Gentz' Tagebuch zum 24. September, S. 152: „Après cette entrevue (mit Liechtenstein) que je n'oublierai jamais j'ai repris mon travail sur Ferdinand Pálffy. Déjà depuis quelques jours il commençait à chanceler dans son enthousiasme; la force de mes raisonnements l'écrasait. Aujourd'hui il s'est rendu tout-à-fait et s'est engagé à faire revenir l'impératrice. Il a tenu parole."

[2]) Tagebuch zum 26. September, S. 164.

[3]) Man vergleiche die Darstellung der zweiten Phase der Friedensverhandlung bei Ernouf, Maret, Duc de Bassano, p. 263 ff.

als man gemeint hatte, kaum daß die Hälfte des Salzerträgnisses von Wieliczka gerettet werden konnte. Jetzt zog Napoleon die Grenzlinie gegen Bayern so, daß sie militärisch fast unhaltbar war, und aller Protest half nicht. Den größten Kummer aber verursachte den beiden Generalen die unmäßige Geldforderung des Feindes, die die blutarmen Staatsfinanzen aufs härteste treffen mußte. Napoleon hatte in den okkupierten Ländern Kontributionen in der Höhe von 190 Millionen Franks ausgeschrieben. Von diesen, behauptete Champagny — mit Recht oder Unrecht — seien noch 134 Millionen zu tilgen, wozu sich der österreichische Staat werde verpflichten müssen, und ging erst nach langen Debatten auf 100 Millionen herab. Liechtenstein und Bubna waren in Verzweiflung. Sie hatten es auf sich genommen, den Frieden zustande zu bringen, und nun ergaben sich derlei unerwartete Hindernisse. Sie wußten, daß Franz I. zwar Provinzen abtrat, wenn es sein mußte, daß er aber in Geldsachen unendlich schwierig war. Kurier auf Kurier ging nach Totis, und die Berichte der Geschäftsträger erzeugten dort die heftigste Aufregung. Der Kaiser und seine Umgebung ließen wieder kriegerische Worte fallen. Liechtenstein, der persönlich kommen wollte, um sich neue Instruktionen zu holen, wurde von Napoleon mit der Drohung zurückgehalten, er würde, wenn der Fürst ginge, die besetzten Provinzen als erobertes Land behalten, seine Adler aufpflanzen, seine Gesetzbücher einführen, den Feudaladel abschaffen, die Verhandlungen aber nicht wieder aufnehmen. Nur mit Mühe wurde erreicht, daß Bubna zu seinem Kaiser reisen durfte. In Totis kam es dann am 7. und 8. Oktober zu erregten Diskussionen, die sich in erster Linie um die Geldfrage drehten. Sechzehn Millionen, erklärte der Finanzminister O'Donnel, sei alles, was der Staat in seinen Kassen habe, vierzig Millionen Franks das äußerste, wozu er sich verstehen könnte, aber auch nur dann, wenn keine Gebietsabtretung verlangt würde. Durch gewaltige Maßnahmen, meinten andere, wäre auch eine größere Summe zu beschaffen, was der Schatzkanzler beharrlich leugnete. Endlich einigte man sich auf die unüberschreitbare Summe von 30 Millionen Franks, die eine Hälfte in Barem, die andere in „Bankozetteln", als letztes Zugeständnis und gab das betreffende Sitzungsprotokoll Bubna, der am

9. Oktober nach Schönbrunn zurückfuhr, zur Instruktion mit auf den Weg[1]). Andere Forderungen der Franzosen, die Österreichs politische Geltung überaus hart trafen: die Verminderung seiner Armee auf 150.000 Mann und die Ausweisung aller aus Frankreich, Piemont und Venezien gebürtigen Offiziere und Beamten aus seinem Dienst, traten gegen die Geldfrage in den Hintergrund.

Gentz hatte am Tage vor der Ankunft des Generals Totis verlassen; wohl aus demselben Grunde, der ihn — den misérable scribe, wie ihn Napoleon nannte — vor dem Kriege vom Sitze der Regierung fern gehalten hatte. Jetzt sollte weder seine noch Stadions mißliebige Anwesenheit das Friedensgeschäft beeinträchtigen. Als daher der Minister endlich seine Demission erhielt und sich am 6. Oktober fortbegab, begleitete ihn Gentz eine Tagreise weit, um sich dann nach Ofen zu wenden. Durch die neuen Forderungen der Franzosen sah er seine Bemühungen um den Frieden nicht wenig gefährdet. Alles, was er nun noch tun konnte, war die beiden Unterhändler auf dem eingeschlagenen Wege festzuhalten. Darum hatte er noch vor seiner Abfahrt, am 5. Oktober, ein Schreiben an Bubna nach Schönbrunn gesandt, dessen das Tagebuch besondere Erwähnung tut: „Ich habe einen sehr starken Brief an Bubna geschrieben, um ihn in seinen Anstrengungen für den Frieden zu bestärken. Derselbe war ebensowohl für den Fürsten Liechtenstein bestimmt und sein Zweck, die Beiden auf das Schädliche ihrer fortwährenden Couriersendungen und Bitten um Instruction aufmerksam zu machen, wodurch hier neue Aufregungen und Zweifel entstehen, unsere Lage aber bedenklich verwickelt und verschlimmert wird.“[2])

Der Brief, der dazu bestimmt war, vom Fürsten Liechtenstein gelesen zu werden, ist zweifellos einer, in dem Gentz an Beredsamkeit das möglichste leistete. „Das Schicksal der Monarchie“ heißt es darin, „liegt heute ausschließend in den Händen des Fürsten Liechtenstein. Er muß den Mut haben, es auf sich zu

---

[1]) Beer, Die Finanzen Österreichs im XIX. Jahrh., S. 49, und „Zehn Jahre österreichischer Politik“, S. 446.

[2]) Tagebuch zum 5. Oktober, S. 183.

nehmen. Mit Gott und seinem Gewissen und seiner Einsicht allein muß er sich abfinden; alle äußere Verantwortung, alles eitle Geschrei, alle Kritiken der Unwissenheit und Seichtigkeit muß er verachten. Zum obersten Grundsatz muß er aufstellen, daß jede Anfrage, die vermieden werden kann, so viel wie reiner Gewinn ist. Es gibt Niemanden mehr, der zu entscheiden vermöchte. Diese Wahrheit wollte ich Ihnen Tag und Nacht ins Ohr rufen können.. Ich habe nicht die thörichte Anmaßung, auf mein Urtheil ein großes Gewicht zu legen. Indes wurde mir einmal das Glück, daß viele bedeutende Menschen mir in diesen Dingen eine Art von Stimme zugestehen. Der verdienstvollste, der gerechteste Gebrauch, den ich heute von diesem Vortheil zu machen weiß, ist der, mit Nachdruck zu bezeugen, zu behaupten und darzuthun, daß ohne das großmütige, edle, sich selbst vergessende und hingebende Verfahren des Fürsten Liechtenstein keine österreichische Monarchie mehr existirte. Die Welt wird und muß das zuletzt begreifen. Solche große Resultate hängen nicht von dem Kopfnicken und Kopfschütteln eines schwachen Regenten, nicht von dem Beifall oder Mißvergnügen eines Baldacci oder Kutschera ab. Nur darum beschwöre ich Sie: lassen Sie um keinen Preis und unter keiner Bedingung die Sache wieder vor das unfähige und unzulässige Tribunal dieser armseligen Menschen gelangen." [1])

Als Gentz dann in Ofen von Bubnas Eintreffen in Totis hörte und wie unglücklich der General über die üble Wendung der Dinge sei, schickte er ihm dahin noch ein zweites Schreiben, von dem er sich Erfolg versprach [2]):

---

[1]) Der Brief ist von Criste, Fürst Johann Liechtenstein, S. 227, abgedruckt. Hofrat Baldacci war als „geheimer Referendär" des Staatsrates ebenso in des Kaisers Gunst wie der Feldmarschallleutnant und Generaladjutant Kutschera seit 1805. Vgl. meine Anzeige von Krones, Zur Geschichte Österreichs 1792—1816, in der „Histor. Zeitschrift", N. F., XXII 559 ff.

[2]) Tagebuch zum 8. Oktober, S. 188: „J'ai écrit à Bubna une lettre extrêmement énergique pour le mettre en garde contre le découragement et les faux aperçus, et pour le faire envisager sa propre situation dans le véritable jour. Cette lettre doit produire quelque effet."



Ofen, den 8. October 1809.

Ein höchst fatales Mißgeschick hat mich 24 Stunden vor Ihrer Ankunft in Dotis von dort abführen müssen. Ich bin in doppelter Verzweiflung darüber, seitdem ich weiß, mit welchen Datis, besonders aber in welcher persönlichen Stimmung Sie angekommen sind.

Ich habe Ihnen (durch Radetzky) am 5. einen Brief geschrieben, den ich noch jetzt, wenn Sie ihn habhaft werden könnten, Ihrer ganzen Aufmerksamkeit empfehlen würde. Ich gäbe viel, viel darum, wenn Fürst Liechtenstein ihn geöffnet hätte!

Mein dreywöchentlicher Aufenthalt in Dotis hat mich vollständig überzeugt, daß unsere Lage, es sey nun Krieg oder Frieden, ohne allen Vergleich schrecklicher ist, als ich bis dahin geahndet hatte. Ich habe aber nicht einen — denken Sie, was das heißt bey meinen zahllosen Gesprächen und Discussionen mit so vielen und mannichfaltigen Menschen — nicht einen einzigen Grund gehört, der mich auch nur auf einen Augenblick in dem Gedanken hätte wankend machen können, daß unser Untergang durch den Krieg sichrer, schneller und vollständiger erfolgen muß, als durch den schlechtesten aller noch irgend annehmlichen Frieden.

Die Monarchie existirt heute nur noch in der Armee. Alles übrige ist schon todt. Wird diese Armee geschlagen, so ist der Staat ipso facto aufgelöset, und zwar dergestalt aufgelöset, daß auch kein Splitter mehr ganz bleiben kann.

Die Existenz dieser Armee, die heute den Staat ausmacht, aufs Spiel zu setzen, ist in meinen Augen ein solcher Frevel, daß nichts als eine eiserne Nothwendigkeit den, der sich dessen schuldig macht, vor Welt und Nachwelt lossprechen kann. Spielten wir wenigstens le tout contre le tout, käme es darauf an, eine Schlacht zu liefern, die entweder vollkommne Vernichtung oder vollkommne Befreyung des Staates zur Folge haben müßte, so würde ich die, welche den verwegnen Wurf thäten, nicht anklagen. Ich thäte ihn auch dann nicht. Aber die wahre Lage der Sache ist ja eine ganz andre. Auf der einen Seite die Gefahr absoluter und unwiderbringlicher Vernichtung; auf der andern Seite im günstigsten Falle ein nichtentscheidender Sieg, dem Gott weiß wie viele andre (immer begleitet von der entgegengesetzten Gefahr des Unterganges) folgen müssen, ehe wir durch Blut und Opfer ohne Maß und Ziel, viel größere als der jetzt geforderte Friede uns auflegt, zu der Hoffnung, den Schatten der Monarchie (denn das Leben geht in jedem Falle in den Kauf) zu erhalten, emporklimmen können. Wir spielen also — le tout contre un gain précaire et subalterne.

„Aber der Friede wird uns unmöglich gemacht! Aber Bubna sagt, es ist nichts zu erreichen, nichts zu hoffen ꝛc." — Was heißt das? Die Franzosen haben keine neuen Forderungen zum Vorschein

gebracht. Die des Bruches mit England u. s. f. war mit Zuverlässigkeit vorauszusehen. Sie bestehen auf die alten. Darauf mußte man gefaßt seyn. Sie dehnen sie willkührlich aus. Bis an welche Gränze? Dies mögte ich mit Ihnen sorgfältig und gründlich untersuchen.

Sie verlangen, so viel ich weiß, vermöge schändlicher Apotheker-Rechnungen über die Kriegs-Contributionen außer dem, was gezahlt ist, noch ungefähr 140 Millionen. Diese Summe, heißt es, kann nicht aufgebracht werden. — Und ich sage, weil ich es mit Zuverlässigkeit weiß, sie kann aufgebracht werden, sollte auch Graf O'Donnel das Gegentheil behaupten. Nicht auf einmal, aber vermöge eines Arrangements, und in Terminal-Zahlungen. Daß diese ein großes Uebel, wie ein unglücklicher Friede (nach einem unglücklichen Kriege) überhaupt, versteht sich von selbst. Aber keine Geldsumme ist groß genug, um gegen die evidente Gefahr der Vernichtung des Staates in die Wage gelegt zu werden.

„Sie verlangen in Galizien weit mehr als wir geglaubt haben." — Daß bey der unbestimmten Forderung der 2 Millionen Menschen, oder, wie es später hieß, „moins que la moitié de la Gallicie", große Schwierigkeiten und Discussionen über die Gränzbestimmung eintreten würden, sah ich voraus, ob ich gleich nicht der Meynung war, und noch nicht sonderlich bin, daß Napoleon gerade auf diese Cession so viel Gewicht legen würde. Dem sey, wie ihm wolle, in einem gewöhnlichen Kriege riethe ich vielleicht selbst, noch eine Bataille zu wagen, um ein Viertheil oder Fünftheil von Gallizien zu retten. Wenn ich aber höre, daß man in einem Kriege, wie dieser, in einer Lage, wie die unsrige, noch davon sprechen kann, um des Zamoscer Kreises oder der Salzwerke von Wieliczka willen zu den Waffen zu greifen, so verstumme ich mit Entsetzen.

Man sagt mir ferner: „Bubna ist in Verzweiflung; er quält und grämt sich, daß er so viel Dinge hat sagen müssen, die falsche Hoffnungen erweckten und die jetzt eine andere Gestalt gewinnen." — Darauf antworte ich: Das kann, darf und soll nicht seyn. Ein Mann wie Bubna thut seine Pflicht und setzt sich hinweg über eitles Geschwätz und Geschrey eines stockblinden Haufens. Von dem, was Sie gesagt haben, ist bis jetzt noch nichts zurückgenommen worden. Geschieht es, so sind Sie nicht verantwortlich dafür. Daß der Friede zuckersüß seyn würde, konnten nur Narren sich einbilden. Wann und wo haben Sie das behauptet? Daß es mit Champagny schwerer ist zu unterhandeln, als mit Napoleon, wußten wir alle. Glauben denn die Herren, daß es in Altenburg leichter gewesen wäre? Sie und F. Liechtenstein haben, nach meiner Ansicht der Sache, nur einen großen Fehler begangen. Sie haben zu viel angefragt und denen, die Ihre Sendung, aus begreiflichen Ursachen, ungerne sahen, dadurch

zu viel Prise über sich gegeben. Von einer großen, allmächtigen Ueberzeugung geleitet, hätten Sie mehr, fast mögte ich sagen, alles auf sich nehmen müssen. Soll die Monarchie gerettet werden, so muß das auch jetzt noch Ihr Gang seyn, ob Sie Sich gleich denselben schon sehr erschwert haben.

Durch den Abgang von Stadion (den der Kayser und die Kayserin allein zu verantworten haben) ist unsere schon fürchterliche Lage noch um einige hundert Prozent verschlimmert worden[1]). Metternich ist der leichtsinnigste aller Menschen; ich zittere vor jedem Schritte, den er thun wird. Die Uebrigen verdienen keine Erwähnung. Bricht der Krieg wieder aus, so giebt es keine Art von Verderben, die diese Menschen nicht über uns bringen werden. Unter den tausend Ursachen, ihn zu vermeiden, ist dies vielleicht die größte.

Sie sehen jetzt die Schwierigkeiten und die Widerwärtigkeiten des Friedens, weil Sie damit unmittelbar zu kämpfen haben. Richten Sie Ihre Augen auf die andre Seite, und Sie werden mit neuem Muthe beseelt werden. Diese Unterhandlung ist die letzte; schlägt sie fehl, so steht uns das bevor, wogegen alle solche Unterhandlungen nur noch Mückenstiche sind.

Dixi et salvavi animam meam.

Wenn Sie mir irgend etwas Trostreiches, auch nur ein Wort, zu schreiben wissen, so erquicken Sie meine matte und tief-gebeugte Seele damit. Gott sey Ihr Vergelter. Kehren Sie Sich nur an kein Urtheil der Menschen; alles ist eitel und luftig, wie Wasserblasen. Ich will bis an meinen Tod jeden Augenblick meines Daseyns Ihrer Rechtfertigung widmen, wenn Sie uns den Frieden verschaffen, um welchen Preis es auch seyn mag. G.

Die beiden Briefe erreichten ihr Ziel und taten ihre Schuldigkeit. Liechtenstein hat den vom 5. gelesen und neuen Mut daraus geschöpft, den Vertrag, selbst gegen den Wortlaut der letzten Instruktion, abzuschließen. Und Bubna sekundierte ihm wacker. Als Napoleon unter dem Eindrucke des bekannten Attentates Friedrich Stapß' am 12. Oktober seinem Minister den Befehl gab, den Österreichern einen neuen Schritt entgegen zu tun und mit der Kriegsentschädigung auf 75 Millionen herabzugehen — eine Summe, die Champagny eigenmächtig auf 85 Millio-

[1]) Gentz widerspricht hier, wie in seinem Journale, der Meinung, Metternich habe Stadion verdrängt. Was er Jenem vorwarf, war nur „l'indifférence et la légèreté avec laquelle il voit partir le Cte Stadion, et la confiance vraiment choquante avec laquelle il se charge d'une tâche aussi terrible que celle de la direction des affaires dans ce moment." Tagebuch zum 6. Oktober, S. 185.



nen erhöhte — unterzeichneten beide nach langen Kämpfen, schweren Herzens und von der Ungnade ihres Herrn bedroht, endlich auch diesen Artikel, und der Friede war gemacht. Am 14. Oktober verkündeten ihn die Kanonen Napoleons den Wienern. Kaiser Franz mußte ihn ratifizieren [1]).

Gentz kehrte dann im November aus Ofen in sein Exil nach Prag zurück, verstimmt darüber, daß der Schluß dieses Jahres so gar nicht gehalten, was sein Anfang versprochen hatte. Nur in seiner großen Hoffnung blieb er auch jetzt noch ungebeugt. „Es ist sonderbar“ — schreibt er an Stein — „daß ich gerade an dieser letzten, einer der verzweifeltsten Epochen unserer unglücklichen Zeit, und mitten unter diesen niederschlagenden Katastrophen, mehr als zuvor in dem Glauben stark geworden bin, daß die Unterjochung Europas nicht gelingen kann. So wenig wahre Größe auch in dem Zeitalter liegen mag, der Tyrann ist doch zu klein, um dies Zeitalter zu bezwingen. Der Widerwille ist zu allgemein, zu lebendig; er kann es nicht durchsetzen. Wir erleben seinen Untergang, und keine Offenbarung ist mir gewisser. Das Mißlingen dieses Krieges ist freilich ein entsetzliches Uebel; doch weit mehr, wie es mir scheint, ein negatives als ein positives.

---

[1]) In den meisten historischen Erzählungen wird vom Abschluß des Vertrages gesagt, er sei durch das Stapßsche Attentat herbeigeführt worden, weil Napoleon daraufhin von Forderungen abging, die Österreich als unannehmbar abgelehnt hatte. So lag die Sache nicht. Ob es sich um hundert oder um fünfundachtzig Millionen handelte, eine Überschreitung der Instruktion setzte die eine wie die andere Summe voraus. Das Wesentliche blieb immer, daß die österreichischen Unterhändler in sich den Mut der Überzeugung fanden, dem Auftrag ihres Kaisers entgegen zu handeln. Nach dem Friedensabschluß traf Gentz mit Bubna, den Franz tatsächlich mit seiner Ungnade für den „Ungehorsam“ bestrafte, in Ofen zusammen. „Il m'a dit“ — verzeichnet das Journal zum 21. Oktober — „ce qui me fait le plus sensible plaisir, que la lettre que je lui avais écrite le 5 de Dotis, était venue extrêmement à propos, qu'elle avait puissamment contribué à décider le prince Liechtenstein et à disperser ses scrupules, et qu'il avait été tellement saisi de cette lettre qu'il la lui avait arraché pour la garder. Voilà donc encore un bien essentiel que j'ai été en état de faire.“ Der Brief hat sich in der Tat im fürstl. Liechtensteinschen Archiv vorgefunden. S. oben S. 181.



Der Stoff zum Widerstande bleibt, und der Geist hat eher gewonnen." [1])

Vier Jahre später hatte sich diese Voraussicht bestätigt und die Hoffnung war zur Wahrheit geworden. Als sich dann — kurz vor der Leipziger Schlacht — die beiden Männer wieder in Prag begegneten, war ihr gewaltiger Feind besiegt und seine Herrschaft in ihren Grundfesten erschüttert.

---

[1]) Pertz, Das Leben des Freiherrn vom Stein, 2. Band, S. 386.

# Beilage.

## K. Franz an Metternich[1]).

Lieber Graf Metternich! Nach einer mit dem Fürsten Liechtenstein, dem Grafen Bellegarde und dem Grafen Stadion gehaltenen Konferenz, in welcher mir von Seiten des letzteren die unvermeidlichen traurigen Folgen der von dem Kaiser Napoleon verlangten Zessionen auf der mittäglichen Gränze für das Gesammtwohl, für die innere Konsistenz und die politischen Verhältnisse meiner Staaten vorgestellt, von Seiten der ersteren aber die Schwierigkeiten und Gefahren eines jetzo wieder zu eröffnenden Feldzugs auseinander gesetzt worden sind, habe ich mich entschlossen, den Fürsten Liechtenstein mit dem in Abschrift beiliegenden Schreiben an den französischen Kaiser, und mit Vollmachten nach Wien zu senden[2]). Er hat die Weisung, sich auf seiner Durchreise einige Stunden bei Ihnen aufzuhalten, um Sie vollständig in die Kenntniß der gegenwärtig obwaltenden Umstände, so wie der von mir erhaltenen Instructionen zu setzen, und sich mit Ihnen über die Art der Ausführung seines Auftrages zu bereden.

Sie haben also in der nächsten Sitzung ungefähr Folgendes zu Protokoll zu geben:

Ich hätte mit Leidwesen aus der Vorlegung des letzten Protokolles ersehen, daß die Konferenzen in Altenburg neuerdings eine Wendung genommen hätten, welche sich nicht mit meinem aufrichtigen Wunsche, den Frieden auf das Baldigste wieder hergestellt zu sehen, vereinigen zu lassen scheine. Ich hätte also meinen Plenipotentiarien aufgetragen, sich für jetzo jeder weiteren Beantwortung der von dem französischen Plenipotentiär vorgebrachten Argumente zu enthalten, indem ich den Feldmarschall Fürsten von Liechtenstein mit Aufträgen nach Wien gesendet hätte, von welchem ich befriedigende Resultate in Betreff des Friedenswerkes erwartete.

Da ich übrigens wünsche, mich mit Ihnen über den Gegenstand des gegenwärtigen Handschreibens zu besprechen, so werden Sie

---

1) Wiener Staatsarchiv. Vorträge.

2) In dem Brief an Napoleon drückt der Kaiser aus „le sincère désire d'accélérer l'œuvre de la paix en vous envoyant, M. mon frère, mon maréchal le Pce de Liechtenstein, muni de mes instructions finales et de pouvoirs."



dem H. v. Champagny zugleich eröffnen, daß, nachdem in Folge der Abschickung des Fürsten Liechtenstein sich ein kurzer Stillstand in den Altenburger Konferenzen ergeben werde, Sie den Befehl erhalten hätten, sich auf einige Tage zu Mir nach Dotis zu begeben, und Sie werden diesemnach Ihre Anherreise, sobald Sie den Fürsten Liechtenstein gesprochen, unverzüglich antreten.

Dotis, den 25. September 1809. Franz.

(Eigenhändig): Sie werden dem F. Liechtenstein alle jene piecen mitgeben, die unsere Forderungen an Frankreich, und alle jene Gegenstände betreffen, die zu unserm Vortheil bei einer Friedens-negotiation mit dieser Macht anzubringen wären und die zu erhalten getrachtet werden muß.

Franz.

# V.

## Goethe und Napoleon [1]).

Wenn etwa in der Zusammenstellung der Namen Goethe und Napoleon die Aufforderung läge, die Beiden nach ihrem weltgeschichtlichen Werte aneinander zu messen, in ihren Wirkungen auf die Welt miteinander zu vergleichen, so könnte ich eine solche, alle Kraft menschlichen Geistes reichlich beschäftigende Studie in dem engen Rahmen einer kurzen erinnernden Besprechung nicht bieten. Was ich darlegen will, ist lediglich dem Bedürfnis des Geschichtsschreibers Napoleons I. entsprungen, sich über die Beziehungen und Begegnungen der zwei großen Männer, wie sie von einander gedacht und geurteilt haben, und wie namentlich Goethe seinen gewaltigen Zeitgenossen auffaßte, ein möglichst richtiges Urteil zu bilden. Nichts weiter.

Napoleon war ein unansehnlicher kleiner Offizier, als er die Bekanntschaft von Goethes Genius machte. Das war, als er die „Leiden des jungen Werther“ in der französischen Übersetzung las und wieder las. Das schöne Poëm schwärmerischer Liebe traf bei ihm auf ein eigentümlich vorbereitetes Gemüt. Der einsame, ungesellige, meist vor sich hinbrütende Jüngling war durch Rousseaus Schule gegangen wie Werther, und wie Werther genoß er den düsteren Reiz ossianischer Sentimentalität. Werther stirbt durch

---

[1]) Das hier Gebotene ist ein Vortrag, gehalten im Wiener Goethe-Verein und veröffentlicht in dessen „Chronik“ vom J. 1896. Das seither erschienene vortreffliche Buch Andreas Fischers hat den Gegenstand vielfach vertieft und ausgeweitet, nur, wie mir scheint, gerade den persönlichen Begegnungen der beiden Männer etwas zu wenig Raum gegönnt, so daß ich den in Einzelheiten verbesserten Wiederabdruck dieser Skizze nicht für völlig überflüssig hielt.

eigene Hand und auch der junge Bonaparte dachte an Selbstmord, da er, wie er sagt, „nicht so leben kann, wie allein das Leben ihm erträglich wäre“. Aber zum Glück dachte er nicht bloß daran, er schrieb den Gedanken auch sorgsam nieder — und damit war er ihn los. Das Buch des Deutschen, das nicht wenig seine Empfindsamkeit genährt hatte, hielt er seitdem in hohen Ehren; nicht weniger als fünfmal — nach anderen sogar siebenmal — soll er es gelesen haben. Das Schicksal hat ihn oft rauh angefaßt, bevor er sich dazu aufschwang, selbst das Schicksal einer Welt zu werden; den Stürmen und Wogen einer ungeheueren Revolution hat er sich anvertraut, mit der früh gefesteten Absicht, sich dereinst ihre Werke dienstbar zu machen; militärische Großtaten ohnegleichen haben seinen Namen aller Welt geläufig gemacht: den „Werther“ aber hat er nicht vergessen. Der durfte nicht fehlen, als er auszog, den Orient zu erobern, weil in Frankreich die Frucht seiner Herrschaft noch nicht reif war. Diese Frucht zeitigte rasch in seiner Abwesenheit, und er kehrte bald wieder aus Ägypten zurück. In demselben Jahre, 1799, schrieb Goethe im ersten Gesang der „Achilleïs“:

„Ein fürstlicher Mann ist so nötig auf Erden,
Daß die jüngere Wut, des wilden Zerstörens Begierde
Sich als mächtiger Sinn, als schaffender, endlich beweise,
Der die Ordnung bestimmt, nach welcher sich Tausende richten.
Nicht mehr gleicht der Vollendete dann dem stürmenden Ares,
Dem die Schlacht nur genügt, die männertötende. Nein, er
Gleicht dem Kroniden selbst, von dem ausgehet die Wohlfahrt“.

Dieser Wunsch sollte nicht unerfüllt bleiben.

Daß Goethe der französischen Revolution, auch in deren Beginn, keine Sympathie abgewann, ist eine längst erwiesene Sache. Die bekannten Verse in „Hermann und Dorothea“ zeugen nicht dagegen. Zu denen, die wie Klopstock, Schiller, Wieland und sogar Friedrich Gentz die umstürzenden Ereignisse des Jahres 1789 als Völkerfrühling begrüßten, hat Goethe nie gehört, und er brauchte deshalb auch, als bald darauf die gepriesene Freiheit zur Zügellosigkeit ausartete, sich nicht, wie jene, zu berichtigen. Er hatte als ein praktischer Staatsmann, dem vom Herzog Karl August die Sorge für die Wohlfahrt eines wenn auch nur kleinen Landes anvertraut war, in dem politischen Wirken mehr oder doch

ganz anderes erblickt, als diejenigen, die nur den doktrinären Wunsch hatten, sich daran zu beteiligen. Wir kennen noch nicht genau die Rolle, die er in der politischen Geschichte seiner Zeit gespielt hat. Wir wissen z. B. erst seit nicht lange, daß er es war, der als Mitglied des Konseils mit dem preußischen Abgesandten Boehmer den Vertrag beredete und beschloß, womit Sachsen-Weimar 1785 in den Fürstenbund eintrat, daß seine Hand die Briefe an Bischoffswerder schrieb, in denen Herzog Karl August die Königswürde ablehnte, die ihm von den ungarischen Malcontenten durch preußische Vermittlung angeboten worden war. Gewiß wird sich noch manches andere in dieser Richtung der fortschreitenden Forschung erschließen. Aber so viel ist uns auch schon heute bekannt: Goethe gehörte damals zu den unterrichteten Regierungsmännern, und die Forderungen der Revolution nach Mitarbeit der Völker an den Geschäften des Staates erschienen ihm als unberufene und gefährliche Einmischung dilettantischer Elemente. Später, namentlich in der Zeit der Völkererhebung gegen den napoleonischen Druck, ist Goethe allerdings etwas anderer Ansicht geworden; aber in eine bestimmte politische Parteirichtung hat er sich niemals einordnen lassen. Nur ein einziges unserer heutigen Parteiworte nahm er in älteren Jahren für sich in Anspruch, und gerade dieses erfreut sich heute in weiten Kreisen nur geringer Beliebtheit: er nannte sich einen „Liberalen“. „Der wahre Liberale,“ sagte er zu Eckermann, „wie es alle vernünftigen Leute sind und sein sollen, und wie ich es selber bin, ist bemüht, durch ein kluges Vorschreiten die öffentlichen Gebrechen nach und nach zu verdrängen, ohne durch gewaltsame Maßregeln zugleich oft ebensoviel Gutes mit zu verderben. Er begnügt sich in dieser stets unvollkommenen Welt solange mit dem Guten, bis ihn das Bessere zu erreichen Zeit und Umstände begünstigen.“ In diesem Sinne war er allerdings stets ein Liberaler gewesen. Als solcher hat er schon vor der Revolution die Fürsten und die bevorrechteten Stände zu edelstem Handeln verpflichtet, ihre Schwächen und Fehler gerügt und in Unsitte und Herrschsucht der Vornehmen richtig die Ursachen der Umwälzung erkannt, die er in ihren Exzessen verabscheute, weil — wie er in späteren Jahren entschuldigend erklärte — damals ihre „wohltätigen Folgen noch nicht zu ersehen waren“. Was er aber hauptsächlich

von ihr besorgte, das war nicht so sehr das politische Übel, sondern vielmehr die soziale Unordnung, die Störung und Verwirrung der öffentlichen Verhältnisse und durch sie die Behinderung ruhiger Bildung. Ein Distichon aus den 90er Jahren lautet·

„Franztum drängt in diesen verworrenen Tagen, wie ehemals
Luthertum es getan, ruhige Bildung zurück.“

Und um dieselbe Zeit tut er den Ausspruch: „Es liegt nun einmal in meiner Natur, ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen als Unordnung ertragen.“ Und nun brachten die republikanischen Heere und die jakobinische Propaganda Störung und Verwirrung sogar nach Deutschland herüber. Es erschien ihm darum hohe Zeit und überaus wünschenswert, daß das revolutionäre Chaos in Frankreich ein Ende nehme, wie es in den zitierten Versen der „Achilleïs“ gefordert war.

Wer aber sollte die ausschreitende Revolution bändigen? Wo war die starke Persönlichkeit, die dies vollführte? Denn gleich Wieland und Schiller erhoffte auch Goethe ihr Ende nur durch einen ganzen Mann. Schiller hatte bald nach der Hinrichtung Ludwig XVI. geschrieben: „Die französische Republik wird ebenso schnell wieder aufhören, als sie entstanden ist; die republikanische Verfassung wird früher oder später in einen Zustand der Anarchie übergehen, und das einzige Heil der Nation wird sein, daß ein kräftiger Mann erscheint, er mag herkommen woher er will, der den Sturm beschwört, wieder Ordnung einführt und den Zügel der Regierung fest in der Hand hält, auch wenn er sich zum unumschränkten Herrn nicht nur von Frankreich, sondern auch von einem Teil des übrigen Europa machen sollte.“ Nun, er war da, der „kräftige Mann“. Wie durch ein Wunder war er auf seinem Schiff vom Osten her segelnd den wachsamen Engländern entronnen und hatte dann grenzenlos rücksichtslos Besitz ergriffen von der Macht über Frankreich. An jenem 10. November 1799, da Bonaparte mit seinen Grenadieren die Mitglieder der Fünfhundert in St. Cloud durch die Fenster des Sitzungssaales ins Freie jagte, war die „Unordnung“ zu Ende, und ein festes Regiment, hart und schroff, aber geordnet und gegründet, begann in Paris. Wie grausam karg liest sich da die Tagebuchnotiz Goethes, er habe am

22. November „die neuen Auftritte in St. Cloud mit Schiller besprochen“. In welch weitem Sinne mag das geschehen sein! Mit welchen Erwartungen, mit welchen Ausblicken! Der Zufall brachte es mit sich, daß Goethes Übersetzung des Voltaireschen „Mahomet“, die Herzog Karl August bei ihm bestellt hatte, just um diese Zeit fertig wurde, da der Staatsstreich in Frankreich sich vollzog. Als dann noch vor Ende 1799 die 1. und 5. Szene des 2. Aktes in den „Propyläen“ als Probe erschienen, fanden sich Einzelne, die in bestimmten Stellen Anspielungen auf die Gegenwart entdeckten. So äußerte sich Knebel, dem man Exemplare des Heftes zugeschickt hatte, schon im Jänner 1800, so auch Frau von Eybenberg in einem Brief aus Wien vom Ende desselben Jahres, worin sie mitteilte, die Wiener Zensur habe das Stück verboten, weil man — das ist die Vermutung der Schreiberin — „in Einigen Zügen Ähnlichkeit mit Bonaparte gefunden haben wollte“. Nun, Knebel konnte immerhin ein paar Stellen auf den Ersten Konsul von Frankreich gedeutet haben, z. B. die, wenn Sopir fragt:

„Wer erteilte dir
das Recht zu lehren und die Zukunft zu
verkündigen, das Rauchfaß zu ergreifen, und
das Reich dir anzumaßen?“

und Mahomet darauf antwortet:

„Dieses Recht
gibt sich der hohe Geist, der große Plane
zu fassen und beharrlich zu verfolgen
verstehet, selbst und fühlet sich geboren,
das dunkle, das gemeine Menschenvolk zu leiten.“

Oder wenn Sopir dem Propheten zuruft:

„Auf deinen Lippen schallt der Friede, doch
Dein Herz
weiß nichts davon. Mich wirst du nicht
betrügen.“

Michael Bernays hat in seinem Buch „Zur neueren Literaturgeschichte“ dieser Sache eine eigene Studie gewidmet. Aber wenn er noch andere Stellen als die angeführten auf Napoleon deutet und zugleich der Vermutung der Frau von Eybenberg bezüglich der Wiener Zensur Raum gibt, so geht er wohl zu weit. Mag

sein, daß die Zensur das Propyläenheft verbot — obgleich sie dazu im Kriegsjahr 1800 weder vor noch nach der Schlacht bei Marengo eigentlich Anlaß hatte — in den Archiven findet sich kein Beleg dafür. Was aber in der Frage das einzig wichtige ist, ist doch nur, daß Goethe bei der Herausgabe nicht entfernt an eine Parallele dachte, und ebensowenig Schiller in seinen Stanzen bei der Aufführung des Stückes eine Beziehung andeutete. Und Goethe konnte doch auch die Verfassungsänderung in Frankreich mit dem Emporkommen des „kräftigen Mannes“ nicht anders als beifällig aufgefaßt haben. In der „Natürlichen Tochter“, die damals entstand, heißt es:

„Nach seinem Sinne leben ist gemein;
Der Edle strebt nach Ordnung und Gesetz.“

Nun, Bonaparte hatte Ordnung geschaffen, nach einem Jahr des Kriegs war allgemeiner Friede eingetreten, in Frankreich entstanden vortreffliche Rechtsbücher, und der Erste Konsul zeigte sich als Gesetzgeber ebenso groß wie als Feldherr. Wenn es jetzt auch zu neuen Kriegen kommen wird, sie werden in den Augen Goethes einen weit weniger gefährlichen Charakter tragen als bisher, denn die Heere des monarchischen Frankreich werden nicht mehr, wie die der chaotischen Republik, Verwirrung und Aufruhr mit sich bringen, sie werden eher Kultur schaffen als zerstören. Und so war es auch wirklich. Überall, wo weiterhin der Franzosenkaiser siegte, war mit seinem Triumph zugleich der Anlauf zu einer höheren sozialen Ordnung gegeben: in Spanien, in Italien, in Polen, am Rhein, wo lange noch seine Gesetzbücher galten; und wo er nicht eroberte, da zwang er doch seine Gegner, sich, um ihm zu widerstehen, seiner eigenen Waffen zu bedienen, d. i. sich den Forderungen einer modernen Zeit zu eröffnen. Ist es doch erwiesen, daß Preußen ohne die Niederlage bei Jena nie so rasch in die Bahnen verjüngender Staatsreform eingelenkt hätte.

Freilich wurden diese Kultursiege errungen auf Kosten des Nationalgefühls der Völker. Aber diese Empfindung war in Goethe längst schon vor der sorgenden Sympathie, mit der er die ganze Menschheit umfaßte, zurückgetreten. Die prometheische Epoche seines Lebens in Sturm und Drang, wo die Individualität noch überquoll in ihrem Streben nach Freiheit und Recht

und wo auch ihm die Nation im Vordergrund gestanden, sein „Götz“ ihn zum Führer der deutschen Dichterschar gemacht hatte, sie war vorüber. Seit der italienischen Reise galt ihm vor allem Selbstüberwindung, Unterordnung unter das Allgemeine, und bei den Griechen suchte und fand er Form und Stoff für seine Kunst, die sich in den Dienst der ununterschiedenen Menschheit stellte. Äußerte sich aber das Nationalbewußtsein vollends in Haß und Spaltung, wie es doch der Krieg mit sich bringen mußte, so war das durchaus gegen Goethes Sinn und Meinung. „Unser Leben“, sagte er im November 1806, kurz nach der Invasion der Franzosen, „führt uns nicht zur Absonderung und Trennung von anderen Völkern, vielmehr zu dem größten Verkehr; der ganze Gang unserer Kultur, der christlichen Religion selbst, führt uns dazu.“ Und etwa zwei Jahrzehnte später: „Den Nationalhaß werden Sie (Eckermann) auf der untersten Stufe immer am stärksten und heftigsten finden. Es gibt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet. Diese war meiner Natur gemäß, und ich hatte mich darin lange befestigt, ehe ich mein sechzigstes Jahr erreicht hatte.“ In dieser Haltung war er nicht irre geworden dadurch, daß die Franzosen in Weimar übel gehaust hatten und sein eigenes Heim nur mühsam vor Raub bewahrt werden konnte. Als dann das Herzogtum in den Rheinbund eintrat und sich unter das starke Protektorat Napoleons fügte, da erschien ihm dies geradezu als eine Versicherung gegen kommende Unfälle und entsprach im Grunde wohl auch seiner Auffassung des ehemaligen Fürstenbundes, den er sich immer mehr als eine Vereinigung der kleineren deutschen Potentaten zur Erhöhung der eigenen Kraft denn als ein Werkzeug preußischer Politik gedacht hatte. Nun ließ er nicht mehr ab von seiner bewundernden Anerkennung des Franzosenkaisers und trat denen entgegen, die dawider sprachen.

Er nahm den Mann mit allen seinen Sünden und Fehlern, die er souverän übersah. Daß der Imperator das Blut eines unschuldigen Bourbonenprinzen vergoß, um seine Krone fester damit zu kitten, daß er jenen Palm hinrichten ließ, weil er die Schrift über „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“ verbreitet hatte, all das und so viel andres entschuldigte Goethe, indem er (1807) sagte: „Außerordentliche Menschen, wie Napoleon, treten aus

der Moralität heraus; sie wirken zuletzt wie physische Ursachen, wie Feuer und Wasser.“ [1])

Nicht daß der Dichter Deutschlands Schicksal nicht beklagt hätte; aber er hielt das deutsche Volk in seiner damaligen Lage eines Widerstandes gar nicht fähig. Schon in den siebziger Jahren des XVIII. Jarhunderts ließ er im ersten Entwurf des „Faust“ die zechenden Studenten die Frage aufwerfen:

„Das liebe heilige römische Reich,
Wie hält's nur noch zusammen?“

um sie sofort ungelöst beiseite zu legen. Das Reichskammergericht in Wetzlar, eine der letzten Klammern, die es noch zusammen hielten, hatte er selbst kennen, aber keineswegs achten gelernt. Die eifersüchtige Politik der beiden deutschen Großmächte dem Ausgreifen der französischen Revolution gegenüber hat er herb tadeln müssen, und schon an dem Tage der Kanonade von Valmy, als die zusammengerafften Streiter Frankreichs unerschüttert blieben, seinen persönlichen Eindruck von dem Ereignis in das kurze Wort gefaßt: „Von hier und heute geht eine neue Epoche an, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.“ Als dann lediglich auf Geheiß Bonapartes in Deutschland die Verfassung verändert wurde, so daß eine Anzahl der Fürsten ihre Territorien verloren; als eine Offensive Österreichs und Rußlands im Jahre 1805, der sich Preußen versagte, nur zu neuen Triumphen des Korsen führte; als der römische Kaiser seine Würde niederlegte, weil sie nichts mehr wert war; als das isolierte Preußen jämmerlich geschlagen wurde und feige Verzagtheit die Niederlage nur noch schmerzlicher empfinden ließ: da vermochte es Goethe nicht über sich, in diesen Boden auch nur das kleinste Reis von Hoffnung auf Selbständigkeit und Widerstand zu pflanzen.

„Diesem Stahle wiedersteht kein Sterblicher,“

läßt er die Kriegsgöttin im Vorspiel zur Eröffnung des Weimarer Theaters 1807 ausrufen. Er rät den Deutschen von der Politik ab, um sich allein auf die Pflege der geistigen Kultur

[1]) Vergl. damit Napoleons eigene Worte über sich: „Ich bin nicht ein Mensch wie ein anderer, und die Gesetze der Moral und Sitte gelten nicht für mich.“ (S. meinen „Napoleon I.“ 2. Bd. S. 5.)



zurückzuziehen, damit eine spätere, kräftigere Generation die höchsten Güter ihrer Bildung unverkümmert erben könne. Und daß dies unter dem Vorwalten der napoleonischen Macht, trotz aller Kriegeslast, die auf den Völkern lag, doch möglich war, das hat er dem Franzosenkaiser hoch angerechnet.

Im Herbst des Jahres 1808 sollte er dem Bewunderten gegenübertreten. Napoleon hatte durch trügerische List und mit Gewalt die angestammten Dynastien in Portugal und Spanien vertrieben, den pennsylvanischen Völkern sein Gebot aufgenötigt und zu seiner Überraschung die Entdeckung gemacht, daß die Spanier ihren nationalen Willen dem seinigen entgegensetzten. Und mit Erfolg, so daß er sich genötigt sah, selbst an der Spitze seiner Armee den Krieg gegen sie zu führen. Um aber dabei im Rücken sicher sein und aus Deutschland weg Truppen nach dem Süden dirigieren zu können, bedurfte er vorher einer neuen Verständigung mit seinem Verbündeten, Kaiser Alexander von Rußland, als deren Schauplatz Erfurt ausersehen ward. Dort traf Napoleon mit großem Gefolge ein, dort entfaltete er die ganze Pracht seines Herrschertums, dort versammelten sich die meisten deutschen Fürsten, und dorthin begleitete auch Goethe seinen Herzog. Im Jahre 1790 in Venedig hatte der Poet mit einigem Verdruß ein Epigramm aufgezeichnet, das den verstimmten Satz enthielt:

„Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König
um mich bekümmert...“

Jetzt in Erfurt frug ein Kaiser nach ihm. Am 2. Oktober ward er zum Lever Napoleons berufen. Den hatte Minister Maret auf die Anwesenheit des Dichterheros aufmerksam gemacht, und Napoleon, der selbstgemachte Mann, der ein Parterre von Königen recht von oben herab ansah, setzte etwas darein, auf den größten deutschen Genius Eindruck zu üben. Goethe erschien, und eine Stunde lang, oder darüber, standen die beiden Auserwählten der Geschichte einander gegenüber. Nicht allein. Es waren einige Marschälle zugegen und Talleyrand, der jedoch bald das Gemach verließ. Blutwenig ist es, was wir über diese Stunde wissen. Das Wertvollste von Goethe selbst, der im Jahre 1824 die Szene in knappen Worten fixierte, und dies nur deshalb, weil „der Einfluß dieser Epoche auf meine Zustände so wichtig war, daß eine

besondere Darstellung dieser wenigen Tage wohl unternommen werden sollte“. Anderes hatte er in Gesprächen Freunden mitgeteilt.

Der Kaiser nahm ihn sogleich gefangen, indem er ihn mit den Worten anredete: „Vous êtes un homme,“ was unwillkürlich und naiv klang, und dessen Goethe sich später geradezu gerühmt hat. Dann sprach Napoleon, von Daru darauf gebracht, über den Voltaireschen „Mahomet“, den er mit ausführlicher Begründung ein schlechtes Stück nannte, und über den „Werther“, den er „durch und durch studiert haben mochte“, wie Goethe berichtet. Daß der Kaiser darin ein Moment herausfand, das er, nach des Dichters zustimmender Meinung, mit Recht tadeln durfte: die Verquickung des gekränkten Ehrgeizes mit dem Unglück in der Liebe, das imponierte Goethen ungemein. Sie sprachen weiter über dramatische Poesie im allgemeinen und die Schicksalstragödie insbesondere, die Napoleon in eine dunklere Zeit verwies, da in der Gegenwart die Politik das Schicksal bilde. Nach einigen mit den Marschällen über ganz Entlegenes gewechselten Worten wandte der Kaiser sich aufs neue dem Poeten zu, fragte ihn nach seinen persönlichen Verhältnissen und seinen Beziehungen zum Herzogshof, über diesen selbst, und damit war die Audienz zu Ende „Voilà un homme“, wiederholte der Kaiser, zu seinen Generalen gewendet, als Goethe ging.

Das ist das Wesentlichste, das wir aus des Dichters eigener Aufzeichnung erfahren. Sie ist nicht vollständig. Denn es fand noch eine zweite Begegnung statt, in Weimar, wohin der Kaiser am 6. Oktober zu Besuch kam und wo er, nach der Vorstellung von Voltaires „Mort de César“ durch die französischen Schauspieler, auf dem Hofballe Goethe nochmals ins Gespräch zog. Er erörterte mit ihm das eben gesehene Stück und ließ sich dann — wie der Kanzler Müller berichtet — begeistert über das Drama im allgemeinen und insbesondere über das Trauerspiel aus. Dieses sollte die Lehrschule der Könige und der Völker sein, es stehe als solche noch über der Geschichte, sei überhaupt das Höchste, das ein Dichter leisten könne. Goethe selbst, meinte er, sollte den Tod Cäsars dichten, großartiger als Voltaire, und wahrhaftiger; das könnte die schönste Aufgabe seines Lebens

bilden. Es müßte dabei gezeigt werden, wie Cäsar die Welt beglückt hätte, hätte man ihm nur die Zeit dazu gelassen. Und von dem Plane erfüllt, rief er zum Schluß dem Dichter zu: „Kommen Sie nach Paris! Ich verlange es geradezu von Ihnen. Dort gibt es eine größere Weltauffassung und überreichen Stoff für Ihre Dichtungen!“

An der Tatsächlichkeit dieses zweiten Gesprächs ist nicht zu zweifeln. Daß es Müller in seinen Denkwürdigkeiten ebenfalls nach Erfurt und auf den 2. Oktober verlegt, ist nur ein Versehen. Besitzen wir doch von ihm selbst eine weit ältere, zum Teile gleichzeitige Aufzeichnung, die im Goethe-Jahrbuch (Bd. XV) mitgeteilt wurde, in der einige Sätze der Anrede Napoleons richtig zum 6. Oktober angeführt werden. Nun ist vor ein paar Jahren noch eine weitere Quelle über diese Begegnungen hinzugetreten: die Memoiren Talleyrands. Man hat sie von vielen Seiten als unglaubwürdig bezeichnet. So weit kann man aber nicht gehen. Denn es läßt sich zum Beispiel hier nachweisen, daß die ältere Denkschrift Müllers gerade für Talleyrand gefertigt worden war und auch mit einem Teil ihres Wortlautes in die Memoiren übergegangen ist. Was freilich das übrige darin betrifft, so läßt sich ein gutes Stück davon leicht als völlig unmöglich dartun, und der Rest deckt sich so gar nicht mit dem, was Goethe selbst erzählt, daß ein vorsichtiger Forscher vorläufig auf diese Bereicherung des historischen Stoffes verzichten wird — um so eher, als das Mitgeteilte so gut wie nichts enthält, das über das bereits Bekannte hinaus ein erhöhtes Interesse verdiente.

Der Eindruck, den die beiden Männer aufeinander hervorgebracht hatten, war der denkbar beste gewesen. Napoleon dringt in Goethe Weimar mit Paris zu vertauschen, und Goethe — denkt wirklich ernsthaft darüber nach. Da war ein Kaiser, vor dem eine Welt sich beugte, und dieser Kaiser sprach mit Begeisterung über die Dichtkunst, und mehr noch, mit Verständnis. War nicht alles richtig, was er über den „Mahomet“ gesagt, was er an „Werther“ ausgesetzt hatte? und stimmte nicht sein Urteil über Cäsar ganz mit einer längst gehegten Überzeugung Goethes überein, die schon in der Straßburger Zeit ihm den Plan zu einer Tragödie eingegeben hatte? Und war das nicht derselbe Kaiser, der es offen

beklagte, daß Corneille schon tot sei und er ihn nicht zum Fürsten machen könne? „Napoleon," sagte Goethe später, im Jahre 1810, zu Riemer, „Napoleon, der den ganzen Kontinent erobert, findet es nicht unter sich, sich mit einem Deutschen über die Poesie und die tragische Kunst zu unterhalten, einen artis peritum zu konsultieren." Kurz, der persönliche Eindruck war ein nachhaltiger. Wir hören denn auch, daß Goethe sich wochenlang mit dem Gedanken einer — wenn auch wohl nur zeitweiligen — Übersiedlung nach Paris trug und daß er sich beim Kanzler Müller wiederholt nach den dortigen Lebensverhältnissen und Einrichtungen erkundigte. So durchaus über alle nationalen Unterschiede erhoben, so ganz nur im Dienste der Menschheitsidee fühlte er sich, daß er seinen Lebenszweck, die Menschen zu höherer Einsicht und Gesittung emporzuleiten, hier wie dort, in Paris so gut wie in Weimar, verfolgen zu können meinte. Auch waren ihm die Franzosen keineswegs verhaßt. „Ich haßte die Franzosen nicht" — erzählte er später einmal — „wiewohl ich Gott dankte, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den kultiviertesten der Erde gehört und der ich einen so großen Teil meiner eigenen Bildung verdanke?"

Endlich nahm aber das Schwanken ein Ende, und Goethe blieb in Weimar; mancherlei Unbequemlichkeit wegen, meint Müller. Wie er diesen Entschluß Napoleon mitgeteilt hat, ist noch nicht bekannt geworden. Nur seinen Dank für das Kreuz der Ehrenlegion, das ihm eine Woche nach jenem Hofballgespräch verehrt worden war, hat das „Journal des débats" im September 1905 veröffentlicht. Es ist ein Brief an den Großkanzler des Ordens, Laplace, vom 12. November 1808, der folgende Sätze enthält: „Die ganze Zeit her, seitdem Se. Majestät der Kaiser die Welt durch seine hohen Taten in Erstaunen versetzte, hat es mich gedrängt, laut die Verehrung zu bekennen, mit welcher mich seine großen Eigenschaften erfüllen. Da mich nun Se. kaiserliche und königliche Majestät der Ehre würdigt, mir seinen Orden zu verleihen, bin ich glücklich, aus Pflicht und Dankbarkeit das auszudrücken, wozu mich die Einwirkung des Gefühls antrieb. Indem ich es wage, meine ehrerbietige Huldigung an den Stufen des

Thrones niederzulegen, bitte ich Ew. Exzellenz, das zu ergänzen, wozu ich nur schwachen Ausdruck finde." So ist Goethe dem Kaiser auch in der Ferne ein treuer Bewunderer geblieben. Napoleon mochte seine Verachtung des Selbstbestimmungsrechtes der Völker so weit als möglich treiben, in ungemessener Herrschsucht keinen Frieden und keine Grenze finden — Goethe fiel nicht ab von ihm. Als jener die Fessel der Kontinentalsperre immer fester um den Erdteil schnürte und schließlich einen ungeheuren Heereszug gegen das ungehorsame Rußland ins Werk richtete, erblickte Goethe von seiner Höhe herab darin nur zusammenfassende Einigung der hadernden Völker zu höherer Kultur und das Vorschreiten der westlichen Zivilisation gegen den barbarischen Osten, vor dessen Invasion ihm stetig bangte. Im Juli 1812 — die französischen Armeen waren eben ins Innere des Zarenreiches eingedrungen — widmete er der Kaiserin Marie Louise, der österreichischen Prinzessin, jenes Huldigungsgedicht, dessen charakteristischeste Strophe der Verherrlichung des Imperators dient:

„Worüber trüb Jahrhunderte gesonnen,
Er übersieht's im hellsten Geisteslicht;
Das Kleinliche ist alles weggeronnen,
Nur Meer und Erde haben hier Gewicht.
Ist jenem erst das Ufer abgewonnen,
Daß sich daran die stolze Woge bricht,
Dann tritt durch weisen Schluß, durch Machtgefechte,
Das feste Land in alle seine Rechte."

Am Schluß erbittet allerdings auch er sich den Frieden für die Welt. Denn „der alles wollen kann, will auch den Frieden".

Er hing aber bald nicht mehr von Napoleon allein ab, der Friede. Er hat ihn in Rußland vergebens gesucht, dafür aber die herrlichste Armee verloren. Sein Zauber der Unbesiegbarkeit war gebrochen. Die sich bisher resigniert, gleich Goethe, seiner Vorherrschaft gebeugt hatten, wandten sich — von dem entfesselten Nationalgeiste des deutschen Volkes gedrängt — wider ihn; diejenigen, die seit Jahren in Preußen den Haß gegen ihn im geheimen genährt hatten, traten offen hervor; der Bund der drei Großmächte ward geschlossen, er siegte bei Leipzig, und Napoleon mußte über den Rhein zurück. Eine Begeisterung ohnegleichen hatte namentlich im Norden Deutschlands die Erhebung der Waffen be-

gleitet, Theodor Körner war singend in den Tod gegangen, Ernst Moritz Arndts Kriegslieder befeuerten den Kampfesmut von viel Tausenden! Von all dem blieb Goethe unberührt. Er glaubte noch immer nicht an eine nachhaltige Kraft im Deutschtum. „Ja, schüttelt nur an Euren Ketten“ — rief er den Stein und Arndt zu — „der Mann ist Euch zu groß. Ihr werdet sie nicht zerbrechen, sondern noch tiefer ins Fleisch ziehen.“ Selbst Leipzig konnte ihn nicht bekehren. Noch Mitte Dezember 1813 findet man ihn auffallend kühl und kritisierend; er preist nach wie vor Napoleons glänzende Eigenschaften, dessen endliche Besiegung ihm gar nicht feststeht. Seine Eindrücke aus dem Jahr 1792 tauchen vor ihm auf, und er erinnert sich, wie damals die Verbündeten, als noch kein Napoleon die Franzosen kommandierte, ihrer in Frankreich nicht Herr werden konnten. Aber nun kam es doch anders. Paris ward im April 1814 eingenommen, der Kaiser vom Throne gestürzt und ins Exil nach Elba verbannt. Und das war voraus eine deutsche Tat. War den Unüberwindlichen zu besiegen, den Großen zu Fall zu bringen, nicht selbst groß? Konnte das ohne Eindruck auf denjenigen bleiben, dem alles Große kongenial war? Nein. Jetzt sah Goethe ein, daß er von den moralischen Kräften des deutschen Volkes die Zeit her zu gering gedacht hatte, und männlich stand er nicht an, seinen Irrtum mit hochgesinnter Offenheit zu bekennen. Als ihn im Mai Iffland, der die Berliner Bühne leitete, um ein Festspiel zu Ehren der Rückkehr des Königs bat, nahm er den Auftrag an und führte ihn in wenig Tagen aus. „Des Epimenides Erwachen“ nannte er das allegorische Poëm, worin der Glaube, die Hoffnung und die Liebe den Dämon der Unterdrückung und der List besiegen. Sich selbst aber kleidete er in das Gewand des kretensischen Weisen, von dem die Sage ging, er habe einen halbhundertjährigen Schlaf getan, um beim Erwachen eine veränderte Welt vor sich zu sehen. Ihm legte er die Worte seines eigenen Bekenntnisses in den Mund:

„Doch schäm' ich mich der Ruhestunden;
Mit euch zu leiden war Gewinn;
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer als ich bin.“

Und auch den im geheimen wirkenden Agitatoren des Patriotismus, von denen er bisher recht wenig hoch gedacht hatte, wird er gerecht, denn die Verse, die die Hoffnung spricht:

„So hat die Tugend still ein Reich gegründet
Und sich zu Schutz und Trutz geheim verbündet“

sind doch wohl nur auf den „Tugendbund“ zu deuten. Ja selbst seine Besorgnis vor der Invasion des Ostens und seiner barbarischen Schaaren berichtigt er in den Versen:

„Von Osten rollt, Lawinen gleich, herüber
Der Schnee- und Eisball, wälzt sich groß und größer,
Er schmilzt und nah und näher stürzt vorüber
Das alles überschwemmende Gewässer;
So strömt's nach Westen, dann zum Süd hinüber,
die Welt sieht sich zerstört — und fühlt sich besser.
Vom Ozean, vom Belt her, kommt uns Rettung —
So wirkt das All in glücklicher Verkettung.“

Man hat es bezweifelt, daß Goethe im Epimenides sich selbst gezeichnet habe. Aber wenn z. B. Ottokar Lorenz in seiner interessanten Schrift über „Goethes politische Lehrjahre“ als Grund seines Zweifels den Umstand anführt, daß doch Goethe auch über den „Epimenides“ hinaus von Napoleon mit derselben Bewunderung wie vorher gesprochen habe, so wird man diesen Grund kaum zureichend finden. Denn beides, die Anerkennung der Ruhmesgröße des Feindes und die Ehrenerklärung des eigenen Volkes, können sehr wohl nebeneinander bestehen; ja ich meine, je höher Goethe Napoleon stellte, um so größer mußte ihm das Werk erscheinen, das ihn stürzte, um so bestimmter sich ihm sein bisheriger Irrtum zeigen und um so dringender nötig dessen Berichtigung. Von dem besiegten Cäsar hat er allerdings nicht kleiner gedacht als von dem weltbeherrschenden. Sein Ruhm blieb ihm eine für alle Zeit ausgemachte Sache. Das Gezänk der Mächte auf dem Wiener Kongreß und Napoleons Wiederkehr von Elba, sein rascher Triumph in Frankreich vertieften das liebgewonnene Bild noch mehr; der verlorene Tag von Waterloo tat ihm keinen Eintrag; die Gefangenschaft auf St. Helena erhöhte nur durch ihre Tragik die Sympathie. Während und nach den Befreiungskriegen hat Goethe mit Unwillen abgewehrt, wenn man ihm Karikaturen des Kaisers vorlegte. Als ihn im Jahre 1815 Frau Lortzing

fragte, welcher von allen Orden, die er besaß, ihm der liebste sei, wies er auf den der Ehrenlegion. In demselben Jahr gesteht er es seinem Freunde Boisserée, wie sehr ihm Napoleon imponiert habe; er habe den größten Verstand, den je die Welt gesehen. Daneben räumte er ihm eine starke dämonische Gewalt ein, die durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen sei. Als der Gefangene auf St. Helena starb und Manzoni ihm in seiner Ode ein ehrfürchtig Denkmal setzte, da übertrug Goethe das Gedicht in deutsche Verse und trug selbst es vor mit der tiefsten Bewegung in Antlitz und Stimme.

Viel und oft hat Goethe noch über den geschiedenen Imperator mit Freunden geredet; immer war's voll Anerkennung seiner Größe. Das beste und richtigste Urteil aber, das er fällte, hat er in den folgenden Satz gefaßt: „Napoleon, der ganz in der Idee lebte, konnte sie doch im Bewußtsein nicht erfassen; er leugnet alles Ideelle durchaus und spricht ihm jede Wirklichkeit ab, indessen er eifrig es zu verwirklichen trachtet.“ In der Tat, darin lag die historische Bedeutung des Kaisers, und deshalb ist es oft so leicht, über dem großen Mann den kleinen Menschen in ihm zu übersehen.

Elf Jahre nach Napoleons Tode sank Goethe ins Grab, und die Welt war nun um zwei ihrer allerdenkwürdigsten Männer ärmer geworden. Wenn je aber das Wort von der Unsterblichkeit menschlicher Größe Wahrheit war, so hier. Nicht ohne Unterschied allerdings. Der Name Napoleons, der sich seinen Platz in der Reihe mit Cäsar und Alexander errungen hatte, ist heute noch lebendig; er ist Partei geworden; die Sehnsucht des besiegten Frankreich knüpfte sich an ihn; er ist das unerschöpfliche Objekt der Forschung, um das noch immer nicht zur Ruhe gelangte Charakterbild wissenschaftlich zu fixieren. Goethes Ruhm dagegen steht seit jeher festgegründet in den Herzen seines Volkes, in der Bewunderung der Welt. Seine Nation hat es ihm längst vergeben, daß er einst ihre Kräfte unterschätzte, und hat durch Taten, großartiger noch als die, deren Zeuge er gewesen war, sich ihres genialen Sohnes für alle Zeiten wert gemacht. Andächtig hütet sie den Schatz seiner Werke und gedenkt mit Stolz und Ehrfurcht des Unvergänglichen.

---

## VI.

# Napoleon I. und das Theater[1]).

Napoleon verlegte den Beginn der entscheidenden Phase seines großen Lebens ins Schauspielhaus. „Ich befand mich im Theater," erzählte er einmal der Frau v. Rémusat, „es war der 12. Vendémiaire (4. Oktober 1795), als ich sagen hörte, daß man für den nächsten Tag einen ‚Zug' erwarte und daß die Nationalversammlung in Permanenz sei. Ich begab mich sofort dahin, wo ich nur Verwirrung und Zaghaftigkeit gewahrte. Da erhob sich aus der Tiefe des Saales eine Stimme: Wenn jemand die Adresse des Generals Bonaparte weiß, ist er gebeten, zu ihm zu gehen und ihm zu sagen, daß man ihn im Komitee erwarte. Ich habe es immer geliebt, den Zufall zu würdigen, der sich in gewisse Ereignisse mischt; dieser hier bestimmte mich, und ich ging ins Komitee." Ob sich das wirklich so verhielt, bleibe dahingestellt. Tatsache ist, daß er am nächsten Tage den Konvent gegen die konservativen Bürgergarden mit Kartätschensalven verteidigte und der Konvent sich dankbar erwies. Von da ab kam Napoleon nicht mehr von der Bühne weg, auf der sich die Schicksale einer Welt abspielten. Die Dekorationen mochten ins Unendliche wechseln — von den Alpen bis zum Libanon, vom spanischen Süden bis ins eisige Herz Rußlands, aus den Gemächern der Tuilerien in die fürstlichen Räume der Schlösser von Schönbrunn, Potsdam und des Kreml in Moskau — Napoleon stand fortwährend auf der Szene, ein Meister in jeder Rolle, die er versuchte; commediante tragediante nannte ihn Papst Pius VII. Nur ein kurzes Ausruhen hinter den Kulissen von Elba gönnte er sich, um alsbald wieder auf dem abgedachten Gelände von Waterloo in einem letzten erschütternden Drama aufzutreten und — unterzugehen.

---

[1]) Vergl. „Bühne und Welt", 1901.

Wir hören nicht, daß er, der gewaltige Imperator, dessen Schatten so oft schon auf die Bretter zitiert wurde[1]), jemals selbst auf einem Liebhabertheater aufgetreten wäre und mit welchem Erfolg. Wir wissen, daß er nicht gut deklamierte, wie auch seine Reden, die er öffentlich hielt, ohne Ausdruck herauskamen, und daß seine Bewegungen, hastig und eckig, der vornehmen Rundung entbehrten, die damals in der Kunst für unentbehrlich galt. Wir wissen aber auch, daß er jeden Zug seines Antlitzes beherrschte, daß er Zorn sprühen und bezaubernd liebenswürdig sein konnte, wie und wann immer er wollte, und daß er in der Verstellungskunst seinesgleichen suchte. Auch ist bekannt, daß er, der in seinen jungen Jahren scheu und zurückgezogen sich benahm, im öffentlichen Leben gar bald daran Gefallen fand, sich mit Prunk und Pracht zur Schau zu stellen.

Dem Theater brachte er zeitlebens ein großes Interesse entgegen, so daß ein moderner Historiker den Satz wagen zu dürfen glaubte, es habe ihn fast ebensosehr beschäftigt wie die Politik. Tatsächlich hat er ihm die größte Aufmerksamkeit zugewandt, einerseits aus verständnisvoller Neigung für die dramatische Kunst überhaupt und anderseits aus einer Würdigung der Schaubühne in ihrer Bedeutung für Staat und Volk. Auf dem Schloßtheater zu Malmaison wurden von Mitgliedern und Freunden seiner Familie Stücke aufgeführt, denen er als kunstsinniger Kritiker beiwohnte, den einen lobend, den andern tadelnd, zumeist ein sicheres und richtiges Urteil fällend. Man gab dort vornehmlich Lustspiele: Molières „Liebesgram", den „Zerstreuten", auf Napoleons Wunsch auch den „Barbier von Sevilla". Schwester Karoline und Hortense, seine Stieftochter und Schwägerin, spielten die Hauptrollen, Hortense im „Barbier" die Rosine zur allgemeinen Zufriedenheit. Bruder Lucian freilich meinte, sie hätten beide kein sonderliches Talent; er fand nur Junot gut, namentlich in den Rollen der Betrunkenen, alle andern schlecht. Eine neu angestellte Hofdame beklagte sich, daß sie sofort zehn Rollen zu lernen bekam. Als sich dann der Erste Konsul im Jahr 1802 das

---

[1]) Vergl. Holzhausen, „Napoleon im deutschen Drama" Bühne u. Welt, Jahrg. II, S. 725, u. Nachträge, Jahrg. III, S. 336.



Schlößchen S. Cloud als Sommerresidenz erwählte, ließ er sich dort eine Bühne einrichten, auf der die Künstler des Théâtre Français Stücke seiner Wahl darstellten. Das waren, vor allen andern, die getragenen, geistreichen Tragödien Corneilles, den er weit über Racine stellte und von dem er bedauerte, daß er nicht zu seiner Zeit lebte, um ihn zum Fürsten zu erheben. Wenn es sich um solche Vorstellungen in S. Cloud handelte, war Napoleon nicht immer sehr rücksichtsvoll gegen das Pariser Publikum, das seine Plätze im Hause Molières schon bezahlt und für den betreffenden Abend das Nachsehen hatte. Er hielt eben die Schauspieler der Comédie Française, die seinerzeit „Comédiens ordinaires du Roi“ gewesen waren, jetzt für die Acteure des Kaisers, der ihr Theater ebenso gut aus der Staatskasse subventionierte, wie es ehedem der König getan, und durch seinen Palastpräfekten überwachen ließ, wie es ehedem durch die Kavaliere der Bourbons geschehen war. Nur hatte Ludwig XIV. mehr Rücksicht auf die Zuschauer genommen und einmal den Dauphin gründlich zurechtgewiesen, der eine halbe Stunde zu spät in die Vorstellung gekommen war und dadurch das Publikum zum Warten verurteilt hatte.

Dieses Publikum war seit der Revolution allerdings ein ganz anderes geworden. An die Stelle kunstsinniger Leute war im Parterre ein Gemenge von geckenhaften jungen Burschen, emporgekommenen Agioteuren, reich gewordenen Lieferanten, rasch avanzierten Offizieren getreten, deren Frauen die letzte Mode mit wenig Geschmack auslegten, manche noch nicht über die Kenntnis der Grammatik hinaus. Kein Wunder, daß dieses Publikum zuweilen lieber nach der Porte S. Martin strömte, um sich den „Schafsfuß“ (Pied de mouton) oder irgendeine andere sinnlose Feerie anzusehen, als daß es bei den Versen Racines, Voltaires oder Corneilles gähnte. Aber es fand sich doch auch dazu ein, da dies zum guten Ton zu gehören begann, und dann — namentlich als eine ganze Anzahl Theater untergeordneten Ranges unterdrückt worden war — erzog sich allmählich die bessere Bühne selbst ihr Publikum, das an ihrem Schicksal Anteil nahm; ihre Vorstellungen wurden wieder zum Gesprächsthema der Pariser Salons nicht nur, sondern auch weiterer Kreise.

Napoleon besuchte, namentlich während der Wintermonate, sehr häufig das Théâtre Français, wenn auch nicht ohne starke Bedeckung, denn das Attentat, das am 24. Dezember 1800 mit einer Höllenmaschine wider ihn unternommen worden war, eben als er zur Oper fuhr, hatte eine strenge Überwachung der Theater eingebürgert, so daß sogar die ersten Kulissen, denen er gegenübersaß, mit Gardisten besetzt waren. Da saß er in einer Loge, die ein Stern kenntlich machte, meist still und ohne eine Miene zu verziehen, während seine Begleitung, Gardeoffiziere und Adjutanten, hinter ihm standen. Das Parterre pflegte sein Kommen mit Applaus zu begrüßen, der bald länger und anhaltender, bald aber auch wieder kürzer und spärlicher ausfiel, und ebenso sein Gehen mit Applaus zu begleiten, mitunter freilich erst nachdem er ihn durch wiederholtes Grüßen hervorgerufen hatte. Diese Stunden, die er im Théâtre Français zubrachte, namentlich wenn man seine Lieblingsstücke gab, waren ihm eine wahre Erholung. Darum bestand er darauf, daß nicht nur die Große Oper, die 800.000 Franks jährlicher Zubuße erhielt, sondern auch die Comédie subventioniert werde, denn sie sei der Ruhm der Nation, die Oper nur deren Eitelkeit. Das Theater erhielt seit 1803 100.000 Franken jährlich. Nur mußte die Sozietät das Zugeständnis machen, daß die Plätze des Sonntags nicht höher als für einen Frank verkauft würden, „damit auch das Volk sich daran erfreuen könne.“ Bei der hohen Bedeutung, die er der Schaubühne zuerkannte, war Napoleon eifrig bemüht, namentlich dieses Theater durch eine gute Organisation auf der Höhe seiner Aufgaben zu erhalten. Es erhält 1803 seine Neueinrichtung und seine dauernde Heimstätte in der Rue de Richelieu, und 1812 mitten aus der großen Krisis der Weltherrschaft, aus dem brennenden Moskau heraus, jenes Statut, das die Grundlage seiner weiteren Blüte geworden ist bis auf den heutigen Tag. Was darin besonders interessiert, sind die Bestimmungen über den Nachwuchs der künstlerischen Kräfte. Am Pariser Konservatorium werden achtzehn Eleven, neun männliche und neun weibliche, mindestens 15 Jahre alt, die der Minister des Innern ernennt, in besonderen Kursen für das Théâtre Français ausgebildet. Sie erhalten mit den andern Zöglingen den Unterricht in der Deklamation, werden aber von zwei besonderen

Korrepetitoren in der dramatischen Kunst praktisch eingeübt, während ein eigener Professor sie in Grammatik, Geschichte und Mythologie unterweist. Die Eleven werden alljährlich von diesem Professor und dem Direktor des Instituts geprüft, worüber dem Minister des Innern und dem Oberintendanten der Theater Bericht erstattet werden muß. Diejenigen, deren Talent keine Hoffnungen erweckt, verlieren die Plätze und werden durch andere ersetzt. Solche, die nicht versagt haben, aber für das Théâtre Français noch nicht sofort geeignet sind, können mit Erlaubnis des Oberintendanten sich für einige Zeit am Odéon oder in der Provinz engagieren. Wer zum Debut im Hause Molières reif erkannt wurde, hat ein Probejahr abzulegen und wird dann Sozietär. Diese und so manche andere Bestimmungen haben sich in der Folge als durchaus zweckentsprechend erwiesen. Der Gesellschaft der Künstler schmeichelte es nicht wenig, daß der Kaiser in so ernster Zeit doch noch Muße gefunden hatte, sich ihrer zu erinnern. Als dann Napoleon aus Rußland ohne Heer heimgekehrt war und eine neue Armee rekrutierte, in der es namentlich an Reiterei fehlte, stellte das Théâtre Français drei Pferde bei.

Noch heute wird im Archiv des Theaters ein Verzeichnis derjenigen Stücke aufbewahrt, deren Aufführungen Napoleon beigewohnt hat. Es waren zumeist Tragödien. „Das Trauerspiel", sagte er, „ist die hohe Schule der großen Männer, und es wäre die Pflicht der Herrscher, seine Pflege zu ermutigen und zu verbreiten. Man muß nicht gerade Poet sein, um es richtig zu schätzen; dazu genügt Menschenkenntnis und Kenntnis der Dinge; man muß Schwung haben und ein Staatsmann sein. Die Tragödie erwärmt die Seelen, erhebt die Herzen, sie kann und soll Helden schaffen." Dabei hatte er sich eine eigene Theorie zurecht gelegt, die er zuerst in einem Briefe an Fouché (31. Dezember 1806), später im Gespräche mit Goethe in Erfurt und Weimar (Oktober 1808), zum Ausdruck brachte. Die antike Tragödie sei durch das Schicksal bewegt; dieses verfolge die Helden der Atriden, und die Helden werden schuldig, ohne verbrecherisch gehandelt zu haben, denn sie teilen nur die Unthaten der Götter. In der modernen Tragödie könne das Schicksal nicht verwendet werden; man müsse ein anderes Mittel versuchen: die Natur der Verhältnisse, die Politik

führe zu Katastrophen ohne tatsächlichen Frevel. Ob ihm dabei wohl der Herzog von Enghien einfiel, den er im Jahre 1804, von seiner Unschuld überzeugt, hatte erschießen lassen? Zu Goethe sagte er, die Schicksalsstücke gehörten in eine dunklere Zeit. Was wolle man jetzt mit dem Schicksal? Jetzt sei die Politik das Schicksal. Das Trauerspiel sollte die Lehrerin der Könige und der Völker sein und stehe als solche hoch über der Geschichte, aus der sie übrigens ihre Stoffe zu entlehnen habe. Seine Meinung war nämlich, daß die Tragödie sich nur mit den großen Lebensverhältnissen, nicht aber mit den kleinen Leidenschaften, der Liebe z. B., befassen solle. Aber nicht jeder Zeitraum der Geschichte eignete sich, nach seiner Ansicht, für die dramatische Dichtung. Es war die Ansicht des Politikers, der an die Seite des Kunstrichters trat und den Kaiser an Fouché schreiben ließ, er möge historische Stücke nur dann zulassen, wenn ihre Fabel von den gegenwärtigen Zeiten weit genug entfernt sei; die Zeit Heinrichs IV. liege schon zu nahe, um nicht Leidenschaften zu wecken. Die Bühne brauche etwas Altertum. Das heißt, dem Publikum sollten möglichst entlegene, möglichst unverfängliche Stoffe geboten werden, die keine Beziehungen zur Gegenwart andeuteten und keine Anspielungen möglich machten. Als Legouvé einen „Tod Heinrichs IV“. eingereicht hatte, ließ sich der Kaiser allein in S. Cloud das Stück vorlesen, ehe es zugelassen wurde. Als darin der Dichter Heinrich sprechen ließ: „Ich zittere, ein dunkles Vorgefühl usw.,“ meinte Napoleon, ein König könne zwar zittern, denn er sei ein Mensch wie ein anderer, aber er dürfe es nicht sagen. Seitdem „zitterte“ Heinrich IV. nicht mehr, er „schauderte“ (je frémis etc.) nur noch. Nicht so gut ging es Raynouard, dem Dichter der „Templer“, mit seinen „Ständen von Blois“. Auch sie erhielten 1810 eine Separataudienz in S. Cloud. Als aber Napoleon in der Tirade gegen die Volksvertreter den Satz gehört hatte:

„Durch eine Wendung jäh und schrecklich wird
Der Held von gestern heute ein Tyrann“

war von der Aufführung des Stückes keine Rede mehr. Am Ende sah man gar in ihm den zum Tyrannen gewordenen Helden.

In der Literatur der französischen Tragödie war Napoleon gut bewandert. Goethe erzählt, er habe zu ihm über das Drama

sehr bedeutende Bemerkungen gemacht, „wie einer, der die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit gleich einem Kriminalrichter betrachtet.“ Wie kannte er z. B. seinen Corneille! Als er noch zur Zeit des Konsulats einer Aufführung des „Cid“ beiwohnte, fiel ihm auf, daß man die Rolle der Infantin gestrichen hatte. Auf seine Frage erhielt er die Antwort, man habe sie für unnütz und lächerlich gehalten. „Im Gegenteil,“ gab er zurück „sie ist sehr gut erdacht. Corneille will uns vom Wert seines Helden den höchsten Begriff verschaffen, es schien ihm diesen zu erhöhen, wenn nicht nur Jimena, sondern auch die Tochter des Königs den Cid liebt.“ Ein andermal sah er dasselbe Stück in einer Darstellung, die ihm nicht behagte. Er ließ den Oberintendanten, Herrn von Rémusat, rufen und fuhr ihn an: „Sehen Sie denn nicht, daß der „Cid“ in solcher Vorführung zur Parodie wird?“ Und als jener etwas erwidern wollte, ließ er keine Rechtfertigung zu, sondern diktierte sofort eine neue Rollenbesetzung mit dem Auftrage, das Stück bis zum nächsten Abend danach neu einzustudieren. Sein Lieblingsdrama war übrigens der „Cinna“, vielleicht, wie man sagt, wegen der großartigen Tirade gegen die Volksherrschaft; er versäumte davon keine Vorstellung. Den „Polyeukt“, worin Talma den Severus spielte, konnte er in einem Monat zweimal ansehen. Der „Tod des Pompeius“ war ihm wegen der annehmbaren Rolle, die der Dichter darin Cäsar einräumte, sympathisch. Die Gestalt dieses großen Römers, mit dem er selbst stets verglichen wurde, beschäftigte ihn unablässig. Voltaires „Tod Cäsars“ ließ er deshalb nur unter dem Vorbehalte gelten, daß der Römer ein anderes Los verdient hätte. Im Jahr 1808, als die Schauspieler des Théâtre Français das Stück auf der Weimarer Bühne gespielt hatten, sprach er sich noch am selben Abend — es war der 6. Oktober — Goethe gegenüber offen aus, daß er Voltaires Auffassung nicht teile, und forderte den deutschen Dichter, der längst seiner Meinung war, auf, einen anderen, wahrhaftigeren, großartigeren Cäsar zu schreiben und nach Paris zu kommen — was Goethe, der den Kaiser sehr hoch stellte, einige Zeit hindurch ernsthaft erwog. Stand nach Napoleons Urteil schon Racine unter Corneille, so ließ er Voltaire noch weit weniger gelten. Den „Mahomet“ bezeichnete er Goethe gegenüber, der ihn über-

setzt hatte, geradezu als ein schlechtes Drama. Die „Zaïre“ sei gar kein Stück, sondern ein Roman. Lustspiele, auch die Molières, fanden sehr selten seinen Beifall. Er ließ es zwar nicht zu, als ein übereifriger Zensor, mit Rücksicht auf den eben geschlossenen Frieden mit der Kirche, den „Tartuffe“ von der Bühne verbannen wollte, aber nur weil er das Aufsehen befürchtete, das ein solches Verbot notwendig hervorrufen mußte. „Wäre das Stück jetzt entstanden,“ sagte er, „ich gestehe offen, ich würde seine Aufführung untersagt haben.“ Bald aber duldete er es nur zu gern, daß der Zensor Lemontey die klassischen Werke „verbesserte“. Dieser scherzte dann selbst darüber, indem er gelegentlich einen Freund fragte: „Werden Sie heute ins Théâtre Français gehen, um den von Lemontey korrigierten Racine anzuhören?“

So dominierte schließlich dasjenige, was er Staatsraison oder „seine Politik“ nannte, auch sein Kunsturteil, und die Zensur entfaltete sich in aller Breite. Sie hatte darüber zu wachen, daß nichts auf der Bühne gesprochen wurde, was als Anspielung aufgefaßt oder gedeutet werden konnte. Freilich war das nichts Neues. Zur Zeit der ersten Republik, als der Wohlfahrtsausschuß des Konvents ein schreckliches Regiment walten ließ, war die Theaterzensur durch ein besonderes Dekret vom 14. Mai 1794 zu besonderer Geltung erhoben worden. Die „Kommission des öffentlichen Unterrichts“ hatte sie zu besorgen und tat es so gründlich, daß in drei Monaten von 150 Stücken ein Drittel aus politischen Gründen teils verworfen, teils abgeändert wurde. Den Theaterdirektoren war kurz vorher aufgetragen worden, aus allen Dramen des Repertoires die Worte: König, Herzog, Marquis, Graf, Monsieur, Madame auszumerzen. Da wurden auch die Meisterwerke Racines, Corneilles, Voltaires daraufhin emsig durchsucht und zumeist als „schlechte Stücke“ verworfen. Diese Lächerlichkeiten fielen dann freilich unter dem Konsulat weg; aber größer wurde die Freiheit des von der Bühne herab gesprochenen Wortes damit auch nicht; die Furcht vor Anspielungen blieb dieselbe. Roederer, der im Jahre 1803 Direktor des öffentlichen Unterrichts war, verständigte in einem Rundschreiben die Theaterunternehmer, sie hätten alle vier Monate ihre Repertoire beim Minister des Innern einzureichen, da der Regierung das

Recht, die Aufführung zu gestatten oder zu verweigern, vorbehalten sei. Im Jahre darauf gelangten die Theatersachen ins Ressort des Polizeiministers, während für die vom Staate subventionierten Bühnen: die Oper, die komische Oper (Feydeau), die Opera buffa und das Théâtre Français mit dem Odéon vom Kaiser außerdem ein Oberintendant bestellt wurde. Im Jahr 1807 werden die Schauspielhäuser in der Hauptstadt auf neun eingeschränkt; außer den genannten noch die Gaîté, das Ambigu, das Vaudeville und die Variétés. Das Theater an der Porte S. Martin durfte im Jahre 1810 wieder erstehen, aber nur für Akrobatenkünste, historische Bilder, militärische Evolutionen, durch erklärende Prologe eingeleitet. Die Variétés Étrangères, wo man über Gebühr Kotzebue gegeben hatte, blieben gesperrt. In den großen Provinzstädten durfte es höchstens zwei, in den kleineren nur ein Theater geben. Es war dieselbe politische Tendenz, die auch zur Einschränkung der Zeitungen führte: die Sorge, es könnte hier oder dort, vor Lesern oder Zuhörern, zu Äußerungen kommen, die sein Regiment zu beeinträchtigen imstande wären; sie beschäftigte Napoleon fast unausgesetzt. Alexander Duval hatte 1802 auf dem Théâtre Français ein Drama „Eduard in Schottland“ zur Aufführung gebracht, wobei die damals heimgekehrten Emigranten, jedes noch so entlegene Wort zugunsten ihrer bourbonistischen Überzeugung deutend, demonstrierten. Als diese Demonstrationen auch in Anwesenheit Napoleons nicht unterblieben, ward das Stück verboten. Zu derselben Zeit wurde an der komischen Oper ein Einakter von Dupaty gegeben: „Das Vorzimmer oder Dienstleute unter sich“, wobei man bemerkt haben wollte, daß die Kleidung der drei Lakaien des Stückes dieselbe gewesen sei wie die der drei Konsuln, und daß einer die Manieren Bonapartes nachgeahmt habe. Strenge Untersuchung. Dupaty wird unter einem Vorwand nach S. Domingo verbannt und ist bereits eingeschifft, als sich herausstellt, daß das Stück noch vor der Gründung des Konsulats geschrieben worden war und die Kostüme gewöhnliche Livreen seien. Der Dichter kehrte zurück; die Dichtung aber mußte ihren Titel und den Schauplatz ihrer Handlung ändern. Duval ließ später einen „Wilhelm der Eroberer“ über die Bretter des Théâtre Français schreiten; da aber darin vom Tode des Helden Roland

die Rede war, was nur auf den Tod des Helden Bonaparte gedeutet werden konnte (!), brachten wohldienerische Schmeichler es zuwege, daß auch dieses Stück verschwand. Ebenso im Jahr 1804 ein „Rienzi“ von Laignelot, „weil er eine gehässige Neigung zu Anspielungen auf die Gegenwart verrate.“ Dafür zitierte man die Verse:

„Sein kostbar Kleid ist eines Herrschers Kleid,
Und ob er gleich von niederm Volke stammt,
Verließ er's und erhob zum Ritter sich.“

Wie erwähnt, wurden auch die klassischen Meisterwerke eifrig nach Stellen durchforscht, die zu Anspielungen Anlaß geben konnten, und Racines „Athalie“ bekam man ebensowenig wie Corneilles „Heraclius“ fortan ohne Striche zu sehen. Freilich lauteten im „Heraclius“ einzelne Verse des Eingangs sehr bedenklich. Z. B.:

„Denn wer, wie ich, ein Sprosse dunkler Herkunft,
Durch Aufruhr sich den Weg zur Macht gebahnt,
Vom Kriegsmann sich zum Kaiser aufgeschwungen,
Und anders nicht als durch ein schwer Verbrechen
Den Thron gewann und dauernd sich erhielt“ usw.

Nachdem sich Napoleon am 18. Mai 1804 zum Kaiser der Franzosen erhoben hatte, regte sich am folgenden Tage die liberale Opposition im Théâtre Français, füllte das Parterre und ließ ein Stück Caron-Nisas: „Peter der Große,“ das schmeichelnde Gelegenheitsverse enthielt, nicht zu Ende spielen. Zahlreiche Verhaftungen konnten gleichwohl das Stück nicht retten; es mußte abgesetzt werden. Das schreckte aber Napoleon nicht ab. Im Dezember desselben Jahres, da er sich die Krone des Imperators aufs Haupt setzte, will er auf der Bühne ein Drama sehen, das mit einer Krönung endigt. Lemercier hat einen „Karl den Großen“ geschrieben, aber er weigert sich — denn er ist Demokrat — eine Krönungsszene hinzuzudichten und fällt in Ungnade. Chénier fügt sich der Laune des Mächtigen und schreibt einen „Cyrus“, der im letzten Akte wirklich gekrönt wird. Aber er verdirbt sich die erhoffte Gunst durch Belehrungen, die er in das Stück hineinflicht und die von dem herrschsüchtigen Monarchen sehr übel aufgenommen wurden. Z. B.:

„Ist er auch gleich des Schicksals Auserkorner,
So zeige er sich dessen erst noch würdig,
Sei Medern, Persern weniger Herr als Vater,
Der, auf sein Volk sich stützend, selbst es stützt,
Gesetze gibt, die seine Willkür zügeln“.

Napoleons Hofleute pfiffen diese Stellen aus, während wieder die Liberalen den Dichter seine rasche Schwenkung zum Imperialismus in gleicher Weise entgelten ließen: der „Cyrus“ fiel durch, und das Théâtre Français blieb fortan den Dramen Chéniers verschlossen. Er rächte sich, indem er einen „Tiberius“ schrieb, in scharfen Versen an dem Selbstherrscher und seinen Kreaturen. Darin hieß es z. B.:

„Sie suchen ihre Überzeugung nur
In meinem Wink. Sie schmeicheln, wenn sie reden,
Sie schmeicheln, wenn sie schweigen. Denn von Furcht
Gelähmt sind ihnen Zunge, Hirn und Arm.
Ich muß für sie erröten, da sie selbst
Dazu den Mut nicht finden.“

Natürlich wurde das Stück nie aufgeführt. Aber es las sich in kleinen Kreisen herum. Diese Vorgänge verschärften die Aufmerksamkeit der Polizei, die mitunter sogar der Phantasie der Dichter nachhalf. So gab Fouché Esménard das Sujet zu der Oper „Der Triumph Trajans“ an, die 1807 aufgeführt wurde. Trajan schenkt dem Dacebalus das Leben, indem er einen Brief auf dem Hausaltar verbrennt, der dessen Verrat bezeugt. Es war die viel erzählte Begebenheit in Berlin, wo Napoleon den Fürsten Hatzfeldt begnadigte, der sich auch durch einen Brief an dem Gewaltigen vergangen hatte. Aber solcher Ermunterung bedurfte es gar nicht erst. Zahlreich genug waren die Stücke, die auf den Theatern von Paris in besseren oder schlechteren Versen voll Schmeichelei und Wohldienerei den siegreichen Kaiser verherrlichten. Als eines der hervorragendsten Beispiele dieser Art galt ein dem „Epimenides“ von Flins nachgebildetes „Neues Erwachen des Epimenides“ von Etienne, worin der Kretenser, der in der Zeit der revolutionären Zerstörung eingeschlafen war, die Augen wieder aufschlägt, seinem Erstaunen über die herrschende Ordnung Ausdruck gibt und von Moraville belehrt wird, daß dies das Werk des Genius sei, den

ein Epilog der Bootsführer von S. Cloud mit folgenden Versen apostrophiert:

„Könnten wir doch lange leben
Unterm weisesten der Helden!
Könnt' er doch sein glorreich Wirken
Ein Jahrhundert lang noch üben!" usw.

Im Gutachten des Zensors hieß es „satisfecit".

Für den Geschmack des Kaisers mochte in solchen Hymnen vielleicht doch manchmal zuviel des Guten geschehen sein, denn er fühlte sich einmal gedrängt zu sagen: „Die beste Art mich zu loben, ist zu schreiben, was der Nation, der Jugend und der Armee heroische Gefühle einzuflößen vermag." Seine Siegesbulletins hielt er dazu für durchaus geeignet und gab Befehl, sie von den Bühnen herab zu verlesen, was denn auch geschah. Dafür bezahlte er aber auch seine Loge im Français mit 21.000 Franks jährlich und verlangte von seinen Verwandten und den Hofwürdenträgern, daß auch sie ihre Logen entsprechend honorierten.

---

Bei der hohen Bedeutung, die Napoleon der Schaubühne einräumte, war es nur natürlich, daß er auch den Schauspielern, deren Kunst seine Achtung erwarb, mit Achtung begegnete. Er war stolz auf sein Théâtre Français und stolz auf dessen Mitglieder. Als die Kongresse von Erfurt und Dresden, 1808 und 1812, die Fürsten von Europa versammelten, ließ er seine Künstler vor einem „Parterre von Königen" Meisterwerke französischer Poesie vorführen. Reich beschenkt und ruhmbedeckt kehrte die Truppe nach Paris zurück. Mit einem ihrer Mitglieder aber hat der Imperator während seiner ganzen Regierungszeit in angenehmem persönlichen Verkehr gestanden. Das war Talma.

Franz Joseph Talma stand im 38. Lebensjahr, als General Bonaparte 1799 sich zum Ersten Konsul von Frankreich aufschwang. Der Ruhm des Künstlers war damals bereits fest gegründet, und kein anderer machte ihm den ersten Platz streitig. Er war nicht von Hause aus fürs Theater bestimmt gewesen, sondern sollte, was sein Vater war, Zahnarzt werden. Er ging auch zum Zwecke chirurgischer Studien nach London. Dort, wo er sich die Sprache des Landes und mancherlei von den Manieren

der Engländer aneignete — er kehrte sie auch später noch gern hervor — wurde auf einem Liebhabertheater sein Talent entdeckt und ihm nahe gelegt, zur Bühne zu gehen. Er kehrte nach Paris zurück, wo sich seine reiche Begabung nicht mehr ins Joch der Alltäglichkeit spannen ließ. Er besuchte die Schauspielschule des Konservatoriums und debutierte 1787 auf dem Théâtre Français als Seïde in Voltaires „Mahomet“; nach zwei Jahren war er Sozietär für zweite und dritte Rollen. Damals war er ein Schauspieler, an dem man manches aussetzen konnte: mit hohler, rauher Stimme rezitierte er monoton seine Verse, wie es die „gute Tradition“ des Theaters vorschrieb; seine Bewegungen waren unausgeglichen, seine mittelgroße Gestalt mager, sein Gesicht safrangelb, so daß ihn eine mißgünstige Kritik als „tragische Karikatur“ bezeichnete. Erst im Jahr 1790, in Chéniers „Karl IX.“, machte er sich unter dem Beifall Mirabeaus und der revolutionären Demokratie einen Namen, der er sich selbst zugesellte. Freilich geriet er darüber mit den Mitgliedern seiner eigenen Bühne in Zwiespalt, die den Untergang des alten Regimes beklagten und der Revolution trotzig gegenüberstanden, obgleich erst sie dem Schauspieler zu seinen vollen Menschenrechten verholfen hatte. Talma trennte sich von ihnen und bezog mit einer Anzahl sezessionistischer Kollegen das neue Theater, das heute noch das Théâtre Français heißt und in das ihm einige Jahre später die wieder versöhnten Sozietäre aus dem verödeten Faubourg St. Germain nachfolgten. Inzwischen aber war Talma ein ganz anderer geworden. Mit einem eisernen Willen begabt, hatte er an sich und seiner Kunst gearbeitet, bis er sein rauhes Organ biegsam und für die Töne der Leidenschaft geeignet gemacht hatte, bis seine Gebärden edel, schön und gefällig geworden waren, sein Spiel einheitlich und im Zaum gehalten durch die Kraft der Überlegung. Dazu hatte auch die Natur das ihrige getan. Seine Gestalt zeigte jetzt ein schönes Ebenmaß der Glieder, das gelbe Antlitz war blaß geworden, hatte sich gerundet und war nunmehr fähig, jede Regung des Gemüts widerzuspiegeln. Es fiel durch die schöne Regelmäßigkeit der Züge auf, in denen übrigens eine deutsche Beobachterin, die mit ihm bei Goethe zusammentraf, einen „etwas beschränkten Ausdruck“ gefunden haben wollte; der

melancholisch verschleierte Blick gewann im Affekt ein ungewöhnliches Feuer. Verändert aber ist nun auch seine Kunst. Er ist jetzt nicht mehr bloß Rezitator. Er spricht natürlich, er schreit sogar, wo die Leidenschaft nach einem starken Ausdruck verlangt; er ist auch nicht mehr die Marionette der „Tradition“, er geht auf der Bühne umher, ja er läuft mitunter, und wenn er einen antiken Charakter darstellt, tut er es auch nicht mehr im französischen Kostüm, wie es die „Tradition“ verlangte, sondern in griechischer oder römischer Kleidung, wie es bereits Lekain vorgeschlagen hatte. Freilich nennen ihn die Kritiker, denen die Erhaltung der Meisterwerke des 17. und 18. Jahrhunderts in dem Rahmen, in dem man sie schätzen gelernt hatte, als ein Gebot der Ästhetik gilt, einen „Schauspieler Shakespeares“, womit sie ihm keine Artigkeit erweisen wollten, aber Talma läßt sich nicht beirren, er berühmt sich sogar, daß er absichtlich dahin trachte, deutsche und französische Spielweise miteinander zu vereinigen, und er erzählte später auch, wie er zu seiner Befreiung aus den Fesseln des Herkommens gelangt war. Er sei, sagte er, in den ersten Revolutionsjahren durch seine erste Frau, die ein reiches, gastfreies Haus führte, namentlich mit den Girondisten bekannt geworden und habe im Verkehr mit diesen begabten und gebildeten Schwärmern für antikes Wesen die neue Richtung gefunden. „Aus ihrem Umgang habe ich neue Erkenntnis geschöpft und danach die Regeneration meiner Kunst ins Auge gefaßt. Ich arbeitete, um auf der Bühne nicht mehr einen Hampelmann auf Stelzen, sondern einen wirklichen Römer, einen Menschen Cäsar darzustellen, der mit seiner Stadt so natürlich spricht, wie man eben seine Angelegenheiten behandelt.“

Aber nicht alle Kritiker verurteilten Talma. Namentlich einer war unter ihnen, dem sein Streben nach Wahrheit und Natürlichkeit durchaus nach dem eigenen Sinne war: Napoleon. Er hat später in einer Unterredung mit Goethe merken lassen, „daß er das Abweichen des französischen Theaters von der Natur und Wahrheit oft sehr tief empfunden habe.“ Da war nun Talma sein Mann, und als sich im Jahr 1803 unter dem Konsulat die „Comédie Française“ reorganisierte, da war die Reform im Stile Talmas bereits vollendet. Der Erfolg sprach für die neue Richtung.

Das Publikum hat sich schließlich für sie entschieden und der neue Monarch sie mit seinem Beifall sanktioniert. Freilich war die Umkehr nicht so durchgreifend, daß deutsche Zuschauer nicht noch viel Befremdliches, auch in Talmas Spiel, gewahrt hätten. Der Musiker Reichart z. B. sah ihn 1803 wiederholt in Paris und war überrascht, von ihm das „alte schnelle Steigen und Fallen in einer Periode, oft in einem Komma, mit einem heftigen Schrei auf einer einzigen Hauptsilbe“ beibehalten zu sehen. Auch im „Cinna“ befriedigte ihn der große Tragöde nicht. „Entweder er spricht mit seiner tiefen Stimme ganze Tiraden, wohl sehr oft Verse, in einem Tone fort, oder er springt oft in einer Periode mehrmals von der äußersten erzwungenen Höhe bis in seine tiefste Tiefe, von lautem Geschrei in ganz dumpfes Murmeln. Er hat nicht einmal Biegsamkeit genug in der Stimme, oder hinlängliche Feinheit im Ohr, um nur die Frage von der Ausrufung jederzeit genugsam zu unterscheiden, und oft läßt er die Stimme bei einem ganz absichtlichen Steigen des Dichters fallen, um am Ende noch einmal recht aufschreien zu können, wobei er jedesmal mit beiden Händen oft hintereinander in die Luft schlägt. Darauf bleibt dann aber auch niemals das tollste Klatschen und Beifallgeschrei aus . . . Was ich mich aber nicht erinnere, in der besseren Zeit der Tragödie je gesehen zu haben, ist die jetzt allgemeine tolle Gewohnheit, die Monologe von Anfang bis zu Ende gerade ans Parterre zu richten. Das tun jetzt nicht bloß schöne Weiber, von denen ließe sich's begreifen und tolerieren, Talma tut's und alle andern. Sie treten ganz vorn an den Rand der Bühne, wodurch sie freilich für ihre glänzenden Anzüge ein starkes Licht erhalten, und richten so Stimme, Blick und Aktion ganz ans Publikum.“ Mehr Gerechtigkeit ließ Kotzebue Talma widerfahren, der ihn ein Jahr später sah und über ihn schreibt: „Talma als Orest war ganz vortrefflich, und hätte ich nie etwas von ihm gehört als den letzten Monolog in „Andromache“ (von Racine), so wüßte ich genug, um zu behaupten, daß er unter die größten Schauspieler gehört, die gelebt haben und die leben werden.“ Was Goethe an Talmas Kunst besonders befriedigte, war dessen Bestreben, „das Innerste des Menschen vorzustellen,“ und namentlich seine Darstellung bös gearteter Naturen: „Wir selbst waren Zeuge

(in Erfurt), mit welchem Glück er sich in eine Tyrannenszene einzugeisten trachtete; eine bösartige, heuchlerische Gewalttätigkeit auszudrücken, gelang ihm zum besten." Ein anderer Zuschauer während der Erfurter Feste, der weimarische Kanzler von Müller, erzählt in seinen Denkwürdigkeiten folgendes: „Das französische Theater gab hintereinander 13 (12?) Trauerspiele der französischen Klassiker: „Cinna", „Rodogune" und den „Cid" von Corneille, „Andromaque", „Britannicus", „Mithridate", „Iphigenie" „Phèdre" von Racine, „Zaïre", „Mahomet" von Voltaire, „Manlius" von La Fosse, „Rhadamiste" von Crébillon. Welchen Eindruck diese Stücke, gespielt mit dem höchsten Pathos von Talma, Lafond, St. Brix, der Raucourt, Duchesnois, Bourgoin u. a. machten, ist unbeschreiblich. Wohl fiel die ungewohnte Leidenschaftlichkeit, ja oft Übertriebenheit in Deklamation und Bewegung uns deutschen Zuhörern gewaltig auf, doch gab es an Anstand, Gemessenheit und Würde des Vortrages viel zu bewundern. Talma besonders bezauberte die Zuschauer durch sein herrliches Organ, durch den ergreifenden Ausdruck innerster Empfindungen auch beim stummen Spiel und durch die großartige Auffassung und Durchdringung seiner Rollen."

Napoleon hatte Talmas persönliche Bekanntschaft zu einer Zeit gemacht, wo sein Glücksstern just von einer vorüberziehenden Wolke verdeckt war, damals, da er als Artilleriegeneral infolge seiner Weigerung, zur Westarmee zu gehen, aus den Armeelisten gestrichen wurde, Mitte September 1795. Damals soll Talma dem Mittellosen mit Geld ausgeholfen haben. Jedenfalls hat er ihn, der darin unersättlich war, reichlich mit Freibillets versorgt. Als dann Napoleon immer höher stieg, wußte der Schauspieler die Distanz mit viel Takt einzuhalten, die sich zwischen ihnen eröffnete. „Ich konnte doch" sagte er, „mit dem ersten Manne des Staates, später mit dem Kaiser, nicht ebenso verkehren, wie ich mit dem Offizier verkehrt hatte." Das wußte Napoleon zu würdigen, und darum gehörte Talma stets zu denen, die bei ihm Zutritt hatten. An ein freundschaftliches Verhältnis dürfen wir dabei nicht denken; Napoleon hatte keine Freunde; unablässig auf seine Würde bedacht, wies er jede Vertraulichkeit ab. Aber hier war es doch eine auf unbedingte Achtung des Genies begründete Beziehung, wie zu Monge, Ber-

thollet und wenigen Auserwählten aus den Kreisen der Gelehrten und Künstler, mit denen der Imperator häufig am Vormittag, während er frühstückte, seine Ideen austauschte. Daß er als Konsul von dem Tragöden Unterricht in Haltung und Bewegung erhalten haben soll, ist eine Erfindung, die Talma selbst widerlegt hat, indem er einmal zu Lemercier sagte: „Man hat die lächerliche Fabel verbreitet, ich hätte ihm Lektionen erteilt, damit er seine Rolle als Kaiser entsprechend spiele. Er hat sie auch ohne mich ganz gut durchgeführt und wahrhaftig keinen Lehrer gebraucht.“ Man hat die Geschichte mit so mancher andern erfunden, während Napoleon auf Elba saß. Als er von dort zurückkehrte, sprach er den Künstler daraufhin an: „Man sagt, ich hätte bei Ihnen Stunden genommen. Nun, wenn Talma mein Lehrer war, kann ich meine Rolle nicht ganz schlecht gespielt haben!“ Nein, an der Sache ist kein wahres Wort. Dagegen kam es zuweilen vor, daß der Kaiser dem Schauspieler kritische Vorträge hielt. So einmal über die Darstellung des Nero im „Britannicus“. „Ich möchte“, sagte er, „in Ihrem Spiel den Kampf einer schlechten Natur mit einer guten Erziehung mehr zum Ausdruck gebracht sehen. Auch würde ich wünschen, daß Sie weniger Gesten machten. Derartige Naturen verbreiten sich nicht sowohl nach außen, als sie sich in sich sammeln. Übrigens kann ich es nicht genug loben, daß Sie die Tragödie auf einfache und natürliche Formen zurückgeführt haben. Denn wenn Personen, die, sei es durch Geburt oder Talent, zur Würde gelangt sind, leidenschaftlich werden, dann sprechen sie allerdings lauter, aber darum noch lange nicht unwahr und unnatürlich.“ Dasselbe Thema wird noch ein andermal im Gespräch mit Talma von Napoleon in interessanter, wenn auch nicht unwiderleglicher Weise variiert. „Sie kommen häufig des Morgens zu mir,“ bemerkte er, „da gibt es Prinzessinnen, denen man ihren Liebhaber geraubt hat, Fürsten, die ihre Staaten verloren haben, Könige, denen der Krieg ihren früheren Rang genommen hat, Feldherren, die nach einer Krone trachten; es gibt um mich her entfesselte Leidenschaften, heiße Rivalitäten, Katastrophen, Schmerzen, die sich in der Brust verbergen, und solche, die sich nach außen Luft machen, kurz, mein Palast ist voll von Tragik, und ich selbst bin die tragischeste Persönlichkeit dieser Zeit. Nun denn, sehen Sie

uns etwa die Arme nach oben heben, unsere Bewegungen studieren, Attitüden einnehmen, große Mienen aufsetzen? Hören Sie uns Schreie ausstoßen? Nein, wir sprechen ganz natürlich, wie jeder spricht, den ein Interesse oder eine Leidenschaft erfüllt. Und so haben es auch vor mir diejenigen getan, die auf der Weltbühne gestanden und auf den Thronen Tragödie gespielt haben." Wir wissen nicht, was Talma geantwortet hat. Jedenfalls hätte er dem hochmögenden Kunstkritiker entgegenhalten können, daß er und sein Hof auch nicht in Versen sprechen, die ihm doch in den Dramen Corneilles und Racines so gut gefallen und ihn in jene helle, höhere Stimmung versetzen, die er durch die Tragödie so gerne verbreitet sehen wollte. Talma aber merkte sich den Wink und beherzigte ihn. Anfangs nicht zu seinem Vorteil, denn nur der Kaiser applaudierte ihm, das Publikum, an starke Gesten und leidenschaftliches Pathos gewöhnt, schwieg. „Es gewöhnte sich übrigens", erzählt der Künstler, „auch an das Neue und war dann um so bewegter, je weniger Mittel ich aufwandte." Wieder ein andermal — es war in Erfurt und ebenfalls aus Anlaß der Darstellung des Nero, die Goethe so sehr behagte — machte Napoleon Talma den Vorwurf, er kehre schon beim ersten Auftritt den Despoten heraus, während es Racines Absicht gewesen sei, den gewalttätigen und grausamen Charakter sich erst unter dem Gewicht der Eifersucht ganz entwickeln zu lassen. Wir hören, daß hier Talma gleichfalls zugestimmt habe. Auch an der Vorführung Cäsars in Corneilles „Tod des Pompeius" hatte der Kaiser eine Ausstellung zu machen. Dem Römer, meinte er, wobei er zweifellos an sich und seine Cäsarenrolle dachte, sei es mit der Tirade gegen die Könige und namentlich mit dem Vers:

„Für mich ist jeder Thron gleich einer Infamie"
(**Pour moi qui tiens le trône égal à l'infamie**)

durchaus nicht Ernst, er glaube kein Wort von dem, was er sage, und spreche nur so, weil es ihn angesichts der Römer vorteilhaft dünkt, er verachte aber keineswegs den Thron, den er sich so sehnlich wünscht. Man müsse das also auch im Spiel zum Ausdruck bringen und ihn nicht etwa als einen Mann darstellen, der hier seine Überzeugung ausspricht.

So machte Napoleon Talma gegenüber aus seinem kritischen

Urteil kein Hehl, das der Schauspieler immer noch viel lieber hinnahm als die mitunter recht bissigen Rezensionen des allgewaltigen Theaterkritikers jener Zeit, des Abbé Geoffroy im „Journal des Débats“, den er einmal, vom Zorn überwältigt, in seiner Loge insultierte. Aber auch der Tragöde erlaubte sich zuweilen eine kleine Korrektur der Entschließungen des Staatsoberhauptes. So war z. B. Lemercier beim Ersten Konsul so tief in Ungnade gefallen, daß er, als ihm sein Haus von Staats wegen enteignet wurde, auf sein Geld allzulange warten mußte und darüber in Not geriet. Eines Tages meldete sich der Dichter bei der Audienz zugleich mit Talma, der gleichfalls die Entscheidung einer Angelegenheit ansprach und vorgelassen ward. Napoleon legte das Gesuch Lemerciers unmutig beiseite und rief: „Erledigen wir den Fall Talma; man läßt einen König der Tragödie nicht warten.“ „General,“ antwortete der Schauspieler, „ich kann mich bescheiden, aber Lemercier kann es nicht, denn er hungert.“ Worauf Napoleon sich lächelnd zu Daru gewandt haben soll: „Sie haben gehört, was Talma sagt, wir müssen gehorchen.“ Und Lemercier erhielt eine reichlich bemessene Entschädigung. Es wurde einmal die Frage aufgeworfen, ob der große Tragöde, der 1808 mit seiner zweiten Frau, der ehemaligen Naiven Van Hove, bei Goethe zu Gast war und seinen Wirt mit Eifer zu zeitweiligem Aufenthalt in Paris zu bereden suchte, dabei nicht etwa im Auftrag des Kaisers gehandelt habe. Im Auftrag wohl nicht; das war nicht die Art Napoleons. Aber dieser wird auch Talma gegenüber seinen Wunsch geäußert haben, den großen Deutschen, der Julius Cäsar so wie er und richtiger als Voltaire auffaßte, in seiner Hauptstadt zu fesseln, und der Schauspieler darauf sein Glück bei Goethe versucht haben — ohne Erfolg, wie man weiß.

Napoleon hat Talma durch seinen Umgang ausgezeichnet, nicht bloß weil ihm der gewohnte Verkehr mit dem großen und gescheidten Künstler angenehm war, sondern namentlich auch als Entschädigung dafür, daß er, wie er später auf St. Helena eingestand, nicht den Mut gehabt hatte, „den lächerlichen Vorurteilen der Welt zu trotzen“ und ihn mit dem Kreuz der Ehrenlegion zu schmücken, wie er es gern getan hätte. Daß er dem italienischen Sänger

Crescentini den Orden der Eisernen Krone verliehen, hatte doch gar zu viel Gerede verursacht.

Die große Popularität, deren sich Talma erfreute und auf die er sehr viel Gewicht legte, drohte ihm einmal von zwei jungen Künstlerinnen der Comédie Française streitig gemacht zu werden. Die Fräulein Duchesnois und Georges Weimer hatten 1802 fast zu gleicher Zeit im tragischen Fache debütiert, und beide hatten sich bald eine große Anhängerschaft erworben. Die erste, eine Schülerin Legouvés, nicht hübsch von Gesicht, dabei aber sehr schlank und ebenmäßig gebaut, hatte einen so gewinnenden Ausdruck in Mienen und Worten, einen so bezaubernden Ton in ihrer Stimme, daß sie rasch viel Bewunderung erntete; die zweite, eine Schülerin der berühmten Raucourt, die jetzt in das Fach der Heldenmütter übertrat, war blutjung und bildschön und eroberte vor allem die Sinne; ihr Organ war zwar wenig biegsam, ihre Ausdrucksweise etwas schwerfällig, aber sie hatte ein unleugbares Talent für heroische königliche Frauen. Sofort teilte sich ganz Paris in zwei Parteien, die sich in Zeitungen und Salons aufs heftigste bekämpften, so daß kein Fremder, der dorthin kam, sicher war, nicht täglich darauf angeredet zu werden, ob er die eine oder die andere besser finde. Die „Georgier" befehdeten die „Carcassier", wie die Anhänger der mageren Duchesnois spottweise genannt wurden, und unternahmen schließlich einen Einbruch in das Rollenfach der Gegnerin, indem sie die Georges als Phädra auftreten ließen. Da kam es zum offenen Kampf, ja sogar zu Tätlichkeiten im Parterre des Théâtre Français, denen nur die Gendarmerie ein Ende zu machen vermochte. Der Hof des Ersten Konsuls nahm in der großen Frage eine Mittelstellung ein, d. h. Josephine vergoß ganz öffentlich Tränen über die rührende Deklamation der Duchesnois, die denn auch alsbald im Auftrage der Regierung in die Truppe aufgenommen wurde, während Napoleon sich ganz heimlich für die Georges entschied und sie oft zu verstohlenen Stelldichein in einem versteckten Appartement S. Clouds oder der Tuilerien einlud. Davon sollte allerdings niemand erfahren. Deshalb wurde die Georges als Künstlerin in keiner Weise bevorzugt, vom Palastpräfekten hart angelassen, ja, mit Gefängnis bedroht, wenn sie einmal ihren Verpflichtungen

nicht nachkam, und wir würden vielleicht noch heute nichts von dieser Liaison wissen, wenn nicht Josephine Lärm geschlagen hätte, die sich durch Napoleons Einwendung, er könne sich überhaupt nicht verlieben, nicht beruhigen ließ. Die zarte Beziehung zu dem Gewaltigen Frankreichs war bereits zu Ende, als die Georges 1808 nach Petersburg entwischte. Napoleon hörte erst wieder in den Hundert Tagen von ihr, wo sie in Not geraten war, der er durch eine beträchtliche Summe Geldes zu steuern suchte.

Von persönlichen Beziehungen des Kaisers zu andern Mitgliedern des Théâtre Français ist nichts bekannt; es wäre denn, daß auch die Duchesnois oder die Bourgoin, die „Iphigenie“ der Bühne und Freundin Chaptals, gelegentlich in die Tuilerien berufen, aber, ohne die erwartete Schäferstunde gefunden zu haben, wieder fortgeschickt wurden, weil der große Mann just keine Zeit für die Liebe übrig hatte. Weit über ihnen standen in der Kunst die Raucourt und die Contat, die Darstellerin der Koketten, bei deren Abschiedsvorstellung der Kaiser zugegen war, während die Mars sich ohne Debüt, aber um so sicherer ihren Weg nach oben bahnte, wo sie bald ohne Rivalin sein wird. Von den hervorragenden männlichen Kräften: Dugazon, dem Komiker, einem der Lehrer Talmas am Konservatorium, Dazincourt, der noch Marie Antoinette Unterricht in der Deklamation gegeben hatte, Monvel, den seine Kunst zum Mitglied des „Instituts von Frankreich“ emporhob, Lafond, Fleury u. a., ist uns nicht bekannt, daß Napoleon sich über sie geäußert hätte.

Von andern Theatern besuchte der Kaiser nur, so viel wir wissen, die Große Oper, die er übrigens weniger liebte, als die Komische Oper (Théâtre Feydeau) und die Opera buffa. Diese letztere konnte übrigens, trotz all seiner Bemühung und Unterstützung, zu keiner rechten Geltung gelangen. Napoleon war ein großer Liebhaber der Vokalmusik, die auf ihn, der nicht einen Ton richtig singen konnte, immer tiefen Eindruck machte. Namentlich die italienische Musik hatte es ihm angetan, und wenn er sich wenig Tage vor der Schlacht bei Marengo in Mailand in die Grassini verliebte, die dann einen Monat später im Tempel der Invaliden zu Paris mit ihrer unvergleichlichen Stimme Triumphlieder zu seinen Ehren sang, so war es noch mehr die Sängerin als das schöne Weib, der er huldigte. Schon im Jahre 1797, da er als siegreicher General in Mailand Hof hielt, hatte er an die Inspektoren des

Pariser Konservatoriums, vielleicht unter dem Eindruck guter italienischer Aufführungen, geschrieben: „Von allen schönen Künsten übt die Musik den größten Einfluß auf die Leidenschaften, und der Gesetzgeber muß sie daher ganz besonders pflegen. Ein Stück moralischer (!) Musik von Meisterhand verfehlt nie das Gefühl und wirkt oft mehr als ein gutes moralisches Werk, das zwar unsere Vernunft überzeugt, aber unsere Gewohnheiten nicht beeinflußt." Man hat bereits darauf aufmerksam gemacht, wie fast wörtlich diese Ansicht von dem Gefangenen von St. Helena mehr als 20 Jahre später seinem dortigen Arzte gegenüber wiederholt worden ist: „Von allen freien Künsten ist die Musik diejenige, die auf die Leidenschaften am meisten wirkt, diejenige, die der Gesetzgeber zumeist unterstützen muß. Eine gut komponierte Kantate rührt, besänftigt und wirkt mehr als ein Werk der Moral, das zwar die Vernunft überzeugt, uns aber kalt läßt und keine unserer Gewohnheiten im geringsten alteriert." Das ist ein hübsches Beispiel dafür, wie frühe schon dieser starke Geist die Grundsätze in sich festlegte, nach denen er, zur Macht gelangt, handelte. Jener Überzeugung folgend, hat er die Oper unverhältnismäßig reich ausgestattet, die Kompositeure und die Künstler beschenkt, die Aufführung von Spontinis „Vestalin" gegen eine starke Opposition anbefohlen und demselben Meister das Sujet zu „Ferdinand Cortez" gegeben. Wenn er auch besonders die italienische Musik und voraus die Paësiellos bevorzugte — nicht ohne diesem über Kompositionen, die ihm nicht gefielen, recht deutlich seine Meinung zu sagen — so hat er doch bald auch französische Leistungen achten gelernt. Als 1804 Lesueur mit seinen „Barden" einen großen Erfolg errang, verlieh er ihm den Orden der Ehrenlegion und schenkte ihm 18.000 Franks. So wie das Théâtre Français sollte auch die Oper nur wirklich mustergültigen Werken dienen. Als er hörte, daß ein Sänger extemporiert hatte, schrieb er sofort an Champagny: „Verbieten Sie, daß an der Oper irgend etwas gesungen werde, das dieses großen Institutes nicht würdig ist." Selbst von den kleinen Regiesorgen der Bühne blieb er nicht ganz unberührt. Aus Polen schreibt er einmal im Jahr 1807 über die Maschinen und Dekorationen an der Oper: „Die Darstellerinnen mögen nun in die Wolken steigen oder nicht, ich will nichts mehr davon hören. Sehen Sie nur, daß die Autorität

gewahrt werde. Ist man mit Herrn von Luçay — dem Palastpräfekten, dem die Oper unterstand — nicht zufrieden, so werde ich den Herrschaften einen guten Soldaten hinstellen, der mit ihnen wenig Federlesens machen wird (qui les mènera tambour battant).“ Auch das Ballett, das bloß am Operntheater zur Darstellung gelangen durfte, entzog sich nicht seiner Aufmerksamkeit. Luçay erhält einmal den Auftrag, das Tanzpoëm „Ulyssens Rückkehr“ aufführen zu lassen, „da es von der einen Seite“ — das ist von der politischen — „sicher keine Anspielung zuläßt.“ Bei diesem Auftrag war ein bißchen Ehrgeiz im Spiele. Napoleon selbst hatte dem Kompositeur Gardel den Stoff an die Hand gegeben.

So fand dieser außerordentliche Mann in seinem grenzenlosen Tätigkeitsdrang oft, und selbst inmitten der wichtigsten Krisen seines Herrscherlebens, Gedanken und Worte für die Kunst des Dramas. Wie muß er darunter gelitten haben, als ihm die Gefangenschaft auf St. Helena den Genuß des Theaters raubte. Da saß er dann im Kreise der wenigen Getreuen, die freiwillig sein Schicksal teilten, und fragte des Abends nach dem Essen wehmütig scherzend: „Welchem Schauspiel wohnen wir heute bei? Wollen wir Talma oder Fleury sehen?“ Und dann nahm er Corneille, Racine oder Molière zur Hand und las daraus vor und begeisterte sich noch in der Erinnerung an den Meisterwerken der Bühne. Auch Voltaire las er vor, den „Mahomet“, den „Brutus“, den „Oedipus“, von denen er nur den dritten als Meisterwerk gelten ließ. Über Racine sprach er jetzt mit mehr Enthusiasmus als ehedem, namentlich über „Phädra“ und „Athalie“, auch „Britannicus“ lobte er, dagegen konnte der Kriegsplan im „Mithridates“ seinen Beifall nicht finden. Wenn der entthronte Imperator las, fand er mitunter, daß er auf seine Zuhörer nicht den erhofften Eindruck machte. Frau von Montholon z. B. schlief nicht selten ein, was ihr dann einen ermahnenden Vorwurf des Vorlesers zuzog. Es kam aber eine Zeit, wo der Kaiser gar nicht mehr vorlas, und bald der Tag, an dem er nicht mehr war. Wer immer seinen geschichtlichen Wert wägt, wird ihm sein Interesse für das Theater, und namentlich seine hohe Achtung vor der ernsten dramatischen Dichtung und der Kunst ihrer Darstellung, als einen nicht geringen Vorzug anrechnen müssen.

---

VII.

# Aus Napoleons I. letzten Kämpfen.

(Der Brief Marets an Caulaincourt, 19. März 1814.)[1])

Am Frühmorgen des 19. März 1814, als Napoleon im Begriff stand, von Fère Champenoise nach Plancy aufzubrechen, um die große Armee der Verbündeten durch einen Vorstoß in ihre Flanke zum Rückmarsch zu bewegen, ließ er durch den Herzog von Bassano an den von Vicenza, seinen Unterhändler in Châtillon, einen Brief eigentümlichen Inhalts schreiben. Er ist nicht nur für die Charakterbeurteilung des Kaisers von Wert, er hat auch historische Bedeutung dadurch gewonnen, daß er im englischen Parlament von 1815 als Argument für den Krieg gegen den von Elba zurückgekehrten Imperator gebraucht wurde und als solches auch seine Schuldigkeit tat. Ich selbst habe außerdem in meinem Buch über den „Kongreß von Châtillon“ (S. 232) annehmen zu dürfen geglaubt, daß die Kenntnis dieses Schreibens, das im kritischen Augenblick nach dem Abbruch der Friedensverhandlungen ins österreichische Hauptquartier gelangte, bei Metternich die endgültige Abkehr von Napoleon mit veranlaßt habe. Diese Annahme wäre irrig, wenn die französischen Historiker — Bignon, Ernouf, Houssaye — mit der ihrigen recht behielten, der Brief sei zwar konzipiert, jedoch nicht abgeschickt, das Konzept aber unter der Regierung Ludwigs XVIII. im Jahr 1814 gefälscht und interpoliert worden, so daß man es mit einem apokryphen Schriftstück zu tun habe. Die Sache erscheint, namentlich bei der stark eingewurzelten Ansicht von der Unechtheit des

[1]) Historische Vierteljahrschrift, 1900.

Briefes, der sich auch deutsche Forscher nicht ganz zu entziehen vermochten [1]), einer näheren Betrachtung nicht unwert.

Das Schreiben bezieht sich zunächst auf ein anderes, das am 17. aus Rheims mit einem Boten nach Châtillon abgegangen war und längst bekannt ist [2]). Darin war Caulaincourt der Auftrag erteilt worden, Konzessionen zu machen, mit denen er imstande wäre, die Verhandlungen fortzuspinnen, u. A. in eine Abtretung Belgiens und der deutschen Departements am linken Rheinufer zu willigen, namentlich wenn dabei Antwerpen gerettet werden könne. Sollte dies nicht möglich sein, dann müßte er hinsichtlich Italiens an den Vorschlägen der Gegner vom November 1813 (Frankreichs natürliche Grenzen: Alpen, Rhein und Pyrenäen) festhalten und auf der Rückgabe aller Kolonien, auch der von den Engländern verweigerten Isle de France, bestehen. Zugleich sollte die sofortige Räumung des Landes ausbedungen werden. Diese Weisung setzte der Brief vom 19. als bekannt voraus und erteilte dem Minister folgenden, sie ergänzenden oder berichtigenden Auftrag: er möge bezüglich der drei Festungen Antwerpen, Mainz und Alessandria, der „drei Schlüssel Frankreichs“, alles im unklaren lassen, auch wenn er deren Auslieferung zugestehen müßte, da der Kaiser noch nach Abschluß des Friedens diese Plätze zu behalten und damit seine militärische Position für alle Fälle zu wahren wünsche; er befehle ihm daher, eine Militärkonvention abzuschließen, wie sie nach den Friedensschlüssen von 1805, 1807 und 1809 vereinbart worden sei, den Brief aber sofort, nachdem er ihn gelesen, zu verbrennen. Deutete diese Ordre an, daß es sich hier um etwas nicht eben Gehöriges handle, so bemühte sich Napoleon sofort, dies zu bemänteln: die Treulosigkeit der Verbündeten bei den Kapitulationen von Dresden, Danzig und Gorkum sei eine Mahnung, sich nicht anführen zu lassen (de ne pas être dupe) [3]). Dieser Brief gelangte eher in

[1]) So Kalckstein in seiner Fortsetzung von Lanfreys Werk über Napoleon I. Band VII, Seite 497, während Häusser, Deutsche Geschichte, IV 551 an dem Briefe, den er aus Hormayrs „Lebensbildern“ kannte, nichts auszusetzen fand.

[2]) Fain, Manuscrit de 1814, p. 335 ff.

[3]) Dresden und Danzig hatten am 11. und 29. November



die Hände Metternichs als in die Caulaincourts, der auch die Weisungen vom 17. erst auf der Rückreise von Châtillon erhielt. Er wurde mit Hilfe des aus Wien herbeigeholten Chiffrenschlüssels, der am 15. März bereits im Hauptquartier angelangt war, entziffert und von derselben Hand abgeschrieben, die damals auch andere Interzepte, (z. B. einen Brief Marets vom 8. März), kopierte. Er trägt die richtige Datierung „Fère Champenoise le 19 mars 1814“ und sonst keinerlei Zeichen der Unechtheit an sich [1]). Vor kurzem hat Demelitsch in „Aktenstücken zur Geschichte der Coalition von 1814“ (Fontes rerum Austriacarum II. 49. Bd. p. 298) dieses auf dem Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv (Frankreich, Varia) aufbewahrte Interzept veröffentlicht. Auch auf dem Berliner Archiv findet sich eine gleichzeitige Abschrift in den Albrechtschen Akten, deren Text Hormayr in seinen „Lebensbildern“ II 68 bekannt gemacht hat; sie weist einzelne Varianten auf, von denen weiter unten zu handeln sein wird. Diese Lesart war es, die Castlereagh in der Parlamentssitzung vom 25. Mai 1815 in englischer Übersetzung produzierte (Hansard, The Parliamentary debates, XXXI 405), wovon der „Moniteur“ am 3. Juni 1815 eine Rückübertragung ins Französische brachte, die Schoell dann noch in demselben Jahre mit irreführenden Zusätzen in seinen „Recueil de pièces destinées à détromper les Français“ (V 210) aufnahm. Daraus ging sie in Bignon-Ernoufs Histoire de France XIII. 424 f. über.

Sogleich, nachdem Lord Castlereagh in der Unterhaussitzung

---

1813 unter günstigen Bedingungen, nur gegen die Verpflichtung, binnen einer bestimmten Frist nicht gegen die Verbündeten zu kämpfen, kapituliert. Da aber bei der Kapitulation von Thorn die gleiche Verpflichtung von Napoleon mißachtet worden war, verweigerten die alliierten Monarchen ihre Zustimmung zu den Verträgen und forderten, daß die Besatzungen sich als kriegsgefangen erklärten, was dann auch erfolgte. Gorkum, das Napoleon gelegentlich als „Schlüssel Hollands“ bezeichnet hatte (Correspondance, XXVI 20.888), war am 7. Februar 1814 unter der Bedingung übergeben worden, daß die Garnison, wenn nicht bis 20. Februar Entsatz käme, kriegsgefangen sein solle.

[1]) Siehe hierüber auch meinen „Kongreß von Châtillon“ S. 232. Anmerkung.



vom 28. April 1815 zum ersten Male auf den Brief angespielt hatte, brachte der „Moniteur“ vom 10. Mai, neben einem ungenauen Bericht über die Rede, eine Note, von der Bignon behauptete, sie sei von Napoleon selbst diktiert worden[1]). Sie sollte eine Abwehr sein, enthielt aber nur Verdächtigungen. Man habe offenbar in Pariser Papieren im Vorjahre eine Anzahl auf den Kongreß von Châtillon bezügliche Briefe gefunden, „qu'on avait supposées ou altérées pour les communiquer aux différentes cours dans des intentions analogues à celles qu'ont sans doute fait falsifier la lettre du 19 mars.“ Dieses Schreiben sei wahrscheinlich in Paris, während Castlereaghs Aufenthalt daselbst, dechiffriert worden. Man kenne ja den damaligen Minister des Äußern (Talleyrand) zur Genüge. Nach diesen vagen Anklagen erscheint als einziges Gegenargument nur der Satz: „puisqu'il n'y avait pas de traités à faire sur les bases dictées par la coalition, ainsi que S. M. s'en est expliqué dans sa lettre du 22 février à l'Emp. d'Autriche et M. le duc de Vicence dans la déclaration qu'il a remise au congrès le 15 mars.“ Diese Bemerkung sollte Castlereaghs Behauptung widerlegen, Caulaincourt sei durch den Brief angewiesen worden, „to accede to the terms proposed by the Allies but to contrive, by keeping certain points suspended and delayed, to afford him (Bon.) an opportunity, if circumstances should enable him, to prevent the fulfilment of the Treaty“. (Hansard, Parl. debates, XXX 978.) Als dann am 25. Mai Castlereagh den Brief selbst in der Sitzung vorgetragen hatte, ward die Note im „Moniteur“ vom 3. Juni nochmals abgedruckt[2]).

[1]) Daß Castlereagh nicht schon in seiner ersten Rede den Brief mitgeteilt hatte, verwunderte den auf dem Wiener Kongreß zurückgebliebenen englischen Diplomaten Clancarty. „I know not — schreibt er von dort am 19. Mai 1815 an den Minister — why they have omitted to publish Maret's letter to Caulaincourt at Châtillon as a pure justification; it was the original intention to have done so.“ Castlereagh, Correspondence X 355.

[2]) Houssayes Bemerkung („1815“ I, p. 458): „Bassano protesta dans le Moniteur du 13 mai contre la publication de ce document qu'il argua de faux“ ist unrichtig. Der Moniteur vom



Das war nun keine Widerlegung, und Bignon, den Napoleon in seinem Testamente mit 100.000 Franks bedacht und zum Geschichtsschreiber der Diplomatie seiner Zeit designiert hatte, mochte die Verpflichtung fühlen, dem Dokument schärfer zu Leibe zu gehen und seinen kaiserlichen Gönner von dem Vorwurf reinzuwaschen, er habe Verträge unterzeichnen und sich gleichzeitig die Gelegenheit sichern wollen, sie mit Erfolg zu brechen. Als in den vierziger Jahren, der Zeit des Napoleonkultus in Frankreich, Bignons Schwiegersohn Ernouf nach dessen Notizen den XIII. Band seiner „Geschichte Frankreichs" herausgab, war darin dem Briefe in der Tat eine umfassende Untersuchung gewidmet. Niemals sei ein Schreiben am 19. März 1814 an Caulaincourt abgegangen. Wohl aber habe ein Konzept zu einem solchen bestanden, das jedoch verworfen und in zwei Stücke zerrissen worden sei. Eine der Hälften habe sich erhalten und später dazu gedient, durch Ergänzung und Interpolation daraus den Brief herzustellen, der von Castlereagh produziert und von Schoell gedruckt wurde. In Paris habe man sogleich, nachdem der englische Minister ihn mitgeteilt hatte, am 5. Juni 1815 das Fragment verglichen; es fand sich keine Überstimmung. „Il n'y avait pas même conformité entre cette lettre et celle qui a été publiée", sagt Bignon selbst in einer Notiz. Dieser hat das Bruchstück gekannt; er zitiert auch daraus die Anfangs- und Endworte: „restiez dans le vague" .... „lui permettaient de ne pas le faire." Und nun wäre nichts einfacher gewesen, als das ganze Fragment neben dem in England veröffentlichten und im „Moniteur" reproduzierten Brief abzudrucken. Es hätte sich dabei wahrscheinlich keine „conformité" ergeben, da es sich nur um eine Übersetzung handelte, aber man hätte doch Sinn und Inhalt vergleichen können — ein Vergleich, der uns heute unmöglich ist, denn auch das Fragment ist, wie Houssaye a. a. O. bezeugt, nunmehr verschwunden. Statt dessen hielt sich Bignon nur an den Abdruck bei Schoell, der dem Briefe das unrichtige Datum „Paris (!) le 19 mars 1814" und die Bemerkung beigegeben hatte, er

13. enthält nichts dergleichen. H. mag den vom 10. und die Note darin im Auge gehabt haben, die aber keinen Protest Marets darstellt.



sei durchaus von der Hand Bassanos geschrieben gewesen. Wie konnte, fragt Bignon, da der Kaiser sich doch am 19. März mit Maret in Fère Champenoise befand, Paris im Briefe angegeben sein? und wie konnte man an einem offenbar chiffrierten Schreiben eine bestimmte Handschrift erkennen wollen? Nun das letztere war kein gültiger Einwand; schließlich mußte jedes Schriftstück, auch wenn es chiffriert abging, vorher handschriftlich konzipiert werden, welches Konzept dann in heiklen Fällen, wie hier einer vorlag, immerhin zerrissen worden sein konnte. Hätte Bignon, anstatt sich über Schoell herzumachen, den Brief verglichen, wie ihn Castlereagh vorgebracht hatte, er würde „Paris" nicht darin gefunden haben, wohl aber die Notiz: „In the cypher of the Emperor whith his Ministers." Er würde auch in der zweiten Rede Castlereaghs aus dem französischen Original die Worte „dans le vague" zitiert gefunden haben, die der Parlamentsbericht in „dans le bas" verballhornte. Und hätte Ernouf vollends die sechs Jahre vorher veröffentlichten „Lebensbilder" Hormayrs, die doch gerade damals in der diplomatischen Welt so großes Aufsehen machten, daß sie alsbald neu aufgelegt werden mußten, herangezogen, er würde darin Anfang und Schluß des von ihm erwähnten Fragmentes wortgetreu angetroffen haben.

Seit Bignon blieb die Frage von der Geschichtsschreibung, soweit ich sehe, ziemlich unberührt. Bei Thiers, dem man nicht eben Voreingenommenheit gegen Napoleon vorwerfen wird, findet sich kein Wort über den Brief. Erst als Ernouf sein Buch über den Herzog von Bassano schrieb, kam er — mit denselben Argumenten wie damals (p. 655) — auf die Sache zurück. Nur wird darin auch eine Bemerkung Marets selbst zitiert, die sich auffallenderweise wieder nur gegen Schoells Angaben wendet, um schließlich in einer Verdächtigung auszuklingen. „Si ce déchiffrement existe à Vienne — Schoell hatte das behauptet — d'une main quelconque, il n'a pu être fait que par l'ennemi. On peut juger, dans tous les cas, la confiance qu'il mérite." Wenn damit gesagt sein soll, daß die Entzifferung eine unabsichtlich unrichtige war, so stimmt das nicht ganz; denn sie hat die von Bignon-Ernouf selbst zitierten Worte des Originalkonzepts richtig wiedergegeben. Sollte aber Maret meinen, daß

schlechte Absicht dabei im Spiele gewesen sei, so konnte im März 1814, als Metternich noch immer auf einen Frieden mit Napoleon rechnete, davon bei diesem Briefe ebensowenig wie etwa bei dem vom 8. März die Rede sein. Vor einigen Jahren kam Houssaye in „1814“ und „1815“ (p. 458) nochmals auf die Sache zu sprechen. Aber obgleich er die englischen Parlamentsakten und den „Moniteur“ zitiert, wo sich der Datierungsort „Paris“ nicht findet, bildet doch diese falsche Angabe Schoells auch für ihn ein Hauptmerkmal der Unechtheit. Ein anderes sieht er in „fremdartigen Ausdrücken“, ohne sie zu bezeichnen. Auch Bignon-Ernouf machten diesen Einwand geltend. Napoleon würde kaum, sagen sie, wiederholt versichert haben, er werde die drei Plätze nicht ausliefern, „quand même il aurait signé le traité“ — wie es übrigens im Briefe gar nicht heißt — oder wiederholt, er werde sie behalten „jusqu'au dernier moment“. Daran ist doch wohl nichts Auffälliges. In dem Briefe Marets vom 17. März wird auch wiederholt gesagt, daß es leicht sein müsse, von den Alliierten ein Ultimatum zu erlangen (Fain a. a. O. p. 337, 338).

All dem gegenüber steht es an der Hand des Wiener Interzeptes heute fest, daß am 19. März 1814 aus Fère Champenoise ein Brief mit dem erwähnten Inhalt an Caulaincourt abging, der dann im österreichischen Hauptquartier sofort entziffert wurde. Der Brief ist also echt. Dagegen ist eins richtig. Die von Castlereagh produzierte, mit der Abschrift im Berliner Archiv identische Lesart des Schreibens weicht in einzelnen Wendungen von dem Wortlaute des Wiener Interzeptes ab. Das handschriftliche Verhältnis ist das folgende:

| I. **Das Wiener Interzept.** (Demelitsch, Aktenstücke S. 293.) | II. **Das Berliner Interzept.** (Hormayr, Lebensbilder II 68.) | III. **Die Londoner Publikation.** (Hansard, Parliamentary debates, XXXI 405.) |
|---|---|---|
| Le Duc de Bassano au Duc de Vicence. | Copie d'une lettre de M. le Duc de Bassano au Duc de Vicence, chiffrée au chiffre de l'empereur avec ses ministres | Translation of a letter from the Duke of Bassano to the Duke of Vicenza. In the cypher of the Emperor with his Ministers. |
| „à Ferre (!) Champenoise, le 19 mars 1814. | | |

V. Exc. aura reçu ou recevra sans doute aujourdhui la dépêche datée de Rheims le 17 dont M. Frochet (!) étoit porteur, et à laquelle étoit jointe une lettre de S. M.

L'Empereur désire que vous restiez dans le vague sur tout ce qui seroit [1]) relatif à la restitution de (!) places d'Anvers, de Mayence et d'Alexandrie, si vous étiez obligé de consentir à ces cessions, restant dans l'intention, lorsqu'il auroit conclu le traité, de garder la position militaire des armées jusqu'au dernier moment. La mauvaise foi des Alliés en ce qui concerne les forteresses de Dresde, Danzig et Gorcum [2]), nous autorise à présent à ne pas être dupe. Renvoyez aussi ces objets à une convention militaire, ainsi que cela s'étoit pratiqué à Presbourg, à Vienne et à Tilsit. S. M. désire que

„19 mars 1814.
M. le Duc. V. Exc. aura reçu ou recevra sans doute aujourdhui la dépêche datée de Rheims du 19 (!) dont M. Frochot étoit porteur et à laquelle étoit jointe une lettre dc S. M.

L'Empereur désire que vous restiez dans le vague sur [3]) tout ce qui seroit relatif à la livraison des places d'Anvers, Mayence et Alexandrie, si vous étiez obligé de consentir à ces cessions, (S. M.)[4]) étant dans l'intention, même quand elle auroit ratifié le traité, de prendre conseil de la situation militaire des choses; attendez le dernier moment. La mauvaise foi des Alliés en ce qui concerne les capitulations de Dresde, Danzig et Gorcum nous autorise à chercher à ne pas être dupe. Renvoyez donc ces questions à un arrangement militaire, ainsi que cela s'est pratiqué à Presbourg, Vienne et Tilsit. S. M.

„March 19, 1814.
Sir, Your exc. will have received, or will doubtless in the course of today receive the dispatch from Rheims, of which M. Frochot was the bearer, and which was accompanied by a letter from the Emperor.

The Emperor desires that you would avoid explaining yourself clearly upon every thing which may relate to delivering up the fortresses of Antwerp, Mayence and Alexandrie, if you should be obliged to consent to these cessions; his Majesty intending, even though he should have ratified the Treaty, to be guided by the military situation of affairs: — wait till the last moment. The bad faith of the Allies in respect to the capitulations of Dresden, Dantzic and Gorcum, authorizes us to endeavour not to be duped. Refer, therefore, these questions to a military arrangement, as was done at Presburg,

---

1) Bei Demelitsch: „surtout en ce qui seroit.“
2) Bei Demelitsch: „Gorenne.“
3) Bei Hormayr: „dans.“
4) „S. M.“ ist nach dem englischen Abdruck hier einzufügen.

vous ne perdiez pas de vue les dispositions où Elle seroit, même lorsqu' Elle auroit signé la cession de ses conquêtes, de ne pas restituer ces clefs [1]) de la France, si des efforts militaires, sur lesquels Elle peut toujours compter, lui permettoient de ne pas le faire.

désire que vous ne perdiez pas de vue la disposition où elle seroit, même quand elle auroit signé la cession de toutes ses provinces, de ne pas livrer ces trois clefs de la France, si des événemens militaires, sur lesquels elle veut toujours compter, lui permettoient [3]) de ne pas le faire.

Vienna and Tilsit. His Majesty desires that you would not lose sight of the disposition which he will feel not to deliver up those three keys of France, if military events, on which he is willing still to rely, should permit him not to do so, even if he should have signed the cession of all these provinces.

En un mot, S. M. croit se trouver après le traité en droit de garder la position des armes jusqu'au dernier moment. S. M. vous prescrit, M. le Duc, de brûler cette dépêche aussitôt que vous l'aurez lue.

En un mot, S. M. souhaite se trouver, après le traité, en situation de prendre conseil de l'état des choses jusqu' au dernier moment. Elle vous prescrit, M. le Duc, de brûler cette lettre aussitôt que vous l'aurez lue [4])."

In a word, his Majesty wishes to be able, after the Treaty, to be guided by existing circumstances, to the last moment. He orders you to burn this letter as soon as you have read it."

Nous sommes arrivés ici hier soir. L'ennemi, à la nouvelle de la marche de l'Empereur, fit un mouvement rétrograde, et doit avoir laissé vis-à-vis le Duc de Tarente le Pce royal de Wirtemberg avec 20 ou 24 mille hommes. Nous nous portons sur Plancy [2]).

M. de Rumigni est arrivé hier soir. Il a

1) Bei Demelitsch: „chefs."
2) Bei Demelitsch: „Nancy."
3) Bei Hormayr: „permittroient."
4) Die Berliner Abschrift und Hormayrs Druck enthalten die Notiz: „La lettre fut conservée, comme elle devait l'être, aux actes."

remis à S. M. vos trois dépêches du 15.

Si le courrier ne peut parvenir à passer les avant-postes par Nogent, il remettra un duplicata au général Gérard, qui priera le P^ce Schwarzenberg de faire parvenir cette dépêche à V. Excellence."

Und nun entsteht die Frage: sind die Unterschiede zwischen I und II — und um diese beiden Varianten handelt es sich nur — derartige, daß sie als absichtlich zu Napoleons Ungunsten hergestellte Veränderungen angesehen werden müssen? Ich glaube nicht. Beiden gemeinsam ist der Eingang bis auf den 19. in II statt des 17. März für die Sendung aus Rheims, was auf einem Versehen beruhen mag, und bis auf den Datierungsort, der in II fehlt. Gemeinsam ist ihnen auch die Weisung, sich bezüglich der drei Festungen „dans le vague" zu halten, wenn Caulaincourt genötigt sein sollte, sie abzutreten, weil Napoleon nach Abschluß — nach II: Ratifikation — des Vertrages die Absicht habe... und nun gehen die beiden Texte auseinander. Nach I will der Kaiser „die militärische Position der Armeen (sic!) bis zum letzten Augenblick festhalten"; nach II will er „die militärische Lage zu Rate ziehen", Caulaincourt möge bis zum letzten Augenblick warten. Ob hier, wo es sich offenbar um eine sehr rasche und schwierige Entzifferung — denn der Brief mußte ja an Caulaincourt weiter gehen — handelte, statt des ziemlich überflüssigen „armées" in I nicht „attendez" hätte gelesen werden sollen, ist fraglich. „Ratifikation" (II) statt „Abschluß" (I) des Vertrages könnte als Verschärfung angesehen werden, ist es aber nicht, wenn man festhält, daß die Militärkonventionen der Jahre 1806, 1807 und 1809 auch erst nach der Ratifikation der Friedensverträge von Preßburg, Tilsit und Wien unterzeichnet wurden [1]. „Mit der militärischen Lage rechnen" in II geht viel-

[1]) S. Clercq, Traités conclus par la France, II. 150, 153, 222, 223, 293, 297.



leicht über das „die militärische Position festhalten“ hinaus, ist aber durch den Passus in I gerechtfertigt: „de ne pas restituer ces clefs de la France, si des efforts militaires, sur lesquelles Elle (peut) veut toujours compter, lui permettaient de ne pas le faire.“ Das setzte eine Erwägung der militärischen Situation notwendig voraus. Ein ähnlicher Unterschied findet sich in dem zusammenfassenden Schlußsatz, Napoleon glaube sich auch nach Abschluß des Vertrags im Recht, „la position des armes“ bis ans Ende festzuhalten (I), wofür II setzt: er hege den Wunsch, auch nach abgeschlossenem Vertrag sich in der Lage zu befinden, den Stand der Dinge bis zuletzt in Rechnung zu ziehen. Der Befehl, den Brief sofort zu verbrennen, ist beiden Redaktionen gemeinsam. Nur geht die erste dann weiter als die zweite, indem sie militärische Nachrichten bringt, die unanfechtbar richtig sind, für die Sinnesart Napoleons gar nichts beweisen und sicher nicht als Werk eines Fälschers angesehen werden können.

Sind aber die Unterschiede zwischen I und II nicht von der Art, daß II als eine Napoleons Charakter abträgliche Interpolation angesehen werden kann, so wäre nebenbei auch die Frage schwer zu beantworten, wann und zu welchem Ende sie vorgenommen worden sein sollte. Napoleon findet, nach Bignons Zeugnis, das Konzeptfragment — die andere Hälfte mit der Anweisung, den Brief zu verbrennen, fehlte ja von vornherein! — 1815 in Paris vor. Im Vorjahr, als man dort den Frieden geschlossen hatte, hatte niemand an eine Wiederkehr Napoleons von Elba gedacht, und als er dann im März darauf dennoch zurückkam, war man am Hofe Ludwigs XVIII. davon so überrascht, daß bekanntlich bei dessen Flucht nach Gent wichtige Papiere in den Tuilerien vergessen wurden[1]. Wann und wozu hätte man

[1]) Jaucourt schrieb zwar an Talleyrand aus Ostende, 27. März 1815, Reinhard habe aus Paris, wie er ihm befohlen, die Siegel des Ministeriums und einige wichtige Papiere mit fortgenommen: er werde dies durch sichere Gelegenheit schicken. (Pallain-Bailleu, Korrespondenz Talleyrands mit Ludwig XVIII., S. 314.) Aber am Tag darauf schreibt Reinhard selbst an Talleyrand, er habe wichtige Papiere gar nicht gehabt und bedaure, nicht wenigstens die Verträge vom 3. Januar mit fortgenommen zu haben; er kenne unter den



da fälschen sollen? Die Erklärung im „Moniteur“, daß während des Aufenthalts der Alliierten in Paris die Chiffre absichtlich falsch aufgelöst worden sei, ist unhaltbar, weil ja das Konzeptfragment vorhanden war; was wollte man da dechiffrieren? Nicht glücklicher ist Bignon. Nach ihm sollte die Fälschung in Wien erfolgt sein. „Le fragment en question fut retrouvé et porté à Vienne par l'un des plénipotentiaires de la France. N'avait-on vu dans cette pièce qu'un objet de pure curiosité? songeait-on d'avance à s'en faire une arme contre l'Empereur, si jamais il tentait de remonter sur le trône? En livrant cette pièce aux cours étrangères le plénipotentiaire français s'est rendu coupable d'un acte que nous renonçons à qualifier.“ Danach hätte also Talleyrand das halbe Konzept nach Wien mitgenommen, wo er, Napoleons Wiederkehr ahnend, ein oberes und ein unteres Ende dazu dichtete, den Inhalt veränderte, und das Ganze dann den fremden Mächten für alle Fälle zumittelte, um das Originalfragment, noch bevor der Imperator Elba verließ, wieder nach Paris zurückzuschicken. Diese Annahme ist ebenso unhaltbar, wie die andere, die Ernouf in seinem Buch über Maret später geltend machte (p. 656): ein französischer Diplomat, der den Chiffrenschlüssel besaß, sei auf dem Wiener Kongreß zum Teilnehmer an der Fälschung geworden. Derlei Unterstützung hatte man in Wien nicht nötig, wo man mit den Hilfswerkzeugen des diplomatischen Handwerks gut versehen war. Allen diesen überaus gewagten Annahmen steht aber ein von Bignon selbst zitiertes Wort Caulaincourts gegenüber, der, sicher der zuverlässigste Charakter in Napoleons Umgebung, dessen Absicht, die Akten der von ihm geschlossenen Friedensverträge zu veröffentlichen, in einem Vortrage vom 10. Mai 1815 u. a. mit dem Argument bekämpfte, „qu'il y avait des personnes qui avaient vu la lettre du 19 mars.“ Damit meinte der Herzog von Vicenza wohl den ganzen Brief, der nach dieser Äußerung sicher Kompromittierendes enthielt[1]).

---

Papieren der Kanzlei keine andern, die Folgen haben könnten. (W. Lang, Graf Reinhard, S. 426.)

[1]) S. auch bei Vitrolles, Mémoires I 445 dieselbe Äußerung Caulaincourts.



Wenn es nun aber keine Fälschung, keine Interpolation war, wie sind dann die Unterschiede der beiden Lesarten zu erklären? Hierauf ist die Antwort allerdings sehr schwer. Entweder durch verschiedene Entzifferung bona fide desselben Briefes oder, wie man auch annehmen kann, durch eine zweifache Ausfertigung in Fère Champenoise selbst. In dem Schlußsatz des Wiener Interzepts heißt es: wenn der Kurier bei Nogent nicht mehr die Vorpostenkette passieren könne, habe er den Auftrag, ein Duplikat durch die Österreicher an Caulaincourt gelangen zu lassen. Hat das Duplikat vielleicht den abweichenden Text enthalten und hatte man absichtlich den Datierungsort und die militärischen Nachrichten daraus fortgelassen? Und sind dann am Ende beide Depeschen den Alliierten in die Hände gefallen? Denn der Kurier mußte am 19. bei Nogent den Weg verlegt gefunden haben. Wie dem übrigens auch sei: jedenfalls wird man davon absehen müssen, in dem Schreiben Marets vom 19. März, wie wir es jetzt kennen, ein unechtes Dokument zu erblicken.

---

# VIII.

## Marie Louise und der Sturz Napoleons.[1])

### 1.

Seit gut zwei Jahrzehnten steht Napoleon I. wieder mehr denn je im Vordergrunde des historischen Interesses. In Frankreich war es die aus beispiellosen Niederlagen geborene Sehnsucht nach einem starken Nationalhelden, die, in der Gegenwart ungestillt, sich in die Vergangenheit zurückwandte und mit chauvinistischem Eifer der Person des großen Imperators bemächtigte. Eine schier uferlose literarische Hochflut trug und trägt immer noch aufs neue die Kunde von dem genialen Europabezwinger in die Welt, der es — und dem gallischen Volke nicht minder — nicht oft und eindringlich genug gesagt werden kann, daß einst das Reich der Franzosen die Vormacht des Kontinents gebildet und dieser sich tief vor ihrem Kaiser gebeugt hat. Dieser Held, der, ein Krieger ohnegleichen, den Ruhm der französischen Waffen und die Kultur der Revolution durch die Länder getragen, durfte aber nicht bloß ein großer Mann, er mußte auch ein völlig tadelloser Mensch gewesen sein, geschmückt mit allen persönlichen Tugenden bis zu der der Friedfertigkeit herab, und wer daran zweifelte, bekam es mit den Herren Masson, Welschinger, Lévy und der ganzen breitspurigen Feuilletonistik zu tun, die auf der Domäne der Bonaparte ihr Lager aufgeschlagen hat. Seitdem Prinz

---

[1]) Der Aufsatz erschien im Septemberheft 1902 der „Deutschen Rundschau". Eine französische Übersetzung der Abhandlung in der „Revue historique" von 1903 brachte den authentischen französischen Text der im Anhang mitgeteilten Korrespondenz zwischen Marie Louise und Neipperg. Ein Essay Helferts: „M. Luise und Napoleon im Sommer 1814" (mit Berichten Neippergs aus Aix) in den „Dioskuren" von 1874 war mir damals noch nicht bekannt gewesen. Er ist hier mitberücksichtigt worden.



Jérôme mit einem gegen Taines allzu hartes Urteil gerichteten Buche („Napoleon und seine Verkleinerer") den Reigen eröffnet hatte, ließ Friedrich Masson, der sein Leben lang ein eifriger bonapartistischer Parteigänger gewesen war, nicht weniger als 17 starke Bände erscheinen, die zunächst — wenn wir von der mit Biagi unternommenen, sehr wertvollen Publikation der Jugendschriften Napoleons absehen — dessen „Privatleben" galten: „Napoleon und seine Familie," „Napoleon und die Frauen," „Napoleon bei sich zu Hause," — alles, was mit dem Kaiser in Berührung gestanden und auch nur entfernte Beziehung zu ihm gehabt hatte, wurde Gegenstand aufmerksamster Betrachtung. Es soll nicht geleugnet werden, daß die ernste Forschung aus diesen Studien napoleonischer Intimitäten manchen Gewinn gezogen und daraufhin ihr Urteil in mehrfacher Hinsicht revidiert hat, im ganzen aber wird sie sich von den Superlativen dieser Richtung ebenso fernzuhalten haben wie von der herben Einseitigkeit, mit der die Schriftsteller der siebziger und achtziger Jahre die Legende vom schattenlosen Ruhme des neuen Cäsars bekämpften.

Vor einigen Jahren hat Masson weitläufigen Arbeiten über Josephine einen Band über Marie Louise folgen lassen[1]). Er zeichnete die Kaiserin nicht ohne eine gewisse Sympathie dort, wo er dem großen Opfer gerecht wird, das sie im Jahre 1810 der Politik und dem Wohl des österreichischen Staates darbrachte, als sie, achtzehnjährig, den verhaßten Feind ihres Vaterlandes zum Gemahl nahm. Er zitierte mit Befriedigung eine Äußerung der Erzherzogin, die sie zu Metternich getan haben soll: „Wo es sich um das Interesse des Reiches handelt, ist nur dieses zu Rate zu ziehen und nicht mein Wille. Bitten Sie meinen Vater, seine Herrscherpflichten zu befragen und dieselben keinem an meine Person geknüpften Interesse unterzuordnen."[2]) Das war alles ganz

[1]) L'impératrice Marie Louise. 1809—1815. Paris 1902.

[2]) So steht es allerdings in Metternichs „Nachgelassenen Papieren", Bd. I, S. 100. Daneben wissen wir aber auch aus einem Briefe der jungen Kaiserin (vom 5. Dezember 1810) an ihren Vater, daß sie diesem ein Jahr zuvor die Bitte vorgelegt hatte, ihr das Opfer zu ersparen, und daß Kaiser Franz „nicht nachgeben wollte". (Helfert, Marie Louise. S. 403.)

in der Ordnung. Daß sie aber vier Jahre später, als die Rücksicht auf Österreichs Großmachtstellung in ihrem weiteren Beisammensein mit dem entthronten Imperator ein hemmendes Hindernis erblickte, sich aufs neue den von der Politik diktierten Wünschen ihres Vaters fügte, das Exil ihres Gemahls nicht teilte, sondern mit ihrem Sohne nach Wien ging, das ward ihr von Masson ebenso verübelt, wie zuvor von Houssaye in seinem „1815“, von Welschinger in seinem „König von Rom“ und von manchen andern. Die einzige Entschuldigung, die ihr die jüngste französische Geschichtschreibung zuteil werden ließ, fand sie in dem Zwange, mit dem man sie umgab, in den verwerflichen Mitteln, die der Wiener Hof aufgewendet haben sollte, sie ihrem Gatten zu entfremden, und denen ihr schwaches, unselbständiges Naturell nicht zu widerstehen vermochte. Nun, es mag unbestritten bleiben, daß die württembergische Katharina, die sich von ihrem Gemahl Jérôme auch in der Zeit des Mißgeschickes nicht trennen wollte, in gewisser Hinsicht mehr Anerkennung verdient. Nur sollte man dort, wo man gar nichts dagegen einwendet, daß ein Monarch die ihm in der Form Rechtens angetraute Gattin von sich tut, wie Napoleon mit Josephinen verfahren war, nicht allzu eifrig von Grundsätzen reden.

Marie Louise war keine Frau von eiserner Charakterstärke: sie hatte sich zunächst unter das Machtwort des väterlichen Entschlusses gebeugt, hatte sich dann der Autorität ihres Gemahls gefügig untergeordnet und war gewohnt, sich in allem von einem anderen Willen leiten zu lassen. Da kam das Jahr 1814, der Zusammenbruch des Thrones, auf den sie die Politik erhoben und auf dem sie sich schließlich wohlgefühlt hatte, und mitten in der Verwirrung einer ungeheuren Krisis, am 7. April, nach Blois, wohin sie geflüchtet war, ein Brief des Gatten aus Fontainebleau, der den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck auf sie ausüben mußte. Er sei verloren, hieß es darin, seine Stunde habe geschlagen, er wolle sie nicht in sein Unglück verflechten, sie solle sich ganz in die Arme ihres Vaters werfen[1]). Ihre erste

[1]) Wir kennen diesen Brief nicht seinem vollen Wortlaute nach. Auch Metternich, der ihn in einem Vortrag an Kaiser Franz vom 11. April 1814 zitiert, hat seinen angeführten Inhalt nur von einem Offizier der Kaiserin, Herrn v. Saint-Aulaire, erfahren, der mit



Regung soll, nach der Erzählung des Obersten Galbois, der den Brief überbrachte, die gewesen sein, zu Napoleon zu eilen, wohin,

---

einem Schreiben der Tochter an den Vater vom 8. April nach Paris gekommen war. Er berichtet darüber weiter: „Saint-Aulaire setzte hinzu, dieser Brief sei in einem so mystischen Tone geschrieben, als habe der Kaiser entweder die Ueberzeugung, man werde ihn tödten, oder als sei er entschlossen, irgend einen Gewaltstreich gegen sich auszuüben.“ „Dieses Letzteren“, fügte Metternich hinzu, „ist er nicht fähig.“ (Wiener Staatsarchiv. Helfert zitiert die Stelle in seiner „Marie Louise“, S. 435.) In Metternichs „Nachgelassenen Papieren“, Bd. II, S. 469, fehlt dieses Stück des Vortrages. Houssaye, Welschinger und auch Masson nehmen von dem Briefe gar keine Notiz, obwohl ihnen Helferts Buch nicht unbekannt blieb. Savary in seinen Memoiren (Bd. VII) bestätigt, daß Napoleon damals, nach seiner zweiten Abdankung am 6. April, der Kaiserin geraten habe, „sich an ihren Vater zu wenden, da er sie nicht mehr beschützen könne.“ (Vgl. auch unten S. 249, Anm. 3). An der Authentizität der Nachricht ist also nicht zu zweifeln. Von des Kaisers tief deprimierter Stimmung zeugt überdies auch jenes Schreiben, das er am 8. April an Méneval richten ließ und das dieser nicht mehr in Blois, sondern erst in der Nacht vom 9. zum 10. in Orléans erhielt. Auch dieser Brief soll, nach Ménevals Bericht in seinen Memoiren (Bd. III, S. 269) die Möglichkeit „même de la mort de l'empereur“ offen gelassen haben. Anderseits aber deutete er die Hoffnung Napoleons an, die Krone auf seinen Sohn übergehen zu sehen. „Man sei“, hieß es darin, „mit dem Kaiser von Oesterreich überein gekommen (il avait été convenu), daß die Herrschaft dem König von Rom übertragen werde.“ Diese Angabe wurde damals — und auch noch viel später — viel geglaubt, war aber nicht wahrheitsgemäß. Schwarzenberg hatte es den französischen Marschällen in Paris offen erklärt, daß Österreich nicht an eine Regentschaft denke, und Kaiser Alexander ihnen dies bestätigt (Macdonald, Mémoires, p. 272, 277); Metternich schrieb am 7. April an den Staatsrat Hudelist in Wien: „Wir erwarten Nachrichten vom Grafen Artois; der Kaiser (Franz) wird zu gleicher Zeit mit ihm in Paris eintreffen. Der Vater der Kaiserin konnte es zu vermeiden wünschen, eben im Augenblick des Sturzes des Throns seiner Tochter in Paris zu sein; der Kaiser von Österreich aber wird Derjenige sein, welcher die Bourbons einsetzt“. In einem Vortrag des Ministers an den Kaiser vom 13. April heißt es, dessen feierlicher Einzug in Paris sei zur Notwendigkeit geworden, „denn das Publikum läßt sich nicht nehmen, daß Eure Majestät mit der Regierungsveränderung keineswegs einverstanden sind, und Kaiser Napoleon hat unter der Hand

wie sie sagte, ihre Pflicht sie rufe. Der Oberst selbst will sie, unter dem Hinweis auf mannigfache Gefahren, davon abgebracht haben, so daß sie dem Kaiser nur einen Brief durch ihn zusandte, der seinen gesunkenen Mut wieder heben sollte[1]). Dann aber schrieb sie, nach einer Nacht sorgenvoller Überlegung, auch an den Vater, an den sie ja der gestürzte Kaiser selbst gewiesen hatte. In ihm sieht sie fortan ihre einzige Stütze und die ihres Sohnes, nachdem Napoleon auch für ihn hatte resignieren müssen. In diesem Briefe vom 8. April bittet sie nur noch um eine Zuflucht in Österreich: „Alles, was ich wünsche, ist, irgendwo ruhig leben zu können in Ihren Staaten und meinen Sohn erziehen zu können. Gott weiß, daß ich ihm sagen werde, nie Ehrgeiz zu haben.“ Dann kommt sie aber doch wieder auf ihre erste Absicht, zu Napoleon nach Fontainebleau zu gehen, zurück und teilt sie in einem zweiten Briefe vom gleichen Tage dem Vater mit, die Zukunft ihres Sohnes seiner Fürsorge empfehlend. „Ich bin überzeugt, daß Sie ihm nicht die Insel Elba als seine einzige Herrschaft geben wollen.... Dieses unglückliche Kind, welches unschuldig von allen Fehlern seines Vaters ist, verdient nicht, eine so traurige Lage mit ihm zu theilen. Ich bin überzeugt, Sie werden ihn vertheidigen und mich auch. Ich weiß, daß er nicht mehr auf Frankreich rechnen kann. Ich bitte Sie also, wenn es möglich ist, ihm einige andere Besitzungen zu verschaffen.“[2])

allgemein verbreiten lassen, daß Österreich sicher keine Gelegenheit versäumen werde, die Napoleon'sche Dynastie wieder auf den Thron zu bringen.“ Endlich schreibt Metternich am 21. April an Hudelist, die Partei für die Regentschaft sei sehr beträchtlich, „da jedoch wir die Kaiserin und den Prinzen wegführen, so bleibt sie ohne eigentlichen Anhaltspunkt“. (Wiener Staatsarchiv.)

[1]) Der Bericht Galbois' steht in Savarys Memoiren, Bd. VII, S. 165. Memoiren des Obersten, auf die Welschinger, Le Roi de Rome p. 69, verweist, der ihn hartnäckig Garbois nennt, sind noch nicht veröffentlicht. Nur der seine Mission zu M. Louise betreffende Abschnitt wurde im „Gaulois“ vom 8. August 1896 mitgeteilt. Danach hätte die Kaiserin, im Einvernehmen mit ihrem Schwager Joseph, ihrem Gemahl nahegelegt, mit den noch vorhandenen Truppen einen neuen Feldzug zu wagen, worauf Napoleon nicht eingegangen wäre.

[2]) Helfert, Marie Louise. S. 304 und 307.

War es aber auch jetzt noch ihr eigenster Entschluß, zu Napoleon zu gehen? war es ihr Wunsch? Man nahm dies bisher allgemein an. Es steht aber doch nicht fest. In dem eben zitierten zweiten Briefe vom 8. April, den Bausset zu ihrem Vater tragen soll, wird die Ankunft des russischen Generals Schuwalow als Kommissar der alliierten Mächte und des Baron St. Aignan als Bevollmächtigten der provisorischen Pariser Regierung gemeldet, „welche mir die Lage, in welcher der Kaiser (Napoleon) sich itzt befindet, geschildert.... Ich gehe morgen früh nach Fontainebleau ab.“ Wenn nun Masson, wie die anderen, meint, Schuwalow wäre erschienen, um sie von ihrer Absicht, zu ihrem Gatten zu gehen, nötigenfalls mit Gewalt abzubringen, so ist das nicht richtig[1]). Die beiden Abgesandten hatten vielmehr den Auftrag, die Kaiserin nach Fontainebleau zu führen, und brachten sie auch wirklich am 9. April bis Orléans. Hier bleibt sie aber den nächsten Tag und schreibt Brief auf Brief an ihren Vater. Von der Absicht, nach Fontainebleau weiter zu reisen, findet sich darin kein Wort mehr. Dagegen heißt es: „Der Kaiser (Napoleon) reiset ab nach Elba; ich habe ihm erklärt, daß mich nichts dazu bringen wird, von hier wegzugehen, bevor ich Sie gesehen habe und von Ihnen gehört werde haben, was Sie mir rathen. Man will mich von hier wider meinen Willen fortführen...“ Dann wieder: „Gott weiß, wohin ich noch gehen werde.“[2]) Man will sie wider ihren Willen fortführen? Wer? Doch nur Schuwalow, denn er ist ja jetzt der Machthaber. Und wohin? Ein Brief, den Franz I., der noch nicht in Paris, sondern erst auf der Fahrt dahin in Châtillon weilte, am 10. April durch Graf Stadion an Metternich, der bereits in der Hauptstadt

[1]) L'impératrice Marie Louise, p. 572: „Was ihrer Absicht, wenn auch nicht einer Vereinigung, so doch der Fahrt nach Fontainebleau ein rasches Ende macht, ist das Erscheinen des Grafen Schuwalow“ ... „Er gibt als seinen Auftrag an, die Kaiserin und ihren Sohn nach Orléans zu führen, und versichert sich ihrer Personen.“ So steht es allerdings in Ménevals Memoiren, Bd. II, S. 71. Bei Bausset aber (Memoiren, Bd. II, S. 224) heißt es: „nach Orléans und dann nach Fontainebleau“. Tatsächlich führt der Weg von Blois nach Fontainebleau über Orléans.

[2]) Helfert, Marie Louise. S. 314.

angelangt war, schreiben ließ, gibt darauf Antwort. Der Kaiser, heißt es darin, habe soeben durch Schwarzenberg erfahren, daß Schuwalow zur „Erzherzogin“ Marie Louise nach Blois geschickt worden sei, um sie nach Fontainebleau zu führen (pour la conduire de là à Fontainebleau). „Se. Majestät hätten erwartet, daß die alliirten Höfe bezüglich der Person Ihrer Frau Tochter keine Verfügung treffen würden, ohne sie vorher in Kenntniß und sich mit Ihr in's Einvernehmen zu setzen. Von dem Augenblick an, da die Frau Erzherzogin sich von ihrem Gatten getrennt befindet, gehört sie allein ihrem erlauchten Vater zu, und er ist es, der sie unter seinen Schutz zu nehmen hat. Der Kaiser befiehlt mir daher, Eure Durchlaucht mit seinen gerechten Vorstellungen hiergegen zu beauftragen. Er fordert, daß ihm seine Frau Tochter mit ihrem Kinde zurückgegeben werde, damit er sie in einer ihrer Geburt würdigen Weise in seine Staaten geleiten lasse und ihr und ihrem Sohne dort so lange eine entsprechende Versorgung einräume, bis ihr Schicksal endgültig entschieden ist.“ [1])

Metternich, der aus den Briefen der Kaiserin, die über Paris gingen und die er eröffnete, deren „sehr geängsteten Zustand“ entnahm, hat darauf am 11. die Fürsten Esterhazy und Liechtenstein mit einem Schreiben an Marie Louise abgeschickt, worin er sie einlud, sich ohne Zeitverlust nach Rambouillet zu verfügen, um da mit ihrem Vater zusammenzutreffen. Schuwalow ließ er durch den Kaiser Alexander in dem gleichen Sinne unterweisen. „Auf diese Weise erhält die Kaiserin und Ew. Majestät“ — schreibt der Minister am 11. an Franz I. — „freien Willen, zu thun, was Sie für gut finden, und Ihre Majestät tritt aus ihrem gegenwärtigen qualvollen Zustand.“ [2]) Nachdem die beiden

[1]) Das französische Original im Wiener Staatsarchiv. Schwarzenberg an den Kaiser am 8. April aus Paris: „Der General Schuwalow ist gestern früh nach Blois gesandt worden um die Kaiserin M. Louise zu ihrem Gemahl nach Fontainebleau zu führen.“ Zitiert v. Wertheimer, Der Herzog v. Reichstadt, S. 104.

[2]) W. St. A. Wenn Bausset in seinen Memoiren, Bd. II, S. 224, bemerkt, Schuwalow habe ihm am 8. April mitgeteilt, die Kaiserin werde von Orléans weg nach Rambouillet gehen, so sei es in Paris bestimmt worden, so liegt da ein Gedächtnisfehler vor. Denn erst am 11. schreibt Metternich an Franz I.: „Zugleich habe

Kavaliere ihren Auftrag ausgeführt hatten, kehrten sie nach Paris zurück, während Marie Louise noch an demselben Tage — es war der 12. April — von Orléans aus unter russischer Bedeckung nicht mehr nach Fontainebleau sondern nach Rambouillet fuhr. „Ihre Majestät die Kaiserin," berichtet dann Metternich am 13. an seinen Kaiser, „welche noch stets in der Angst schwebte, daß Kaiser Napoleon sie in Orléans abholen würde, hat sich drei Stunden nach der Ankunft meiner Herren auf den Weg nach Rambouillet begeben." [1])

Nach alledem ist die Ansicht, Marie Louise habe stets von Blois und dann von Orléans weg zu ihrem Gatten nach Fontainebleau gestrebt, sei aber durch die Macht der Verbündeten daran gehindert worden, nicht gut haltbar [2]). Man wird eher annehmen müssen, daß sie bereits unter dem Eindruck jenes resignierten Schreibens Napoleons vom 6. April, der Gerüchte von einem Selbstmordversuch, die nicht zum Schweigen kamen, und der Nachricht, daß er nach der Insel Elba verwiesen sei, den ersten Gedanken, zu ihm zu gehen, aufgegeben habe, um sich alsbald enger an den Vater anzuschließen, der jetzt das Schicksal ihres Sohnes, in Händen hielt, das sie nicht an die Bagatellherrschaft von Elba knüpfen will [3]). Mit ihm will sie zunächst zu-

ich dem Grafen Schuwalow vollkommen gleiche Aufträge durch den Kaiser Alexander ertheilen lassen". Schuwalow mußte also am 8. andere gehabt haben.

[1]) W. St. A. Bekanntlich kam General Cambronne, der Marie Louise nach Fontainebleau bringen sollte, zu spät nach Orléans.

[2]) Masson hat sie noch nachträglich in zwei Feuilletonartikeln der „Neuen Freien Presse" vom 29. Dezember 1904 und vom 4. März 1905 zu retten gesucht, in denen sich seine kritische Methode in einem nicht sehr günstigen Lichte zeigte. Vgl. meine Entgegnungen ebenda am 2. Januar und am 3. April 1905.

[3]) In Ménevals Memoiren, Bd. III, S. 276, heißt es über den Aufenthalt in Orléans ganz richtig: „Die Kaiserin stand unter der Herrschaft der Erwägungen, die ihr die Empfehlung des Kaisers Napoleon nahe gelegt hatte, sich mit ihrem Vater in Verbindung zu setzen; sie war erschreckt über diese Vorsicht, die ihr anzudeuten schien, daß der Schutz, den sie bisher gefunden hatte, wirkungslos geworden sei." Nur gilt dies auch schon von Blois vom 8. April ab. Hier darf auf die Erzählung Marie Louisens von

sammenkommen und seinen Rat vernehmen. Ihre Skrupel, nicht doch zu Napoleon gegangen zu sein, und die Vorstellungen, mit denen einzelne aus ihrer Umgebung, wie Baron Méneval, der ehemalige Geheimsekretär des Kaisers, Frau von Montesquiou, die Aja ihres Kindes, und andere, nach dieser Richtung in sie drangen, beschwichtigt sie mit dem Gebote der Kindespflicht, den Vater nach so langer Zeit der Trennung zuvor wiederzusehen. In einem Briefe vom 14. April, worin sie Franz I. ihre Ankunft in Rambouillet anzeigt, heißt es: „Diese Ursache hat mich allein zu dieser Reise bewegen können und hat mich verhindern können, dem Kaiser, welcher mich in Fontainebleau erwartet, sogleich entgegen reisen zu können.“ [1]) Sie hätte ebensogut von ihrer Mutterpflicht sprechen können, die hier die Gattenpflicht überwog.

## 2.

Was zwischen Vater und Tochter am 16. April 1814 in Rambouillet besprochen wurde, wissen wir nicht. Wahrscheinlich die Reise nach Österreich bis in die Einzelheiten der Route, denn in

---

der einzigen häuslichen Szene zwischen ihr und Napoleon hingewiesen werden. Dieser fuhr sie dabei an: „Sie sind eine kleine dumme Person, die ich ihrem Vater zurückschicken werde,“ worauf sie antwortete: „Das ist alles, was ich mir wünsche.“ Memoiren der Baronin Montet, p. 44, die es von der Obersthofmeisterin Scarampi nach M. Louisens eigener Erzählung erfuhr. Über den vorgeblichen Selbstmordversuch Napoleons, an dem Masson natürlich festhält, vgl. meinen „Napoleon I.“, 2. Aufl., Bd. III, S. 296, und Savarys Memoiren, Bd. VII, S. 162.

[1]) Helfert. Marie Louise. S. 322. Später in Wien erzählte sie ihrem Oheim, Erzherzog Johann, der allerdings der Meinung gewesen war, sie hätte bei Napoleon ausharren sollen, das wäre auch in Orléans ihre Absicht gewesen, von wo sie nach Fontainebleau habe gehen wollen; jedoch sei „von der Regierung der Befehl gekommen, sie bleiben zu machen, ja selbst, wenn sie doch ginge, Gewalt zu gebrauchen“. („Aus dem Tagebuche Erzherzog Johanns. 1810 bis 1815“. Herausgegeben von Krones. S. 161, 156.) Aber diese Auffassung ihrer damaligen Lage steht mit ihren drei Briefen aus Orléans vom 10. April in Widerspruch und dürfte ihr erst nachträglich von ihrer Umgebung — oder von ihrem Gewissen — beigebracht worden sein. Sie entsprach nicht der Wahrheit. Vgl. oben S. 246 f.

einem Briefe vom 18. bittet Marie Louise, ihr „eine recht kindische Bitte“ zu gewähren und sie lieber über Salzburg gehen zu lassen; dann die Zuerkennung der Herzogtümer Parma und Piacenza an die Kaiserin und ihren Sohn durch die Verbündeten, die im Vertrage mit Napoleons Marschällen am 11. April festgesetzt worden war; endlich der vom Leibarzt Corvisart dringend empfohlene Besuch der Bäder von Aix in Savoyen, der zwar, da Aix in Frankreich lag, nicht unbedenklich erschien, dem aber Kaiser Franz dennoch zugestimmt haben wird, denn am 18. April schreibt ihm die Tochter, auch Napoleon habe sie gebeten, den Anordnungen des Arztes, Aix betreffend, zu folgen, und am 30. ersucht sie ihn um seine Verwendung in Paris, damit ihrer Badereise „keine Anstände gemacht werden“ [1]). Ihr Plan ist nunmehr, sechs Wochen in Wien zu verbringen, dann nach Aix zu gehen.

Auf der Heimfahrt regten sich jene Skrupel wieder. Am 3. Mai — sie ist unterdes in Basel angelangt — beunruhigt es sie, keine Nachricht von Napoleon zu haben, und sie bittet den Vater, ihr die Gelegenheit anzugeben, durch die sie ihm schreiben könnte; er habe schon seit vier Tagen keinen Brief von ihr [2]). Dann am 7. übermittelt sie auf seinen Wunsch dem Kaiser Franz seine Beschwerden darüber, daß man seine Ersparnisse von der Zivilliste (10 bis 12 Millionen Franken), eine große Anzahl von Geschenken, sein Service, ja selbst seine Bibliothek konfisziert habe; „alle diese Sachen sind das Eigenthum des Kaisers und meines Sohnes.“ Zugleich ersucht sie den Vater um seine Verwendung, daß dem entthronten Herrscher die vereinbarten zwei Millionen jährlicher Einkünfte auch wirklich ausbezahlt würden, wozu die bourbonische Regierung wenig Lust haben werde, „wenn Ihr großmüthiger Charakter Sie nicht bestimmt, das Recht meines Mannes zu vertheidigen, der Ihr Schwiegersohn und nicht mehr

1) Helfert, a. a. O. S. 324, zitiert nur den Brief vom 18. April, vom zweiten (vom 30.) nicht die hier angezogene Stelle. Die Kaiserin ist überzeugt, daß die Erlaubnis zur Reise leicht zu erreichen sein werde, da ihr Sohn in Wien zurückbleibe. Ebenso sei sie überzeugt, daß Aix ihr allein Hilfe zu bringen vermöge. (Wiener Staatsarchiv.)

2) Helfert, a. a. O. S. 330.



Ihr Feind ist, seitdem er unglücklich und verlassen ist.“ Das ist nicht der Stil der Kaiserin, und es ist anzunehmen, daß sie hier nur ein Konzept Ménevals ins Deutsche übertragen hat[1]). Aber sie machte sich doch zum Dolmetsch der Anliegen ihres Gemahls, und um so lieber, als sie sich nicht entschließen konnte, sich zu ihm zu begeben und sein ruhmloses Exil zu teilen.

In Wien ist sie noch ganz Französin, spricht nur französisch, behält ihre französische Umgebung bei und bittet den Vater, ihr keine Damen und Kammerherren zuzuteilen, „mit denen sie Bekanntschaft machen müßte“. Die Aufregungen der letzten Zeit haben ihre angeborene Scheu gegen neue und ungewohnte Personen noch vermehrt. „Seit einiger Zeit“, heißt es in dem Brief aus Basel vom 3. Mai, „ist bei mir der Menschenhaß auf eine unglaubliche Art eingewurzelt.“ Kein Wunder, daß sich die aristokratische Gesellschaft Wiens, die ihr, wie die ganze Bevölkerung, aufs freundlichste entgegengekommen war, bald über ihren fremdländischen Hochmut beklagt, der doch nur Verbitterung war[2]). Kein Wunder, daß in solcher Vereinsamung der Kaiserin der Gedanke, wenn auch nicht nach Elba, so doch nach Parma zu gehen, sich aufdrängte. Unterdes war Kaiser Franz aus Frankreich zurückgekehrt, und zwei Wochen später, Ende Juni, rüstete sich Marie Louise zur Fahrt nach Aix und dann vielleicht nach Parma, wenn ihr Vater zustimmte. Der Wiener Regierung war diese vom Kaiser nun einmal zugestandene Reise auf französisches Gebiet durchaus nicht angenehm, und es ließ sich nicht leugnen, daß es zum mindesten etwas Auffälliges haben mußte, wenn die entthronte Souveränin eines Landes dieses nach so kurzer Zeit wieder aufsuchte und damit kaum verstummten Gerüchten neue Nahrung gab. Allerdings hatte man durch Talleyrand, den Minister des Äußeren, die Zustimmung Ludwigs XVIII. erwirkt, doch wer war

[1]) Der Brief ist bei Helfert, S. 330 ff., vollständig abgedruckt; er beruht zum großen Teile wörtlich auf der Note Napoleons, die sich bei Méneval, Mémoires, Bd. III, S. 283 und 284 findet.

[2]) Erzherzog Johanns Tagebuch, S. 149: „Bei dem Empfange beobachtete ich die Gesichter, sie fühlt's und verbirgt's“.



sicher, daß Ludwig Talleyrands sicher war?[1]) „Aber alle Vorstellungen gegen diese Reise waren vergeblich,“ berichtet Staatsrat Hudelist, der stellvertretende Leiter der Staatskanzlei, dem noch im Westen weilenden Fürsten Metternich, der seinerseits an Graf Merveldt in England schrieb, er würde, wäre er in Wien gewesen, die Fahrt nach Frankreich verhindert haben[2]). Es ward nun, da man an Marie Louisen noch immer „eine Anhänglichkeit an Napoleon, woraus sie kein Geheimniß machen soll“, wahrgenommen haben wollte, beschlossen, ihr eine vertraute Persönlichkeit für die Dauer des Badeaufenthaltes zur Seite zu geben, die den Wiener Hof von allem, das sich dort ereignete, in Kenntnis erhalten sollte. Die Wahl fiel auf den General und Diplomaten Grafen Adam von Neipperg, der schon im Jahre 1810, als er österreichische Gefangene aus Frankreich nach Hause bringen sollte, das Kaiserpaar in Paris gesehen, später, 1812, bei der Kaiserin in Prag den Dienst als Ehrenkavalier versehen hatte, ihr also keine ganz unbekannte Persönlichkeit mehr war, was bei ihrer Abneigung gegen neue Menschen ins Gewicht fiel.

Masson, hier, mitunter wörtlich, der Darstellung Houssayes in dessen „1815“ folgend, knüpft an diese Wahl des Mannes, der späterhin allerdings Herz und Hand der Frau gewinnen sollte, die er jetzt nur zu überwachen hatte, Vermutungen und Anklagen, für die er den Beweis schuldig bleiben muß. „Der Kaiser von Oesterreich“, schreibt er, „hatte zu ihrem Begleiter und Mentor den alten, vertrauenswürdigen Fürsten Nikolaus Esterhazy ausersehen. Im letzten Augenblick aber wurde diese Ernennung widerrufen. Die österreichische Staatskanzlei“ — bei Houssaye hieß es: Metternich — „setzte mit einem Hintergedanken, wie ihn nur eine Frau eingeben konnte, an die Stelle des Fürsten Esterhazy den General Grafen Neipperg, der in Pavia eine Division commandirte und nun Befehl erhielt, sich sofort nach Aix zu begeben.“ Und dieser Neipperg ist „ein Romanheld, der die Frauen im Vorbeigehen entführt und Europa nach galanten Abenteuern durchläuft“[3]). Masson pflegt seine Quellen nicht zu nennen; er tut

---

[1]) Houssaye, „1815,“ S. 113 ff.
[2]) Wiener Staatsarchiv.
[3]) L'impératrice Marie Louise, p. 600, 602.



damit sehr geheimnisvoll und erspart sich zugleich die Mühe, denjenigen in der Öffentlichkeit gerecht zu werden, denen er ein gut Teil seines Wissens verdankt. Hier hat ihn Houssaye, der sich lediglich auf Ménevals Memoiren und auf ein deutsches anonymes Pamphlet zweifelhaftester Gattung stützt, in die Irre geführt[1]). Abgesehen von der durchaus unhistorischen Auffassung, ein Minister oder ein Amt könnten eigenmächtig eine Bestimmung des Monarchen abändern und durch eine andere ersetzen, ist hier vor allem zu bemerken, daß dieser Minister, Metternich, damals, als Marie Louise sich zur Reise nach Aix rüstete, gar nicht in Wien weilte, das Amt aber, die Staatskanzlei, dem Kaiser gegenüber nur durch den Staatsrat Hudelist vertreten war, der sich gewiß nicht mehr erlaubt haben wird, als „allerunterthänigste“ Vorschläge zu machen. Das tat er denn auch in einem Vortrage vom 24. Juni 1814, worin es heißt: Die Kaiserin wünsche nach Aix den Hauptmann Grafen Karácsai mitzunehmen, der auf der Reise aus Frankreich nach Österreich sehr gute Dienste geleistet habe; „diesem könnte die Instruction gegeben werden, wenn Ew.

[1]) Das Pamphlet führt den Titel: „Marie Louise und der Herzog von Reichstadt. Die Opfer der Politik Metternich's. Herausgegeben von einem ehemaligen Staatsdiener.“ Paris 1842. Es erzählt, Metternich sei damals von Frankreich nach Italien gereist und habe dort den General für seine geplante Mission bei der Kaiserin geradezu instruiert. Es heißt da (S. 154): „Bekanntlich reiste Metternich unmittelbar nach Unterzeichnung des Pariser Friedens (Anfang [!] Mai) über Genf nach Mailand ... den General Neipperg von der politischen Unmöglichkeit des Fortbestehens der Ehe zwischen Napoleon und Marie Louise zu überzeugen und mit ihm die zu ergreifenden Mittel zu berathschlagen.“ Nein, „bekanntlich“ war Metternich nach der Unterzeichnung des Pariser Friedens (Ende Mai) nach London gegangen, von dort am 1. Juli wieder nach Paris gereist, hatte sich hier einige Tage aufgehalten, um sich dann zu Kaiser Alexander nach Bruchsal, hierauf an den Stuttgarter Hof, endlich nach München zu begeben (von wo er am 15. an Hudelist schreibt). Am 18. kam er in Wien an. Klinkowström, Oesterreichs Theilnahme an den Befreiungskriegen, S. 376 u. A. Man begreift nicht, daß ein Forscher vom Range Houssayes sich auf solche Schmutzliteratur berufen mag, wie er es „1815“, S. 161 ff., 164, 450 ff., tut.



Majestät directe Nachrichten von Aix erhalten wollte, sonst ein anderer Officier gewählt oder endlich Grafen Bubna in Turin aufgetragen werden, irgend ein taugliches Individuum in dieser Absicht unter einem anderen schicklichen Vorwand dahin zu senden. Es schiene mir auf jeden Fall erwünschlich, daß man während der Anwesenheit der Kaiserin in Aix nicht in der Unwissenheit Desjenigen bleibe, was dort vorgeht." Das waren die Vorschläge der Staatskanzlei. Man sieht, es ist darin weder von Esterhazy, noch von Neipperg die Rede. Und wie entscheidet der Kaiser? Er hatte gar keine vorher gefaßte Meinung in der Sache, sondern wies den Beamten an den Fürsten Schwarzenberg, den Hofkriegsratspräsidenten. Dieser sollte einen befähigten Offizier vorschlagen, „der Mir darüber (d. i. über den Aufenthalt in Aix) berichten und im Erfordernißfall Meiner gedachten Tochter mit seinem Rath behülflich sein kann". Schwarzenberg empfahl General Neipperg, den er selbst vor vier Jahren in Paris bei Hofe vorgestellt hatte, und dessen Division jetzt einem Korps zugehörte, das der französischen Grenze zunächst stationiert war. Der Vorschlag wurde genehmigt, und schon am 26. konnte Hudelist an Metternich berichten, der Kaiser habe Neipperg bestimmt, „um während des Aufenthaltes der Kaiserin in Aix ebenfalls die dortigen Bäder zu gebrauchen und das, was dort vorgeht, ohne Aufsehen hierher einzuberichten. Er soll der Kaiserin mit Rath und That an die Hand gehen und, wenn er eine Reise nach Elba auf keine Weise hindern könnte, wenigstens mit hingehen. Unser Monarch scheint übrigens an die Möglichkeit einer solchen Reise noch nicht zu glauben und nimmt sich vor, seiner Frau Tochter Alles sehr lebhaft vorzustellen, was sie davon abhalten kann und muß." [1])

Nach Elba? Dachte sie wirklich daran? Hatte eine Unterredung mit ihrer Großmutter, der Königin Karoline von Neapel, die geäußert haben soll, man müsse, wenn man gehindert würde, „beim Fenster hinaus springen," um zu seinem Gatten zu gelangen,

[1]) Helfert, Marie Louise, S. 439. Wenn Masson (p. 605) als Instruktion Neippergs bezeichnet, „sie zu beobachten und im Falle, wo sie ihren Gemahl besuchen wollte, von Vorstellungen, die man ihr zunächst macht, zum unweigerlichen Verbot überzugehen," so trifft das, wie man sieht, nicht zu und ist pure Erfindung.



so tiefen Eindruck auf sie gemacht? Oder war alles nur Hofklatsch, wie Hudelist in einem Brief an Metternich andeutet?[1]) Franz I. wenigstens, der täglich mit seiner Tochter verkehrte, war, wie wir hören, anderer Ansicht. Am 1. Juli schreibt Hudelist an den Minister: „Die Kaiserin Marie Louise ist gestern von Schönbrunn abgereist. Der Hauptmann Graf Karácsai geht als Courier voraus, und Se. Majestät hat mir befohlen, einen Courier an den Herrn Feldmarschallleutnant Grafen Neipperg nach Mailand mit dem Auftrag an diesen Letzteren zu senden, daß er sogleich nach Aix abgehen soll, um von Allem, was dort vorgeht, hierher Bericht zu erstatten[2]). Der abgeschickte Courier ist ein vertrautes Polizei-Individuum, welches dem Grafen Neipperg für die Zeit dieser Commission als Secretär an der Seite bleibt.“[3]) Das war die recht prosaische Mission des Grafen, von dem Houssaye, Masson und andere behaupten, er sei als notorischer Herzenbrecher zu dem Zweck ausgewählt worden, um der Kaiserin den fernen Gatten in Vergessenheit zu bringen[4]). Welche Summe von Unmoral setzt man da voraus, und wie wenig stimmt, was wir aus guten Quellen erfahren, mit einer solchen Annahme überein! Neipperg war damals kein Jüngling mehr, er zählte — im Jahre 1775 geboren — an 40 Jahre und hatte in Mailand Weib und Kinder[5]). Sein Äußeres war, wie Méneval zugibt, der die Kaiserin nach Aix begleitete, nicht eben verführerisch. Er hatte in den Kämpfen gegen die Franzosen ein Auge eingebüßt, so daß

---

[1]) Helfert a. a. O.

[2]) Neipperg hatte seine Station in Pavia.

[3]) Wiener Staatsarchiv.

[4]) Houssaye, „1815,“ p. 161 ff. Welschinger, Roi de Rome, p. 82, denen hier vielleicht Ähnliches vorgeschwebt haben mag, wie es Napoleon am 9. Mai 1808 an Talleyrand schrieb: „Man muß nach Valençay Frau Talleyrand mit vier oder fünf Damen mitnehmen. Gesellt sich der Prinz von Asturien zu einer von ihnen, der man sicher ist, so bietet das nur ein Mittel mehr, ihn zu überwachen.“ (Lecestre, Lettres inédites de Napoléon I, n. 278.)

[5]) Über sein Alter gehen die französischen Schriftgelehrten auseinander und machen ihn überdies älter als er war: nach Masson und Houssaye wäre er zweiundvierzig, nach Welschinger dreiundvierzig Jahre alt gewesen.

er stets eine schwarze Binde trug, und Marie Louise selbst verschwieg es nicht, daß der Eindruck, den er auf sie machte, anfänglich kein sehr günstiger war[1]). Aber was verschlägt das? Masson sagt dennoch: „Mit seinen 42 Jahren, seinem zerstörten Auge, seiner schwarzen Binde ist er unwiderstehlich, eine Art Don Juan, dem das keusche Oesterreich alle seine Streiche verzeiht. Das ist der Mann, den die Staatskanzlei der Kaiserin-Erzherzogin, der ältesten Tochter Seiner kaiserlichen Majestät, als Führer, Cavalier, Gesellschafter bestimmt.“ [2]) Man sollte meinen, die „Staatskanzlei“ habe da gerade keine sehr glückliche Wahl getroffen, wenn sie den Zweck im Auge hatte, den man ihr unterschiebt. Aber es läßt sich nicht leugnen: Neipperg gewann trotzdem die Gunst der Kaiserin. Was ihr an ihm gefiel, war freilich nicht der dämonische Zug, den ihm die französische Geschichtsschreibung zuerkennt, sondern, neben sehr angenehmen und liebenswürdigen Formen des Benehmens, die sichere und umsichtige Art, mit der er nützliche und praktische Anordnungen traf, und seine Sorgfalt für sie, die in den letzten Wochen so oft und schmerzlich der fürsorglichen Leitung hatte entbehren müssen. Dennoch wurde der Graf, wie Méneval angibt, in der ersten Zeit des Aixer Aufenthaltes nie anders als in offizieller Audienz empfangen und erwarb sich erst allmählich die Auszeichnung, zu den kleinen Gesellschaften, Ausfahrten, Spaziergängen — stets in Gegenwart der Oberhofmeisterin, der Herzogin von Montebello, die übrigens nur kurze Zeit in Aix verweilte, oder einer Hofdame — zugezogen zu werden.

3.

Was Marie Louise, die in Aix nach einer ihrer parmesanischen Besitzungen den Namen einer Herzogin von Colorno trug, jetzt vor allem beschäftigte, war, neben dem Wunsche, in Parma ihre Herrschaft anzutreten, auch noch der Gedanke, den Souveränen von Rußland und Preußen und all den andern Fürsten, die sich Ende September in Wien versammeln sollten, aus dem Wege zu gehen. Sie hält dafür — und es war nicht allein ihre Meinung

---

1) Méneval, Mémoires, III 341.

2) L'impératrice Marie Louise, p. 602.

— daß der Kongreß nicht lange währen werde. In dieser Zeit will sie nach Parma reisen, um dort ihr Haus zu bestellen. Ihr Sohn möchte unterdes der Sorgfalt des Großvaters anvertraut bleiben. Am 22. Juli schreibt sie an Kaiser Franz:

„Ich bin hier klein, aber gut bewohnt; Graf Neuperg ist voll Attentionen für mich, und seine Art gefällt mir recht gut. Die Gegend ist ziemlich schön, ich habe den See von Bourget vor meinen Fenstern ... Ich habe mit vielen Schmerz vernommen, daß die vereinigten Mächte erst im September nach Wien kommen werden. Da ich decenter Weise in diesem Augenblicke nicht in Wien seyn kann, so werde ich, wenn Sie nichts dawider haben, am Anfang September nach Parma gehen; ich glaube, es ist unumgänglich nöthig, um mein Haus einzurichten; ich wünsche es unendlich, habe es aber nicht thun wollen, ohne Ihnen davon zu schreiben. Wenn Sie erlauben, so werde ich meinen Sohn in Schönbrunn lassen, bis Alles eingerichtet ist, welches nicht lange dauern wird. Ich bin ruhig, wenn ich ihn in Ihren Händen weiß, und alle diese Reisen sind so kostspielig in diesem Augenblick, wo ich die größte Oeconomie für meine Finanzen haben muß. Ich verliere aber nicht die Hoffnung, Sie, liebster Papa, diesen Herbst, nach allen Festen, zu sehen, es würde mir sonsten zu schwer fallen.“ [1])

Von Elba ist nicht die Rede und Neipperg kann am 23. Juli nach Wien berichten: „Obgleich Ihre Majestät stets mit Anhänglichkeit von Ihm (Napoleon) spricht, so ist doch nie der Wunsch geäußert worden, mit selbem sein Schicksal auf der Insel Elba teilen zu wollen.“ Wenn je ein solches Projekt bestanden habe, so werde es jetzt sicher nicht zur Reise gelangen [2]). Aber auch aus der Reise nach Parma sollte nichts werden. Metternich stellte der Kaiserin in einem ausführlichen Briefe vor, daß, da die Bourbons Ansprüche auf Parma erhöben, jetzt nicht der Augenblick wäre, dorthin zu reisen; man müsse vorerst die Entscheidung

---

[1]) Die Briefe der Kaiserin an ihren Vater werden im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv aufbewahrt und den Benutzern desselben in dankenswertester Weise zugänglich gemacht. Helfert hat sie für seine „Marie Louise“, den Zwecken des Buches entsprechend, nur bis zum Juni 1814, in dem erwähnten Dioskuren-Aufsatz aber bis Ende des Aufenthaltes in Aix verwendet. Wenn Masson, L'impératrice Marie Louise, p. 600, behauptet, man habe den kleinen Prinzen unter dem Vorwande, er könne der Mutter lästig werden, gleichsam als Geisel zurückbehalten, so findet diese Behauptung hier ihre Widerlegung. Vgl. auch Erzherzog Johanns Tagebuch a. a. O. Briefe der Kaiserin an Méneval im August sind in dessen Memoiren III 345 ff. mitgeteilt.

[2]) Helfert, Marie Louise und Napoleon, S. 29.



des Kongresses abwarten. Und im gleichen Sinne schrieb ihr Kaiser Franz, der sie aufforderte, unterdes wieder nach Wien zurückzukehren[1]). Dieser Wunsch des Vaters, der sie um die Erfüllung

[1]) Masson (p. 604) gibt diesen Briefen eine ganz unzutreffende Deutung. Er nimmt es der Kaiserin übel, daß sie, während Napoleon auf Elba im Exil weilt und nach ihr verlangt, in Aix sich vergnügt. „Inmitten des Zusammenbruchs des Kaisers, des Kaiserreiches und Frankreichs unterhält sie sich, veranstaltet Ausflüge, geht auf Bälle, gibt und empfängt ländliche Feste und macht endlich so viel Lärm, daß in Paris der Herzog von Berry in Aerger geräth und Talleyrand am 9. August an Metternich schreibt, es wäre, da die Badecur der Kaiserin beendet sei, an der Zeit, ihren Aufenthalt nicht weiter auszudehnen. Dasselbe dachte man in Wien, und so empfing sie von Metternich einen Brief ihres Vaters, der es ihr untersagte, nach Parma zu gehen, und ihr befahl, geradewegs nach Wien zurückzukehren.“ Hatte Masson vergessen, daß Napoleon selbst Marie Louise zu der Kur in Aix geraten hatte und sie erst im Herbste, erholt und gekräftigt, wiedersehen wollte? Vielleicht er selbst erholt und gekräftigt, oder doch wieder hergestellt von einem verborgenen Übel dessen Behandlung ihm, wie General Koller, sein Begleiter nach Fréjus, erfuhr, damals viel zu schaffen machte. (Vgl. Helfert, Napoleons Fahrt von Fontainebleau nach Elba, S. 39 und damit Pellet in der „Révolution française“ 1904, nach Beugnotschen Papieren.) Daß das bourbonische Frankreich die frühere Herrscherin nicht gerne in seinen Grenzen sah, ist begreiflich; ihr durchaus vorwurfsfreies Benehmen hatte aber damit gar nichts zu tun. Der Brief des Kaisers Franz war vom 7. August datiert, also zwei Tage bevor Talleyrands Schreiben Paris verließ, er war also ganz unabhängig von den Vorstellungen des französischen Hofes und zu einer Zeit abgefaßt worden, da man von dem Zeitvertreib der Kaiserin, wie ihn das Badeleben mit sich brachte, gar nichts wußte. Interessant ist die Antwort Metternichs an Talleyrand vom 20. August. Darin heißt es: „Der Wunsch des Königs, betreffend den Aufenthalt der Kaiserin Marie Louise in Aix, wird erfüllt werden. Der Kaiser hat schon vor mehr als zwei Wochen an seine Tochter geschrieben und sie aufgefordert, hierher zurückzukehren. Ich brauche Ihnen, mein Fürst, nicht zu wiederholen, wie sehr ihre Reise meine Mißbilligung fand. Ich glaube aber, nach allen aus Aix erhaltenen Angaben, Ihnen mittheilen zu können, daß die Kaiserin sich dort in einer Weise benahm, die alle Berechnungen derjenigen zu Schanden machte, die dieser Reise eine besondere Bedeutung beilegten, einer Reise, die zwar allerdings etwas Compromittirendes hat, aber

des ihrigen bringt, macht sie, wie sie Méneval gesteht, „recht unglücklich." Aber sie hat in ihrem Leben gelernt, sich zu fügen. Sie tut es auch jetzt und tut es mit guter Miene zum bösen Spiel, denn sie muß sich — wie sie demselben Méneval schrieb — „recht klug benehmen" [1]). So schreibt sie am 19. August dem Vater:

„Ich habe mit vieler Aufmerksamkeit Ihre väterlichen Räthe gelesen und danke Ihnen tausendmal dafür. Ich bin überzeugt, daß Niemand es besser mit mir meinen kann, als Sie, und daß Sie stets das Interesse meines Sohnes und das meinige vertheidigen werden. Ich werde Ihrem Rathe folgen und Anfangs October nach Wien wieder zurückkehren. Ich bin froh, Ihnen diese Probe meines kindlichen Gehorsams geben zu können, obwohl es mir kostet, in diesem Augenblicke nicht nach Parma gehen zu können, wo Alles zu meiner Ankunft bereitet ist ... Ich gedenke gegen den 8. oder 10. October zurückzukommen; ich will erst nach der Abreise der hohen Potentaten eintreffen; es wäre meinem Herzen unmöglich, mit diesen Fürsten zugleich in Wien zu sein. Ich werde das Monath September benützen, um eine Reise durch die Schweiz zu machen... Ich habe den General Neuperg gebeten, die Reise der Schweiz mit mir zu machen. Ich habe gedacht, Sie werden nichts dawider haben, und er kann mir äußerst nützlich in verschiedenen Umständen sein; ich bin immer recht zufrieden mit ihm; wir reden recht oft von

ohne jeden Hintergedanken unternommen worden war (simplement compromettant sans arrière-pensée). Der Kaiser hatte den Grafen Neipperg beauftragt, sie zu begleiten und sie nicht aus den Augen zu lassen, um jenen Leuten das Spiel zu verderben, die etwa aus der schiefen Stellung, in die sie in Aix nothwendig gerathen mußte, Kapital schlagen wollten. Die Maßregeln, die Sie selbst dort zu ihrer Ueberwachung getroffen haben, mußten Ihnen doch beweisen, daß die Wahl des Kaisers eine gute gewesen war. Warum gibt man nicht Ihrerseits Corvisart und der Frau v. Montebello einen Wink, welche die Güte der Kaiserin und den Einfluß, den sie auf sie zu gewinnen vermochten, stark zu mißbrauchen scheinen? Wir lassen Ihnen ganz freie Hand in der Sache. Alles, was Sie thun werden, um sie aus dieser Art von Vormundschaft zu befreien, kann nur zu ihrem Vortheil ausschlagen." (Wiener Staatsarchiv. Vgl. über Corvisarts und Isabeys Anwesenheit in Aix Houssaye, „1815," Bd. I, S. 115.) Es waren also lediglich politische Rücksichten, die in dem Briefwechsel zum Ausdruck kamen. Daß Marie Louise in Aix von französischen Vertrauenspersonen aufs schärfste bewacht ward, ist nur natürlich. (S. Helfert in den Dioskuren, S. 25.)

[1]) Mémoires, III, S. 347.



Ihnen, liebster Papa, und das ist ein Gespräch, welches ich nie ohne Rührung unternehmen kann, denn ich kenne keinen besseren Vater als Sie. ..."

Nach Elba wird sie nun gewiß nicht mehr gehen. Aber schreiben will sie dem entfernten Gatten und fragt deshalb bei ihrem Vater an, ob sie ihm Briefe für Napoleon schicken könne, „denn er hat gar keine Nachrichten von mir." Nun so ganz zutreffend war diese letztere Mitteilung, mit der sie Franz I. offenbar angenehm zu sein meinte, nicht, denn sie hatte erst acht Tage zuvor ein Schreiben nach der Insel abgeschickt, das die entschuldigende Botschaft enthielt, daß sie genötigt sei, nach Wien zurückzukehren. Seitdem hatte sie allerdings geschwiegen. Um so sehnsüchtigere Briefe aber langten jetzt von dorther in Aix an, die später sogar, wie Neipperg am 6. September dem Kaiser berichtete, im Falle einer weiteren Weigerung zu ihm zu kommen, mit gewaltsamer Entführung drohten, was Marie Louisens Lust dazu noch mehr herabstimmte. Kopf und Herz mochten an ihnen gleichen Anteil haben. Denn daß Napoleon, der, nach jenen Augenblicken der Resignation in Fontainebleau, sofort wieder mit der Zukunft rechnend, die enge Verbindung mit der Kaiserstochter um so lebhafter aufrecht zu halten strebte, je mehr sie die Mächte getrennt zu sehen wünschten, bedarf wohl keines Beweises. Und hätte Marie Louise seinen Ehrgeiz und das Temperament jener Karoline von Neapel besessen, die in diesen Tagen im Schlosse zu Hetzendorf (am 8. September) eines plötzlichen Todes verstarb, seine Rechnung wäre vielleicht keine ganz unrichtige gewesen. Hat nicht kurze Zeit nachher, während des Wiener Kongresses, Gneisenau den Gedanken ausgesprochen, man könnte allenfalls Napoleon zur Heimkehr von Elba verhelfen, um in Frankreich den Bürgerkrieg zu entzünden und unterdes die deutsche Frage zu lösen? [1]) Marie Louise hatte aber nicht Ehrgeiz genug und nicht genügend Wagemut. Über die Briefe Napoleons schreibt sie am 30. August nach Wien:

„Ich habe vor drei Tagen einen Officier vom Kaiser bekommen mit einem Brief, in welchem er mir sagt, sogleich ganz allein in die Insel Elba abzureisen, wo er mich mit vieler Sehnsucht erwartet.

[1]) Pertz-Delbrück, Gneisenau. Bd. IV, S. 270.



des ihrigen bringt, macht sie, wie sie Méneval gesteht, „recht unglücklich.“ Aber sie hat in ihrem Leben gelernt, sich zu fügen. Sie tut es auch jetzt und tut es mit guter Miene zum bösen Spiel, denn sie muß sich — wie sie demselben Méneval schrieb — „recht klug benehmen“ [1]). So schreibt sie am 19. August dem Vater:

„Ich habe mit vieler Aufmerksamkeit Ihre väterlichen Räthe gelesen und danke Ihnen tausendmal dafür. Ich bin überzeugt, daß Niemand es besser mit mir meinen kann, als Sie, und daß Sie stets das Interesse meines Sohnes und das meinige vertheidigen werden. Ich werde Ihrem Rathe folgen und Anfangs October nach Wien wieder zurückkehren. Ich bin froh, Ihnen diese Probe meines kindlichen Gehorsams geben zu können, obwohl es mir kostet, in diesem Augenblicke nicht nach Parma gehen zu können, wo Alles zu meiner Ankunft bereitet ist ... Ich gedenke gegen den 8. oder 10. October zurückzukommen; ich will erst nach der Abreise der hohen Potentaten eintreffen; es wäre meinem Herzen unmöglich, mit diesen Fürsten zugleich in Wien zu sein. Ich werde das Monath September benützen, um eine Reise durch die Schweiz zu machen... Ich habe den General Neuperg gebeten, die Reise der Schweiz mit mir zu machen. Ich habe gedacht, Sie werden nichts dawider haben, und er kann mir äußerst nützlich in verschiedenen Umständen sein; ich bin immer recht zufrieden mit ihm; wir reden recht oft von

---

ohne jeden Hintergedanken unternommen worden war (simplement compromettant sans arrière-pensée). Der Kaiser hatte den Grafen Neipperg beauftragt, sie zu begleiten und sie nicht aus den Augen zu lassen, um jenen Leuten das Spiel zu verderben, die etwa aus der schiefen Stellung, in die sie in Aix nothwendig gerathen mußte, Kapital schlagen wollten. Die Maßregeln, die Sie selbst dort zu ihrer Ueberwachung getroffen haben, mußten Ihnen doch beweisen, daß die Wahl des Kaisers eine gute gewesen war. Warum gibt man nicht Ihrerseits Corvisart und der Frau v. Montebello einen Wink, welche die Güte der Kaiserin und den Einfluß, den sie auf sie zu gewinnen vermochten, stark zu mißbrauchen scheinen? Wir [illegible] Ihnen ganz freie Hand in der Sache. Alles, was Sie thu[illegible] um sie aus dieser Art von Vormundschaft zu befreien, [illegible] ihrem Vortheil ausschlagen.“ (Wiener Staatsarchiv [illegible] visarts und Isabeys Anwesenheit in Aix Hou[illegible] Bd. I, S. 115.) Es waren also lediglich politi[illegible] in dem Briefwechsel zum Ausdruck kamen. [illegible] Aix von französischen Vertrauenspersonen a[illegible] ist nur natürlich. (S. Helfert in den [illegible]

[1]) Mémoires, III, S. 347.

Ihnen, liebster Papa, und das ist ein Gespräch, welches ich nie ohne Rührung unternehmen kann, denn ich kenne keinen besseren Vater als Sie. ..."

Nach Elba wird sie nun gewiß nicht mehr gehen. Aber schreiben will sie dem entfernten Gatten und fragt deshalb bei ihrem Vater an, ob sie ihm Briefe für Napoleon schicken könne, „denn er hat gar keine Nachrichten von mir." Nun so ganz zutreffend war diese letztere Mitteilung, mit der sie Franz I. offenbar angenehm zu sein meinte, nicht, denn sie hatte erst acht Tage zuvor ein Schreiben nach der Insel abgeschickt, das die entschuldigende Botschaft enthielt, daß sie genötigt sei, nach Wien zurückzukehren. Seitdem hatte sie allerdings geschwiegen. Um so sehnsüchtigere Briefe aber langten jetzt von dorther in Aix an, die später sogar, wie Neipperg am 6. September dem Kaiser berichtete, im Falle einer weiteren Weigerung zu ihm zu kommen, mit gewaltsamer Entführung drohten, was Marie Louisens Lust dazu noch mehr herabstimmte. Kopf und Herz mochten an ihnen gleichen Anteil haben. Denn daß Napoleon, der, nach jenen Augenblicken der Resignation in Fontainebleau, sofort wieder mit der Zukunft rechnend, die enge Verbindung mit der Kaiserstochter um so lebhafter aufrecht zu halten strebte, je mehr sie die Mächte getrennt zu sehen wünschten, bedarf wohl keines Beweises. Und hätte Marie Louise seinen Ehrgeiz und das Temperament jener Karoline von Neapel besessen, die in diesen Tagen im Schlosse zu Hetzendorf (am 8. September) eines plötzlichen Todes verstarb, seine Rechnung wäre vielleicht keine ganz unrichtige gewesen. Hat nicht kurze Zeit nachher, während des Wiener Kongresses, Gneisenau den Gedanken ausgesprochen, man könnte allenfalls Napoleon zur Heimkehr von Elba verhelfen, [illegible] [Frank]reich den Bürgerkrieg zu entzünden [illegible] [l]ösen?[1]) Marie Louise hat[te] [illegible] [genü]gend Wagemut. Üb[er] [illegible] [Sehns]ucht nach Wien [illegible]

[illegible] Kaiser bekommen [illegible] ganz allein in die [illegible] [S]ehnsucht erneuer[n] [illegible]

[1]) [illegible] S. 270.

Seit acht Tagen ist das der zweite Officier, den ich bekomme[1]). Durch ersteren habe ich geantwortet, daß ich gleich in wenig Tagen nach Wien abreisen werde und daß es mir unmöglich wäre, ohne Ihrer Erlaubniß nach der Insel abzureisen; auf den zweiten Brief habe ich noch nicht geantwortet. Ich erzähle Ihnen alles dieses, liebster Papa, weil ich mein ganzes Vertrauen in Sie habe und weil ich wünsche, daß alle diese Geschichten Ihnen keinen Argwohn gegen meine Handlungen geben möchten. Seyen Sie versichert, daß ich jetzt weniger als jemals Lust habe, diese Reise zu unternehmen, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, sie nie zu unternehmen, ohne Ihnen eher um Erlaubniß darum zu bitten. Ich bitte Sie, mir auch zu sagen, was ich dem Kaiser über diesen Punkt schreiben soll." [2])

Bald darauf hat die Kaiserin Aix verlassen und das besorgte Frankreich von ihrer Gegenwart befreit. Sie reist in Begleitung Neippergs, der nur widerstrebend ihren Bitten nachgegeben und den Kaiser seinerseits gebeten hatte, zu seiner Division zurückkehren zu dürfen[3]). Man kommt nach Genf, wo man mit Napoleons Bruder Joseph, der in Prangins wohnt, zusammentrifft, dann nach Bern, um sich da einige Zeit aufzuhalten und Ausflüge ins Oberland zu unternehmen. Marie Louise macht hier die Bekanntschaft der abenteuernden Kronprinzessin von Wales, mit der sie einen Abend verbringt. Und hier trifft sie auch ein Brief ihres Vaters, vom 9. September, mit der Aufforderung, ihre Heimkehr zu beschleunigen und die Schweiz zu verlassen, da die Nähe Joseph Bonapartes zu neuem Gerede Anlaß gab[4]).

---

[1]) Den ersten Brief überbrachte Oberst Laczinski, den zweiten Hauptmann Hurault, dessen Frau in Marie Louisens Diensten stand. Hurault wurde entdeckt und nach Paris verwiesen, von wo er nicht mehr nach Elba zurückkehren durfte. Vgl. den Brief an Méneval vom 9. August in dessen Memoiren, Bd. III, S. 347, und die Correspondance de Napoléon I. XXVII, 21.604, 21.611.

[2]) In demselben Briefe bittet sie, ihr die 44 polnischen Lanzenreiter, die ihr Napoleon von Elba aus nach Parma geschickt hatte, „lauter stille und ruhige Leute, welche gleich eine Compagnie von meiner Garde zu Pferde machen könnten", zu belassen. Aber die Politik verweigerte auch diesen ihrer Wünsche, die Reiter wurden Napoleon wieder zurückgeschickt.

[3]) Neipperg an K. Franz am 20. August 1814 und zugleich sein Schreiben an Metternich, daß er nur für den Séjour in Aix sich verpflichtet und ein starkes Bedürfnis nach Ruhe habe, bei Helfert in den „Dioskuren" S. 41. Wer will hier noch von beabsichtigter Verführung reden?

[4]) Auch davon hatte Talleyrand in dem erwähnten Briefe vom 9. August an Metternich gesprochen, worauf dieser in dem bereits

Marie Louise quittiert die Mahnung des Vaters in einem aus Bern vom 22. September datierten Briefe, der hier — bis auf ein paar ganz gleichgültige Stellen — vollständig Platz finden soll. Er lautet:

„Ich habe erst vorgestern Abends Ihren Brief vom 9. September durch Oberst Hrabowsky empfangen und küsse Ihnen tausendmal die Hände für Alles, was Sie mir darin gnädiges sagen wollen. Ich empfehle Ihnen noch auf das Dringendste, liebster Papa, die Interessen meines Sohnes und die meinigen; ich bin überzeugt, daß ich sie in keine besseren Hände als in die Ihrigen legen kann; ich bin überzeugt, daß Ihre väterliche und zärtliche Sorgfalt alles mögliche für uns thun wird. Ich werde in meiner schleunigen Zurückkunft, als wie in allen anderen, beständig Ihren Rath befolgen, ich brauche ihm mehr noch als je in der heiglichen Lage, in welcher ich mich befinde. Deßwegen nehme ich auch mit Dank Ihren gnädigen Antrag, mich in Schönbrunn zu bewohnen, an; ich bleibe viel lieber in diesen Ort als in Schloßhof oder Preßburg; die Ursache wird Ihnen nicht schwer zu errathen seyn, liebster Papa; ich werde ganz nahe von Ihnen seyn und werde täglich mit Ihnen sprechen können, dieses wird der größte Trost für mich seyn. Wenn Sie mich nicht in Schönbrunn unterbringen können, so bitte ich Sie, mich in Hetzendorf zu logiren, weil das auch nahe von Ihnen ist. Ich überschicke Ihnen diesen Brief durch einen meiner Kuriere und bitte Sie, mir ihn wieder entgegen zu schicken. Ich habe in Laub einen Brief vom Kaiser bekommen, welcher äußerst unbedeutend ist; er spricht mir nur von seiner Gesundheit und sagt mir gar nichts von seinem Wunsch, mich nach der Insel Elba kommen zu lassen. Ich habe doch nicht wollen ermangeln, Ihnen die Ankunft dieses Briefes anzukündigen, als ein Beweis, daß ich nichts geheimes für Sie habe. Wenn Sie erlauben, so werde ich Ihnen meine Antwort unter einem fliegenden Petschaft zuschicken, damit Sie sie eher lesen und ihm nachdem zuschicken möchten ...

„Ich habe in meiner Durchreise durch Genf nicht beym König Joseph frühstücken wollen, obwohl er es mir angetragen hat; er ist

---

oben zitierten Schreiben vom 20. August mit dem Vorschlag geantwortet hatte, man solle zusammenwirken, um Joseph aus der Schweiz weg nach England oder Amerika oder, wenn es nicht anders ginge, nach Ungarn zu bringen. Zu gleicher Zeit empfahl er Maßregeln zur Überwachung Napoleons, denn es häuften sich die Nachrichten über allerlei Pläne, die das Gerücht dem Souverän von Elba zuschob. „Nous n'aurions rien fait de bon aussi longtemps que le bruit de la famille nous empêchera de dormir tranquillement." (Wiener Staatsarchiv.)

zu mir zum Mittagsmahl gekommen, war aber so übler Laune, daß er kaum eine Stunde geblieben ist. Ich habe aber gedacht, daß Sie besser finden werden, daß ich nicht bey ihm gewesen bin.

„Ich überschicke Ihnen, liebster Papa, die Stationen von meiner Reise. Ich werde zwischen den 4. oder 8. October in Schönbrunn seyn, weil ich gedacht habe, daß Sie nicht übel finden werden, daß ich nicht Tage und Nacht reisen würde. Auch werde ich noch einen Tag in Bern bleiben, weil alle Leute ein wenig müde von meiner Reise sind und mich gebethen haben, sie ausrasten zu lassen. Ich nehme einen anderen Weg als durch Konstanz, weil man in dieser Jahreszeit nicht sicher ist, den See immer überfahren zu können. Ich hatte schon eher Graf Neuperg gebethen, mich wegen der Sicherheit der Reise bis nach Wien zu begleiten, er hat mir gesagt, daß Sie die Gnade hatten, ihm diese Freyheit zu lassen, und ich werde also davon profitiren [1]). Ich bin überzeugt, daß meine Reise schneller dadurch zu statten kommen wird. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich mit seinem Betragen sowohl in Aix als auf der Reise zufrieden war, ich habe in dieser Wahl wieder Ihre gnädige väterliche Sorgfalt erkannt.

„Der Tod von der Königin [2]) hat mich inniglich betrübt, sie war immer so gut für mich, daß ich ein undankbares Herz gehabt hätte, wenn ich sie nicht beweint hätte....“

## 4.

Am 4. Oktober 1814 langte Marie Louise wieder in Schönbrunn an, und wenn sie ehedem gehofft hatte, erst nach Beendigung der großen Fürstenversammlung heimkehren zu können, so hatte sich auch diese ihre Absicht als unausführbar erwiesen. Der Kongreß stand eben erst im Beginn seiner Verhandlungen, von denen kein Ende abzusehen war, und sie mußte, wohl oder übel, sich in ihre Lage finden. Sie tat es, indem sie sich von allen Festlichkeiten fern hielt, die Zeit in Schönbrunn im engsten Kreise ihrer Familie und ihrer französischen Umgebung verbrachte, täglich ihren Vater besuchte und im übrigen bloß den unerläßlichsten Verkehr pflog. Die Beziehung zu Napoleon lockerte sich nun immer

---

1) Neipperg hatte ein kaiserliches Handbillet erhalten, das ihm die Begleitung Marie Louisens auf der Reise bis in die österreichischen Staaten auftrug, worauf er am 22. September antwortet, daß er „dieser hohen Bestimmung bis nach Wien zu folgen, die Ehre haben werde“. (Helfert in den „Dioskuren“ S. 42.)

2) Karoline von Neapel.



mehr; endlich ist es nach vielen Wochen des Schweigens nur noch ein einziger, zum Neujahrstage nach Elba gesandter Brief, der sie formell markiert. Masson erzählt sehr wenig über diesen Winteraufenthalt der Kaiserin in Schönbrunn, aber auch dieses Wenige ist nicht durchaus wahrheitsgetreu. „Schritt für Schritt", sagt er, „entfernt man aus ihrer Umgebung Alles, was vom Kaiser stammt, das Wappen von ihren Kutschen, die Wappenknöpfe von den Livreen ihrer Lakaien; dann nimmt ihr ihr Vater das Versprechen ab, daß sie ihm alle Briefe, die von Elba kommen, zeigen und nicht ohne seine Zustimmung dahin schreiben werde; jedes Mal bekräftigt ihr Neipperg, daß sie, wenn sie sich unterwerfe, Parma erhalten, dort leben, Hof halten, unabhängig sein werde. Diese Feste, deren Getöse sie hört, zu denen sie aber nicht gebeten wird, und die sie nur durch ein Loch in der Saaldecke betrachtet, diese Vergnügungen, die sich ohne sie vollziehen und durch ihre Gemächer rauschen, ohne daß man sie im Vorbeigehen grüßt, diese Pracht, an der sie sich zu erfreuen begonnen hatte, und deren sie so plötzlich verlustig gegangen war, war das nicht auch ein Mittel, um sie zu versuchen?" Die Übertreibung ist mit Händen zu greifen. Nein, Marie Louise war gar keine Natur, die sich durch rauschende Feste bestechen ließ oder ihren Entgang bedauerte. Zurückhaltend und zurückgezogen, ihre guten Gaben am liebsten verbergend, ihre Fehler offen bekennend — wie sie Napoleon gegenüber einmal ihre Neigung zur Selbstsucht eingestanden hatte — war sie, dem Vater gleich, jeder lärmenden Pracht durchaus abhold. Das war in Paris so gewesen, und das wird später in Parma wieder so sein. Mitten aus dem Glanze des französischen Hofes schrieb sie im Jahre 1811 an eine Freundin: „Sie können sich denken, daß es uns in einer so großen Stadt wie Paris nicht an Unterhaltung fehlt; aber die angenehmsten Augenblicke sind für mich doch diejenigen, wo ich mit dem Kaiser beisammen bin oder mich ganz allein beschäftige." In den Wirren des Jahres 1814 bedauert sie, daß sie nicht, wie es ursprünglich ihr Wunsch gewesen war, Stiftsdame geworden sei[1]). Über die Schönbrunner Tage aber spricht sie sich folgendermaßen aus: „Dieses stille Leben bekommt

---

[1]) Savarys Memoiren, Bd. VII, S. 163.

mir gut. Sie wissen, daß ich die große Welt niemals geliebt habe und ihr jetzt mehr als je abgeneigt bin; ich bin glücklich in meiner kleinen Ecke." Und im Jahre 1817 schreibt sie jener Freundin: „Obwohl noch jung, hab' ich einen schauderhaften Widerwillen gegen die Welt, und ich versichere Sie, daß ich, so oft ich in ein Kloster eintrete, diejenigen beneide, die darin ihren Frieden gesucht haben." [1]) War das die Frau, auf die man einen Druck ausübt, indem man sie von Festlichkeiten fernhält? Man hat ihr auch nicht ihre Kutschen verändert; sie selbst hat die Veränderung angeordnet, als sie mit eigenen Ohren vernehmen mußte, wie Neugierige aus dem Volke über das antiquierte Wappen des untergegangenen Empire ihre Bemerkungen machten [2]). Das Versprechen, die Briefe aus Elba und ihre Antworten darauf dem Vater vorzulegen, hat man ihr nicht abgedrungen; sie hat sich selbst, wie wir sehen konnten, dazu erboten [3]). Und sie hat es getan, weil sie nun einmal, vom Schicksal zwischen ihren Gatten und ihren Vater gestellt, sich für den Zweiten entschieden hatte, um aus dem Zusammenbruch des großen Kaiserreichs noch ein Stück souveräner Geltung für ihren Sohn — und für sich — zu retten. Méneval, der es nicht aufgab, sie für Napoleon wieder zu gewinnen, erfuhr es jetzt einmal von ihr, „daß die österreichischen Prinzessinnen nur Werkzeuge in der Hand des Oberhauptes der Familie sind und daß auch sie in den Grundsätzen unbedingter Unterwerfung unter diese Autorität erzogen wurde; daß ihr nunmehr, wo sie keine unabhängige Herrscherin mehr

---

[1]) Correspondance de Marie Louise (1799—1847). Lettres à la Comtesse Colloredo et à Melle de Poutet, p. 150, 176, 185. Vgl. auch Houssaye, „1815", S. 450, der in diesem Punkte Marie Louise viel richtiger beurteilt.

[2]) Bausset, Mémoires III, 99: „Als sie nach einem Besuche bei der Kaiserin von Rußland am 2. December in ihren Wagen stieg, hörte sie selbst diese übrigens mit Maß gemachten Bemerkungen und befahl mir, die Veränderung vorzunehmen, an die bisher Niemand gedacht hatte." Die Erzählung betreffs des Wappens geht auf das Pamphlet „Marie Louise und der Herzog von Reichstadt" (S. 170) zurück, dem selbst der Augenzeuge Bausset weichen muß, wenn die Legende es verlangt.

[3]) Siehe oben S. 263.



sei, keinen Schutz sonst finde und keine Widerstandskraft habe, nur übrig bleibe, sich entweder unter das Joch zu beugen oder in offener Rebellion gegen den Vater und die Familie sich aufzulehnen, was für ihren Sohn und dessen Zukunft von den bedenklichsten Folgen wäre." [1]) Damals eben beschäftigte sich der Kongreß eifrig mit Parma und Piacenza. Die Vertreter Frankreichs und Spaniens traten sehr entschieden dafür ein, daß dies Land an die bourbonische Familie, insbesondere an die Exkönigin von Etrurien, zurückgelange. Österreich wollte in der sächsischen und polnischen Frage, die es von Preußen und Rußland entfernte, sein Einvernehmen mit Ludwig XVIII. nicht riskieren und Kaiser Franz deshalb in der Sache seiner Tochter nicht in den Vordergrund treten. Damals dachte Metternich daran, Marie Louise mit einer Rente abzufinden. Entschied sich diese jetzt für Napoleon, so war alle Hoffnung auf die Herzogtümer endgültig dahin. Im anderen Falle aber ergab sich die Möglichkeit, daß — wie es auch geschah — Kaiser Alexander I. von Rußland sich der Bestimmung jenes Aprilvertrages annahm, den er selbst abgeschlossen hatte. Das war im November 1814 der Fall. Als drei Monate später die Krisis vorüber war, trat auch Kaiser Franz wieder für seine Tochter ein [2]).

In dieser Zeit der Ungewißheit über Parma hatte sich Graf Neipperg, der den Winter über in Wien geblieben war, als Mentor und Helfer treu bewährt. Er hatte sich nicht nur über die Verhältnisse der Herzogtümer genau unterrichtet und ausführliche Denkschriften verfaßt, sondern auch die Briefe konzipiert, die, auf Baron Wessenbergs Rat, der ihre Sache führte, die Kaiserin an Alexander I. und an Friedrich Wilhelm III. von Preußen zu richten hatte, und sich persönlich in ihrem Auftrage an Lord Castlereagh, den Vertreter Englands, gewendet, kurz sich ein nicht geringes Verdienst um die Förderung einer Sache erworben, die Marie Louisen so sehr am Herzen lag. Die Achtung, die sie seiner Begabung, die Dankbarkeit, die sie seiner erfolg-

---

1) Méneval, Mémoires III, 421.

2) Über den späteren Geheimvertrag vom 31. Mai 1815 siehe unten S. 274.



reichen Bemühung in ihrem Interesse zollte, die Gewohnheit des Verkehrs mit dem offenen und liebenswürdigen Manne, der sich fast täglich in Schönbrunn zum Diner einstellte, sie auf Promenaden begleitete und des Abends mit seinen geselligen Talenten — er war ein tüchtiger Musiker — die Eintönigkeit ihres Kreises belebte: all das entwickelte in ihr eine warme Sympathie für ihn, aus der sie vor ihrer Umgebung gar kein Hehl machte. Der geheime Agent, dem die Überwachung des Schönbrunner Hofstaates anvertraut war, berichtet gelegentlich, sie habe, als Neipperg sich einmal zum Mittagessen verspätet hatte, Befehl erteilt, einen Reitknecht nach der Stadt zu schicken, um nachzusehen, wo er denn so lange bliebe. „Ihre Majestät sagten dieses in vorzüglich guter Laune, weil Höchstihnen die Gesellschaft des Grafen, seines aufgeweckten, artigen Benehmens wegen, sehr angenehm zu sein scheint.“ [1]) So hatte es sich die Kaiserin selbst zuzuschreiben, wenn man auf dem Kongreß von ihr erzählte, was der Freiherr vom Stein am 24. Februar in sein Tagebuch schrieb: „Sie ist eine flache französische Frau, die den Schein annimmt, alles Deutsche vergessen zu haben, und sich von General Neipperg die Cour machen läßt.“ [2]) Nun begann auch Neipperg die freundliche Neigung seiner Herrin — er war als Oberststallmeister in ihre persönlichen Dienste getreten — mit schwärmerischer Huldigung zu erwidern [3]). Und doch ist das alles weit entfernt von dem Roman, den die französische Geschichtsschreibung in diese Beziehung schon für diese Zeit hineingedichtet hat. Masson z. B. — immer in den Spuren Houssayes — bleibt dabei, Neipperg habe, Faust und Mephisto in einer Person, mit seinen anbefohlenen Verführungskünsten das wehrlose Herz der Kaiserin umgarnt und ihrem Gemahl entwendet [4]). Man wird aus Briefen, die im Anhang

---

[1]) Archiv des k. k. Ministeriums des Innern. Akten der Polizeihofstelle.

[2]) Historische Zeitschrift. Neue Folge. Bd. XXIV, S. 435.

[3]) Houssaye, „1815“, S. 451, macht ihn nach den Angaben der Schrift „Marie Louise nnd der Herzog von Reichstadt“ zum Hofmarschall — „ein Titel, der ihm das Recht gab, zur Kaiserin in den Wagen zu steigen“.

[4]) L'impératrice Marie Louise, p. 606: „Sie ist dreiundzwanzig



mitgeteilt werden, abnehmen, daß darin wohl schon die Keime eines Herzensbundes angedeutet sind, die in den folgenden Jahren eine Vereinigung fürs Leben gezeitigt haben, daß sie uns aber die Vermutung einer größeren Vertraulichkeit noch verwehren. Was jedoch den gegen die österreichische Regierung erhobenen Vorwurf betrifft, sie habe das freibeuterische Unternehmen Neippergs angeordnet und begünstigt, so ist er nicht nur wegen der erniedrigenden Rolle haltlos, die er einem angesehenen Manne aus gutem Hause zumutet, sondern auch deshalb, weil es sich dann schwer erklären ließe, wieso Metternich nach Ménevals unverdächtigem Zeugnis schon Anfang Februar 1815 Neipperg die Mitteilung machen konnte, er werde sich demnächst zu seinem Kommando nach Italien zu begeben haben, und nur Marie Louisens Fürwort einen Aufschub seiner Abreise erwirkte, so daß er erst am 1. April 1815 Wien verließ, um seine Division wieder zu übernehmen[1]). Hätte die Regierung des Kaisers Franz seinen Einfluß auf Marie Louise so hoch bewertet und für so überaus wünschenswert erachtet, wie es die französischen Historiker glauben, dann würde sie diesen Einfluß wohl kaum gerade jetzt ausgeschaltet haben, da Napoleon Elba heimlich verlassen hatte, um im Siegeslaufe nach Paris zu stürmen, aufs neue sich der Herrschaft zu bemächtigen und Brief auf Brief nach Wien zu senden, worin er die Gattin nach Frankreich zurückrief. Nein, die österreichische Regierung bedurfte Neippergs nicht erst, um Marie Louise bei Österreich festzuhalten. Ihre Wahl zwischen dem Gatten und dem Vater war schon getroffen, ehe sie den General kennen lernte, und es ist jetzt, nach Napoleons Flucht von Elba, nur noch ein Akt der Formalität, bestimmt, den anderen Mächten jeden Verdacht zu benehmen, wenn die Regierung sich von Marie Louisen eine bindende Erklärung geben läßt, die sie und ihren Sohn rückhaltlos dem Willen des Vaters unterordnet. Das ist ein in französi-

---

Jahre alt, ist ein Weib. Vater, Stiefmutter, Schwestern, alle Souveräne Europas „guettent sa chute pour lui en faire un triomphe"; p. 603: „Bevor sechs Monate vergehen, sagte Neipperg zu seiner Mailänder Maitresse, bin ich ihr Geliebter und bald ihr Gemahl. Il ne fallut pas six mois."

[1]) Méneval, Mémoires III, 408.



scher Sprache geschriebener und vom 18. März 1815 datierter Brief an Kaiser Franz, der folgenden Wortlaut hat:

„Mein sehr theurer Vater. Im Augenblick einer neuen Krisis, welche die Ruhe Europa's bedroht, und selbst von neuem Unglück bedrängt, das sich über meinem Haupte sammelt, kann ich keine sicherere Zuflucht, keinen wohlthätigeren Schutz erhoffen, als den ich für mich und meinen Sohn von Ihrer väterlichen Zärtlichkeit erbitte. In Ihre Arme, liebster Vater, flüchte ich mich mit dem Wesen, welches allein meinem Herzen am nächsten steht in dieser Welt. In Ihre Hände und in Ihren väterlichen Schutz lege ich unser Schicksal. Ich könnte es unter keine erhabenere Leitung stellen. Wir werden keinen anderen Willen als den Ihrigen kennen. Sie werden geruhen, mit Ihrer zarten Sorgfalt alle meine Schritte in diesem schwierigen Momente zu lenken. Eine grenzenlose Ergebenheit soll die erste Huldigung meiner Dankbarkeit und meiner achtungsvollen Hingebung sein, mit der ich zu sein die Ehre habe, mein liebster Vater, Ihre gehorsamste Tochter

Marie Louise.“ [1])

Für Napoleon freilich hätte damals unendlich viel von ihrem Wiedererscheinen in Frankreich abgehangen. Es hätte bedeutet, daß Österreich imstande wäre, sich von Rußland, England und Preußen zu trennen und am Ende seine Herrschaft anzuerkennen. Ohne Zweifel hatte er auf Elba genaue Kunde davon erhalten, wie gespannt während der Verhandlungen des Kongresses das Verhältnis der Donaumacht zu ihren nordischen Nachbarn sich gestaltet, daß einige Wochen hindurch offener Krieg gedroht hatte,

---

[1]) Das Original dieses wahrscheinlich von Wessenberg verfaßten Schreibens liegt in der Sammlung der Briefe Marie Louisens an den Vater im Wiener Staatsarchiv und lautet: Mon très chère Père. Au moment d'une nouvelle crise, qui menace la tranquillité de l'Europe, et menacée de nouveaux malheurs qui s'accumulent sur ma tête, je ne puis espérer un asyle plus sûr une protection plus bienfaisante que celle que je réclame pour moi et pour mon fils de votre tendresse paternelle. C'est dans vos bras, mon très chèr Père, que je me réfugie avec l'être qui me tient le plus à coeur dans ce monde. Je remets en vos mains, et sous votre sauvegarde paternelle, notre sort. Je ne saurai le placer sous une égide plus sacré. Nous ne connaitrons d'autre volonté que la vôtre. Vous daignerez diriger avec votre tendresse toutes mes démarches dans un moment aussi difficile. Une soumission sans bornes sera le premier hommage de ma reconnaissance et de l'attachement respectueux avec lequel j'ai l'honneur d'être, mon très cher Père, votre très-obéissante fille
Schönbrunn, ce 18 Mars 1815. Marie Louise.

und er dürfte wohl auch diesen Faktor in seinen Kalkül aufgenommen haben, als er im Februar sich entschloß, die Insel zu verlassen. Jetzt aber hatten ihn die inzwischen eingetretenen Ereignisse sicherlich rasch eines andern belehrt. Am 13. März war er von den europäischen Staaten, die am 30. Mai 1814 den Pariser Frieden unterzeichnet hatten, in die Acht erklärt worden, und am 25. erneuerten die vier Großmächte ihren Bündnisvertrag vom vorigen Jahre. Konnte wohl Metternich seinen Namen unter die Schriftstücke gesetzt haben, ohne daß er Marie Louisens sicher war? Gewiß nicht. Und damit war für Napoleon die Hoffnung auf die Rückkehr seiner Gattin, auf eine Spaltung der Koalition und möglicherweise auf eine Vermeidung des Krieges dahin. Wenn er auch in seinen kurzen Briefen an Marie Louise vom 22., 26., 28. März, vom 1. und 4. April, die wir kennen, noch so eindringlich seine beispiellosen Erfolge, die Flucht des Königs, die Begeisterung der Armee schilderte — er für seine Person knüpfte wohl kaum eine große Erwartung an ihre Wirkung[1]). Nach außen hin und seiner Umgebung freilich zeigte er sich voll Zuversicht; hatte er doch sogar den Hofstaat der Kaiserin wieder erneuert, um im Volke die Meinung zu verbreiten, Österreich habe seine Wiederkehr begünstigt. Frau von Méneval schreibt am 12. April an ihren Mann nach Wien:

„Der Kaiser war gestern bei sehr guter Laune, denn er hatte von General Delaborde gehört, daß in Toulouse die Tricolore aufgehißt und mit Begeisterung begrüßt worden sei. Auch Nismes, Montpellier sind übergegangen. Alles steht gut. Nur die Nachrichten aus Wien werden mit peinvoller Ungeduld erwartet. O, liebe Kaiserin, komm, und wir sind Alle glücklich.... Wie nun einmal

---

[1]) Einen dieser Briefe habe ich in der „Historischen Zeitschrift" N. F. Bd. 51 mitgeteilt. Er hat folgenden Wortlaut: Ma bonne Louise. Je suis maître de toute la France; tout le peuple et toute l'armée sont dans le plus grand enthousiasme. Le soi-disant Roi a passé en Angleterre et a délié du serment les commandeurs de toutes les places où flotte mon pavillon. Toute ma vieille garde est autour de moi. Je passe toute la journée des revues de 25 mille hommes. La France ne craint rien de personne. Je t'attends pour le mois d'avril à Strasbourg avec mon fils, le 15 ou le 20 avril. Adieu mon amie. Je t'embrasse.

Thuileries le 28 mars.

die Pariser erfindungsreich sind, versichern sie heute, Du wärst mit Madame v. Montesquiou in der Umgegend der Stadt, würdest aber erst nach Ankunft der Kaiserin auftauchen. Man fürchtet sehr den Krieg; ich habe aber ein angenehmes Vorgefühl, daß wir ihn nicht bekommen werden." (Zwei Tage später:) „Man weiß hier nicht, was in Wien vorgeht, und doch hoffen wir immer noch, es werde nicht zum Kriege kommen. Der Kaiser, sagt man, sei außerordentlich vergnügt, spreche oft von der Rückkehr der Kaiserin und scheine glücklich in dem Gedanken, sie und unseren lieben Prinzen bald wieder sehen zu können. Herr Denon[1]), der fast täglich die Ehre hat, mit Se. Majestät zu sprechen, erzählt mir das Alles..."[2])

Aber während Frau von Méneval dies an ihren Gatten schrieb, kam ein Brief von diesem an Caulaincourt vom 7. April in Paris an, der den Kaiser über die Wiener Verhältnisse ganz und gar nicht mehr im Zweifel ließ. Marie Louise wird nicht kommen. Sie hat es in wiederholten Unterredungen dem Briefschreiber als ihre unabänderliche Entscheidung mitgeteilt, sich nie wieder mit ihrem Gemahl zu vereinigen, schon aus dem Grunde weil sie, nachdem sie sein Mißgeschick nicht geteilt habe, nun nicht gut an seinen Erfolgen teilnehmen könne. In eine Ehescheidung zwar wolle sie nicht willigen, wohl aber eine einverständliche Trennung herbeizuführen suchen. Auch habe sie bereits ihrem Vater geschworen, ihm alles auszuliefern, was ihr vom Kaiser zukommen werde, denn wo so gewichtige Interessen ins Spiel kämen, dürfe sie weder ihre Empfindungen noch ihr Urteil sprechen lassen. „Empfindungen?" Hatte sie noch eine Empfindung für Napoleon übrig? Es scheint, das einzige Gefühl, das sie bei den Nachrichten aus Frankreich über dessen Siegeszug beschlich, sei das einer namenlosen Angst gewesen, sie könnte noch einmal vom Schicksal dorthin berufen werden. Aber sie wollte sich schon wehren. Als Mitte April Méneval mit einem Briefe des Kaisers vom 4. in der Hand noch einen Sturm auf ihr Herz wagte, da gab sie ihm mit Lebhaftigkeit zurück, daß ihr Entschluß, nicht mehr nach Frankreich zu gehen, unerschütterlich feststehe, und daß selbst ihr Vater sie nicht dazu zwingen könne[3]). Es war das letzte

[1]) Der berühmte Maler und Kunstgelehrte, Generaldirector der Museen.
[2]) Wiener Staatsarchiv.
[3]) Méneval, Mémoires III 503.



Gespräch, das sie mit dem unermüdlichen Anwalt Napoleons hatte. Sie machte dann Baron Wessenberg Mitteilung von dem Briefe, und daß sie ihn mit zwei anderen Billets, die von Joseph Bonaparte und seiner Frau herrührten, dem Kaiser übergeben habe. „Sie äußerte," berichtet Wessenberg, „den lebhaften Wunsch, daß man Méneval abreisen lassen möge, wozu der Kaiser bereits, wie sie sagt, seine Erlaubnis erteilt haben soll. Der anderen Personen ihrer Umgebung sei sie nahezu vollkommen sicher." [1]) Daraufhin wurde Méneval die Heimkehr gestattet. Als er am 7. Mai ging, war auch die letzte Möglichkeit eines Verkehrs zwischen ihr und Napoleon geschwunden. Der Geächtete Europas war ihr ein fremder Mann geworden; und wenn sie sich auch nicht herbeiließ, an den öffentlichen Bittgängen um den Sieg über ihn teilzunehmen, so stand sie doch fortan als Österreicherin auf der Seite seiner Gegner. Wohl selten hat die Politik ihre ganze Härte so deutlich zur Schau gestellt wie hier, wo sie ein Band mit derselben grausamen Rücksichtslosigkeit gegen alles Gefühl wieder löste, mit der es geknüpft worden war.

## 5.

Bald nachher nahm der neue Krieg gegen Napoleon seinen Anfang, und Kaiser Franz zog wieder mit den Alliierten ins Feld. Nicht ohne Sorge folgten die Gedanken der Tochter dem Vater. Wurde doch vom Ausgange des Kampfes, der freilich bei den ungeheuren Massen, die gegen Frankreich in Bewegung gesetzt wurden, nicht gut zweifelhaft sein konnte, ihr Schicksal wesentlich berührt. Wie, wenn wider alles Erwarten Napoleon dennoch Sieger blieb und dann von Österreich Weib und Kind als Tribut zurückforderte? Wird sie auch dann noch imstande sein, Nein zu sagen? Waren dann nicht die Interessen des Vaterlandes aufs neue im Spiel, an die nun einmal ihr Leben gekettet war? Dann ging's noch einmal hinaus auf die hohen, sturmbewegten Wogen, auf denen vor zwanzig Jahren eine österreichische Prinzessin Krone und Leben verlor, während sie sich jetzt dem stillen Hafen

[1]) Wessenberg an Metternich, 19. April 1815. (Wiener Staatsarchiv.) Der französische Wortlaut ist in der „Revue historique" a. a. O. S. 26 mitgeteilt.

so nahe glaubte, nach dem ihr scheues Naturell allein sich sehnte. Sie geriet in die lebhafteste Unruhe, und der sie ihr verursachte, konnte ihr Freund nicht sein. Dazu hatte seine Rückkehr von Elba den Vertrag vernichtet, in dem ihr und ihrem Sohne Parma zugesagt worden war. Sofort meldeten sich die Bourbons mit ihren Ansprüchen wieder, und es bedurfte nicht geringer Mühe, daß die Mächte sich darüber einigten, wenigstens der Kaiserin das Herzogtum zuzusprechen, und nur Rußland, Österreich und Preußen auch die Nachfolge des Prinzen unter sich feststellten[1]). In fast jedem ihrer Briefe an den Vater kehrt jetzt, nach überschwenglich schmeichelnden Worten der Dankbarkeit, der Kehrreim

---

[1]) In der Wiener Kongreßakte, die am 9. Juni 1815 unterzeichnet wurde, war — einem Beschluß der Konferenz vom 27. Mai zufolge — im Artikel 99 bestimmt worden, daß Parma, Piacenza und Guastalla an Marie Louise kommen, über das Heimfallsrecht nach ihrem Tode jedoch erst später eine Entscheidung getroffen werden solle. Nebenher aber bestand, von Alexander I. betrieben, der sein Werk nicht aufgeben und seine Autorität nicht beeinträchtigt sehen mochte, ein zwischen Österreich, Rußland und Preußen am 31. Mai 1815 abgeschlossener Geheimvertrag, der in seinen wesentlichsten Punkten folgendermaßen lautete: „Art. 1. Die Kaiserin Marie Louise bleibt im Besitze der Herzogthümer von Parma, Piacenza und Guastalla, und alle Bestimmungen des Artikels 5 des Pariser Vertrages vom 11. April 1814 gelangen voll und ganz zur Ausführung. Art. 2. Die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla sind ihr zu vollem Eigen zugesichert. Sie gehen auf ihren Sohn und auf ihre Nachkommenschaft in gerader Linie über. Art. 3. Die vertragschließenden Mächte verpflichten sich, die Aufrechterhaltung dieser Bestimmungen zu gewährleisten und alle Bemühungen aufzuwenden, um den Beitritt Englands, Frankreichs und Spaniens zu denselben herbeizuführen." (Martens, Recueil des traités conclus par la Russie, III 335 ff.). Danach gehört Welschingers Bemerkung (Roi de Rome, p. 105): „Neipperg hatte der Kaiserin versprochen, ihre Ansprüche auf Parma energisch zu vertheidigen, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie die Herzogthümer nicht auch für ihren Sohn verlange und denselben nicht mit sich nehme," wie so manches andere ins Reich der Fabel. Erst im Jahre 1817 wurde — und dann mit Rußlands eifriger Zustimmung — entschieden, daß der junge Prinz des Nachfolgerechtes in Parma verlustig gehen solle.



wieder, wie gerne sie nun doch schließlich nach Italien reisen möchte. So schreibt sie am 3. Juni 1815:

„Meine Geschäfte sind endlich glücklich zu Gunsten meines Sohnes und der meinigen beendigt. Da ich nie mehr nach Frankreich zurückkehren will, so sind mit dieser Versorgung alle meine Aengsten gehoben. Und das habe ich auch Ihnen, liebster Papa, zu verdanken; wie werde ich Worte finden, um Ihnen meine Dankbarkeit und die Fülle meiner kindlichen Liebe ausdrücken zu können. G tt gebe, daß Sie in wenig Monaten mir sagen lassen möchten, Ihnen nach Italien nachzureisen."

„Wenig Monate nur", länger sollte der Krieg nach ihrer Meinung nicht dauern Er war noch rascher vorüber, als sie gedacht. Der Tag von Waterloo bereitete ihm ein jähes Ende. Am 22. Juni dankte Napoleon aufs neue ab. Da aber ergab sich sofort wieder jene Konstellation, die Marie Louisen schon im Vorjahre begegnet war: der Plan einer Regentschaft für ihren Sohn tauchte wieder auf. „Der Kaiser ist politisch todt!" rief Napoleons Bruder Lucian in der Pairskammer aus. Aber er fügte sofort hinzu: „Es lebe der Kaiser!" Und der Ruf fand in der Kammer der Deputierten begeisterten Widerhall. Dort wurde in der Sitzung vom 23. Juni Napoleon II. proklamiert, und es fiel das Wort — der Abgeordnete Penières sprach es aus — die Deputation, die man zu den verbündeten Monarchen geschickt habe, solle vom Kaiser von Österreich den jungen Prinzen und seine Mutter als ein Unterpfand des Friedens fordern. Einen Tag später stand der Kammerbeschluß im „Moniteur", der Napoleon II. zum rechtmäßigen Nachfolger seines Vaters erklärte. Die Kunde drang rasch bis nach Wien und erfüllte Marie Louise mit neuem Kummer. Da waren sie wieder, die wankelmütigen Franzosen, dann die Brüder Napoleons, die ihr sicher das Leben sauer genug machen würden, Lucian vor allen geizte jetzt nach einem dominierenden Einfluß — nein, nur das nicht; die Aufregungen von Blois und Orleans lagen ihr noch in allen Gliedern. In einem Briefe vom 7. Juli 1815 an den Vater lesen wir:

„Wir werden vermuthlich bald Nachrichten von Ihrem Einzug in Paris bekommen; ich bitte Sie, sich, liebster Papa, bey dieser Gelegenheit von dem zu erinnern, was ich Ihnen den Tag vor Ihrer

Abreise gesagt habe, das ist, daß es mir nie mehr, auf keinen Fall möglich wäre, nach Frankreich zurückzukehren. Indessen höre ich von der lieben Mama, daß der König eine sehr große Parthey hat und daß freuet mich unendlich. Indessen Alles was ich wünsche ist, daß Sie bald von dorten nach Italien gehen möchten und mir erlaubeten, nach Mailand zu Ihnen zu kommen und von da nach Parma zu gehen. Da hätte ich das Vergnügen, Sie wieder zu sehen, und das wird das größte seyn, was ich noch in meinem Leben werde haben können, denn Sie können sich die Größe meiner kindlichen Liebe nicht denken."

Marie Louise sollte indes bald ihrer Sorge, in der Weltgeschichte eine Rolle spielen zu müssen, überhoben sein. Das Parlament von Frankreich hatte nicht nur das Nachfolgerecht des Königs von Rom anerkannt, es hatte auch zugleich eine provisorische Regierung eingesetzt, „die der Nation die Garantien ihrer Ruhe und Freiheit verschaffen sollte." Verbürgte der Name Bonaparte Ruhe und Freiheit des Landes? Fouché, das Oberhaupt dieses neuen Direktoriums, beantwortete die Frage mit Nein und handelte danach. Die Deputation, die er zu Wellington und dann zu den alliierten Monarchen entsendete, um einen Waffenstillstand zu schließen, sollte bezüglich des künftigen Regiments sich für ungebunden erklären. Als die Herren dann im Hauptquartier der Souveräne darüber befragt wurden, gaben sie zur Antwort, man möge Frankreich nur den Frieden schenken, die Franzosen versagten sich gar keiner Regierung, wofern die Bürgschaft vorhanden wäre, daß es nicht wieder zu einer neuen Revolution komme. Die Sache mit Napoleon II. sei eine Komödie. Man habe freie Hand, zu tun, was man wolle[1]). Unterdessen hatte Fouché weiter zugunsten der

[1]) Diese Worte legt ihnen Metternich in einem Schreiben an Hudelist aus Hagenau vom 29. Juni 1815 in den Mund, wenn er erzählt: „Die Commissäre der provisorischen Regierung sind hier eingelangt. Wir haben Wallmoden, Capo d'Istria, Knesebeck und L. Stewart zu den Herren geschickt, um ihre Aufklärungen zu vernehmen. Diese bestehen in den folgenden kurzen Sätzen: „Nous ne nous refusons à nul gouvernement, mais pensez qu'il faut des garanties pour qu'il n'y ait pas une nouvelle révolution". So klingt die Sache ganz gut. In dem „Moniteur" vom 25. ist indessen Napoleon II. zum Kaiser ausgerufen. Auf die Frage, wie dies mit ihren Erklärungen zusammenhänge, antworteten die Herren: „Regardez

Bourbons intriguiert und die Kammer hingehalten, bis die feindliche Armee in Paris einzog, die alliierten Monarchen gegen eine Regierung Napoleons II. protestierten, aufs neue sich für Ludwig XVIII. aussprachen und dieser selbst am 8. Juli vom Throne Frankreichs wieder Besitz nahm.

Das waren befreiende Nachrichten für „Ihre Majestät die Herzogin von Parma“, wie sie fortan hieß, und sie gab ihrer befriedigten Stimmung rückhaltlos Ausdruck. Am 20. Juli schreibt sie aus Baden an Kaiser Franz:

„Ich habe mit vielen Vergnügen Ihren Einzug in Paris vernommen, ich bitte Sie überzeugt zu seyn, daß Niemand mehr an den glücklichen Ausgang des Krieges Theil nimmt als ich. Auch habe ich mit vieler Freude erfahren, daß der König wieder in die Hauptstadt zurückgekehrt ist. Dieß hat mich über eine Menge dummer Gerüchte beruhigt, welche herumgingen, denn Sie wissen, liebster Papa, wie sehr immer mein Wunsch war, bey Ihnen und in Parma meine Tage zuzubringen. Glauben Sie nicht, daß es vielleicht der gute Augenblick wäre, von den englischen und französischen Kabinetten die Einwilligung in jenen geheimen Artikel zu bekommen, welcher die Nachfolge der Herzogthümer meinen Sohn zusichert? Vielleicht wäre der Augenblick, wo der König Ihnen so viel zu verdanken hat, dafür günstig [1]). Sie verzeihen mir, liebster Papa, Ihnen auf dieses zu erinnern; ich kenne aber Ihre Güte und Ihre Gesinnungen als Großvaters und Vormundes meines Kindes, welcher Ihnen allein zum Protector hat... Mein Sohn küßt Ihnen die Hände und trägt mir auf, Ihnen zu sagen, daß er alles Mögliche macht, um recht gescheut zu werden; er leset schon sehr gut französisch und ein wenig italienisch; ich habe ihm versprochen, wenn er solches wird geläufiger können, Ihnen in seinen Nahmen um ein österreichisches Regiment zu bitten, das ist Alles, was er wünscht, und ich hoffe, mein kleiner Franz wird sich, wenn Sie ihm diese Gnade verleihen wollen, mit der Zeit recht davon würdig machen“.

In diesen Tagen war Napoleon schon der Gefangene Englands. Am 30. Juli ward ihm auf dem „Bellerophon“ sein

---

tout cela comme une farce. Nous avons les mains libres et nous pouvons faire ce que nous voulons“. (Wiener Staatsarchiv.) Zur Ergänzung vergleiche man Metternichs Brief an seine Tochter Marie vom 2. Juli 1815 in dessen „Nachgelassenen Papieren“, Bd. II, Seite 521.

1) Siehe oben S. 274 in der Anmerkung den Artikel 3 des Geheimvertrages vom 31. Mai.



Urteil verkündet, das lebenslängliche Haft auf der Insel St. Helena über ihn verhängte. War schon mit dem Geächteten Europas für Marie Louise keinerlei Beziehung mehr denkbar gewesen, wie viel weniger mit dem Gefangenen. Die Nachricht von seiner Gefangennahme quittiert sie mit einem charakteristischen Billett an ihre Oberstthofmeisterin Gräfin Scarampi: „Ich danke Ihnen; ich wußte schon, was Sie mir melden. Ich habe Lust einen Spazierritt nach Merkenstein zu machen. Glauben Sie, daß das Wetter schön bleiben wird.?“ [1]) Der gefällte Riese war ihr jetzt völlig gleichgültig. Sie hatte ihn längst gleichsam innerlich abgeschüttelt. Nur daß man ihm sein Schicksal nicht mit Härte erschwere, wünscht sie noch. Am Napoleonstage, am 15. August 1815, schreibt sie dem Vater:

„Ich hoffe, daß wir itzt einen dauerhaften Frieden haben werden, da Kaiser Napoleon“ — sie kann sich zu „Bonaparte“ nicht entschließen — „ihn nie mehr stöhren wird. Ich hoffe, man wird ihm mit Güte und Milde behandeln, und ich bitte Sie, liebster Papa, dazu beyzutragen; dieß ist die einzige Bitte, die ich für ihn wagen darf und das letztemal, daß ich mich um sein Schicksal annehmen werde, denn ich bin ihm Erkenntlichkeit schuldig für die ruhige Indifferenz, in welcher er mich hat leben lassen anstatt mich unglücklich zu machen“.

Am 20. April 1816 übernahm Marie Louise die Regierung der Herzogtümer Parma, Piacenza und Guastalla.

---

[1]) Memoiren der Frau von Montet, p. 141. Die Scarampi hatte, noch als verwitwete Baronin Mittrowsky, die scheidende Gouvernante Montesquiou provisorisch ersetzt und trat dann an die Stelle der Frau von Brignole. S. Méneval, Mémoires, III 433.

# Beilage.

## Aus Marie Louisens Briefwechsel mit Neipperg (1815).

Méneval erzählt in seinen Memoiren (III 444), Neipperg habe bei seiner Abreise von Wien, am 1. April 1815, der Kaiserin in einem langen und ausführlichen Briefe Mitteilungen und allerlei Ratschläge zurückgelassen, die sie nicht mehr entbehren konnte. Während seiner Abwesenheit habe dann ein lebhafter Briefwechsel seine Gegenwart ersetzt (une correspondance active suppléa à sa présence). Seine Briefe seien wahre Denkschriften gewesen; einzelne nicht weniger als 8 bis 10 Seiten lang. Kurz bevor Ménevals Erinnerungen erschienen waren, hatte sich das deutsche Pamphlet „Marie Louise und der Herzog von Reichstadt. Herausgegeben von einem ehemaligen Staatsdiener" (S. 188) über diese Korrespondenz folgendermaßen geäußert: „Mit jedem Posttage empfing er (Neipperg) hier von Marie Louisen die zärtlichsten Briefe; die kritische Lage derselben entwickelte sich immer mehr zu seinen Gunsten, sein Rath, seine hülfreiche Hand schienen ihr immer mehr als unentbehrliches Bedürfniß, und während sie in ihrer Abgeschlossenheit die letzten Zeilen des zum moralischen Tode verurtheilten Gatten unbeantwortet ließ, führte sie mit Neipperg den lebhaftesten Briefwechsel." Nach Welschinger, in seinem „König von Rom" (S. 127), wären die Briefe der Kaiserin an Neipperg, den der Verfasser ganz ungerechtfertigt erst am 18. April 1815 abreisen läßt, leidenschaftlich gehalten gewesen: „Der Wiener Hof hatte der Kaiserin zwar nicht gestattet, an Napoleon zu schreiben, ihr aber erlaubt, ebenso zahlreiche wie leidenschaftliche Briefe an General Neipperg zu richten (des lettres aussi nombreuses que passionnées)." Nun, von allen diesen Angaben ist es lediglich die Ménevals, der damals noch einige Zeit bei Marie Louise in Schönbrunn zugebracht hatte, die der Wahrheit wenigstens teilweise nahe kommt. Neipperg hat in der Tat, wie er selbst angibt, anfangs täglich nach Schönbrunn geschrieben. Doch was die Antworten der Kaiserin betraf, so war ihrerseits die Korrespondenz keine sehr „lebhafte", denn Neipperg klagt darüber, daß er an vierzehn Tage lang keine Nachricht erhält. Daß sie nicht „leidenschaftlich" oder „zärtlich" war, mag die Probe beweisen, die wir im nachfolgenden bieten. Über diesen Briefwechsel des Jahres 1815 ein gültiges Urteil zu fällen, war bisher überhaupt noch niemand in der Lage, denn es

war davon gar nichts bekannt geworden. Auch was hier mitgeteilt wird, ist bloß ein Bruchstück: fünf Briefe Neippergs und einer der Kaiserin, aus dem April und Mai 1815, die der geschichtlichen Forschung sicher auch nur dadurch dienstbar werden konnten, daß sie dem wachsamen Auge der Staatsbehörde nicht zu entrinnen vermochten, die es zur Zeit des Wiener Kongresses für eine patriotische Pflicht hielt, dem schriftlichen Verkehr bemerkenswerter Persönlichkeiten eine besondere Sorgfalt zu widmen. Die Briefe, die das Wiener Staatsarchiv in Abschrift bewahrt, sind in französischer Sprache abgefaßt, deren Marie Louise in Wort und Schrift kundiger war als der deutschen. Sie werden hier in möglichst getreuer Übersetzung dargeboten.

Ihr Inhalt betrifft zunächst — eine Enttäuschung für Liebhaber historischer Sensationen — die Vorgänge im Feldzuge der Österreicher gegen Murat, wo Neipperg mit seiner Division den linken Flügel hielt und dem zurückweichenden König in Eilmärschen folgte, bis dieser sich am 2. und 3. Mai bei Tolentino dem von dem Oberbefehlshaber Bianchi kommandierten Zentrum zur Schlacht stellte. Neipperg hat also die Befriedigung, seiner Gönnerin von glücklichen Taten Nachricht geben zu können. Nebenher gehen Ratschläge bezüglich Parmas, Winke über die italienischen Verhältnisse, dann überaus abfällige Bemerkungen über die Vorgänge in Frankreich und das Verhalten der Franzosen bei Napoleons Wiederkehr, das der Briefschreiber — der allgemein geltenden Ansicht entsprechend — als Treubruch gegen den König und als Wortbruch an Europa, begangen namentlich durch die französischen Marschälle, aufs schärfste verurteilt. Zwischendurch gleiten Bitten um häufigere Nachrichten, sentimentales Heimweh nach dem kleinen Hofkreise in Schönbrunn und nach dem Verkehr mit der Frau, der der Graf, dem romantischen Zuge der Zeit, und wohl auch dem seines Herzens, folgend, seine ritterliche Verehrung huldigend zu Füßen legt. Das Wort „chevalerie“ findet sich mehrfach in den Briefen. Auch die Kunde vom Tode seiner Gemahlin dürfte Marie Louise durch Neipperg selbst erhalten haben [1]). Was die Kaiserin antwortet, trägt den Stempel aufrichtiger Sympathie und eines offenen Zutrauens. Entbehrt sie doch seinen Rat nicht leicht und ebenso schwer seine ihr angenehm und lieb gewordene Gesellschaft. „Der Tod der Brignole“, schreibt sie an ihre Freundin, die Gräfin Victoire Crenneville, „hat mir die Abreise Neipperg's noch empfindlicher gemacht, denn ich bin geradezu ohne Rathschläge, und in meinem Alter (sie zählte damals 24 Jahre) und in meiner Lage bedarf man ihrer.“ Im Mai klagt sie derselben Freundin, daß sie von dem General seit achtzehn Tagen keine Nach-

1) Vgl. Méneval, Mémoires, III 506.



richt habe[1]). Alles das kann sicher auf persönliche Neigung zurückgeführt, aber doch noch lange nicht auf jenen Grad der Intimität gedeutet werden, den die jüngste französische Geschichtschreibung aus zum Teile unlauteren, zum Teile nicht unbefangenen Quellen herausliest.

Daß Neipperg sich endlich ganz in den Dienst der „Herzogin von Parma“ begab, hatte seinen Grund nicht nur in seiner Verehrung für sie, sondern auch in anderen, äußeren Umständen. Er war an den Tagen der Schlacht bei Tolentino nicht nahe genug an den Feind herangekommen, um in den Kampf einzugreifen. Daraus wurde ihm beim Wiener Hofkriegsrat ein Vorwurf gemacht, gegen den ihn Bianchi verteidigte. Neipperg schickte eine Abschrift von Bianchis Memoire an Marie Louise, die es, offenbar auf seine Bitte, am 20. Juni an den Kaiser weitersandte. Es freue sie, hieß es in dem begleitenden Brief, „daß die Ehre dieses braven Mannes, welchen ich wegen meinen Geschäften viel Dank schuldig bin, gereinigt ist. Er hat mich gebethen, Ihnen ihm zu Füßen zu legen, und Ihnen zu versichern, daß Sie nie einen treueren Diener als ihm finden würden.“ Bald darauf fand sich aber doch noch ein zweiter Anlaß, mit dem General unzufrieden zu sein. Murat war schließlich bis vor Neapel zurückgedrängt worden, wo dann Bianchi und Neipperg, in Gegenwart des englischen Generals Lord Burghersh, mit Carascosa und Colletta am 20. Mai eine Militärkonvention abschlossen, die den König, dem man fortan diesen Titel verweigerte, zur Räumung der Hauptstadt und der festen Plätze nötigte[2]). Metternich war mit diesem Ergebnis nicht zufrieden. In einem Vortrag vom 31. Mai an den Kaiser Franz machte er den Unterhändlern den Vorwurf, der insbesondere Neipperg, den Diplomaten, traf, daß sie im Namen der Alliierten verhandelt hätten, während es sich doch um einen rein österreichischen Waffenerfolg gehandelt habe, daß sie mehr hätten erreichen, jede Kapitulation verweigern, den König gefangen nehmen oder doch zur Abdikation zwingen sollen. Der Kaiser stimmte zu: „Das, was geschehen, gibt einen neuen Beweis, wie wenig Militärs zum negotiiren geeignet sind, und macht mir große Zweifel über Neuperg's Geschicklichkeit entstehen, wenigstens scheint er sehr leichtfertig, daher nicht zu großen Geschäften geeignet zu sein.“[3]) Man sieht: in sehr hoher Gnade stand Neipperg nicht, was doch der Fall hätte sein müssen, wenn die französische Auffassung seiner Rolle eine richtige wäre. Er mochte sich damals gekränkt an seine Gönnerin

[1]) Correspondance de Marie Louise (1799—1847). Lettres intimes et inédites à la Cesse de Colloredo et à Melle de Poutet, depuis 1810 Cesse de Crenneville; p. 178, 179.

[2]) Siehe Neumann, Recueil des traités conclus par l'Autriche. II 634 f.

[3]) Wiener Staatsarchiv.



mit Klagen gewendet haben, denn Marie Louise schrieb am 28. Juli an den Kaiser: „Ich werde Sie bitten, liebster Papa, wenn der General Neipperg seine Truppen in ihre Bestimmung wird abgeführt haben, ihm zu erlauben und zu befehlen, wieder nach Wien zu mir zurückzukommen, er wäre mir äußerst nützlich wegen meinem Hauswesen und auch weil ich Vertrauen in ihm habe und es mir lieb wäre, (in Parma) einen Hiesigen bei mir zu haben, und ich keine neue Bekanntschaft machen will. Ich habe ihm es geschrieben und er ist bereit dazu, wenn Sie es ihm befehlen werden, besonders da er ganz auf den Dienst in der Diplomatie renoncirt hat." [1]) Der Kaiser stimmte zu, und Neipperg wird Marie Louise als Oberststallmeister, als deren „treuer Diener und Freund", wie sie ihn nennt, nach Parma begleiten. Franz I. begegnete ihm dann in Venedig und äußerte ihm seine Überraschung über seinen Entschluß. „Das hätte ich nicht geglaubt," sagte er zu ihm, „daß Sie Lust haben würden, sich da wieder einzulassen." [2]) Die Wahl Marie Louisens war, soweit das Interesse des parmesanischen Landes ins Spiel kam, eine glückliche gewesen: Neipperg, mit dem sie in den nächsten Jahren in innigere Beziehungen trat, um ihn nach Napoleons Tode zu ehelichen, hat die Herzogtümer human und tüchtig, klug und uneigennützig verwaltet und sich in deren Geschichte einen ehrenvollen Namen erworben.

## 1. Neipperg an Marie Louise.

Im Lager zu Borgoforte,
den 13. April 1815.

Unsere Verstärkungen langen täglich an, und in wenigen Tagen werden wir im Stande sein, dem Marschall Murat eine gute Lection zu ertheilen. Die Engländer beginnen bereits im Adriatischen Meere zu kreuzen, und 8000 Anglo-Sicilianer rüsten sich zur Landung in Calabrien. Die Staaten Eurer Majestät haben, wenige Truppendurchzüge ausgenommen, nicht weiter gelitten, und die Städte Piacenza und Barghi [3]) sind in Vertheidigungszustand versetzt. Ich bin mit dem Bataillon „Marie Louise" und mit Oberst Bianchi sehr zufrieden [4]).

Die Nachricht, daß unser erhabener Monarch den Titel „König von Italien" annimmt, hat in ganz Italien Freude und Begeisterung verbreitet; das war ein vorzügliches Gegenmittel gegen Murat den

---

1) W. St. A.
2) Siehe Fournier, Gentz und Wessenberg, S. 99.
3) Schloß Bardi zwischen Pontremoli und Piacenza ist wohl gemeint.
4) Das Bataillon bewährte sich später weniger gut österreichisch, wenn wir einer Bemerkung in Ménevals Memoiren, Bd. III, S. 506, glauben wollen.

Italiker[1]). Auch freut man sich darüber, daß ein Erzherzog als Vicekönig hierher kommen werde. In diesem Lande braucht man einen Hof, Repräsentation, einen Vorsaal, wo der Adel, der zum großen Theile aus Nichtsthuern besteht, während der großen Hitze schlafen oder Karten und Dame spielen kann. Damit, mit der Wiederherstellung des Ordens der eisernen Krone und einigen Kammerherrnschlüsseln auf die Taschen dieser Herren wird sich dieses Land als das glücklichste der Welt fühlen. Eure Majestät werden sich ein großes Verdienst erwerben, wenn Sie unserem guten Herrscher gegenüber bei geeigneter Gelegenheit hiervon Erwähnung thun wollten.

Ich bin tief ergriffen von all dem Kummer, der sich auf die erhabene Person Eurer Majestät häuft. Der Tod der Frau (von) Brignole ist ein schreckliches Ereigniß[2]). Sie werden niemals eine bessere Freundin, eine bessere Rathgeberin finden. Sie besaß all den Adel der Gesinnung, der in diesem Zeitalter so selten geworden ist, und von dem man in Frankreich keinen Begriff mehr hat. Sie wird schwer zu ersetzen sein. Frau von Mittrowsky ist eine sehr vornehme Person, aber sie hat weder die Erfahrung noch die Charakterstärke der Frau Brignole. Ich bin übrigens überzeugt, daß sie für Eure Majestät immerhin eine werthvolle Unterstützung sein wird.

Wir sterben hier Alle vor Ungeduld, uns zu schlagen. Bianchi war bisher der Einzige, dem dieses Glück zu Theil wurde. Er hat gestern, nach einem sehr schönen Gefecht bei Carpi, 500 Gefangene gemacht[3]).

Eure Majestät sollten fest darauf bestehen, daß Alles, was auf dem Congreß bezüglich der Herzogthümer und der böhmischen Lehen entschieden wird, Ihnen in einer Urkunde überwiesen werde,

---

[1]) Die Nachricht war falsch. Franz I. hatte nie daran gedacht, das Beispiel Napoleons I. nachzuahmen. In einer Resolution vom 3. Januar 1815 faßte er zwar den Titel „König von Österreichisch-Italien" ins Auge, es kam aber auch dazu nicht; das kaiserliche Patent vom 7. April 1815 bezeichnete die italienischen Provinzen als „Lombardisch-venetianisches Königreich". Vgl. Meynert, Kaiser Franz I., S. 106.

[2]) Die Marquise von Brignole, Ehrendame der Kaiserin, war mit ihr von Frankreich nach Österreich gekommen, wo sie Anfang April 1815 starb. Sie war die Schwiegermutter der Herzoge von Dalberg und Marescalchi, die Mutter des Marquis von Brignole, der Genua auf dem Kongreß vertrat.

[3]) Feldmarschalleutnant Bianchi, dem später das Oberkommando über die Armee zufiel, die gegen Murat kämpfte, hatte schon am 10. April Carpi erstürmt und darauf sechshundert Neapolitaner, darunter zwölf Offiziere, zu Gefangenen gemacht. (Helfert, J. Murat, seine letzten Kämpfe und sein Ende. S. 52 und 231; Sporschil, Feldzug der Österreicher gegen Murat. S. 13.) Wenn bei Méneval, Mémoires II, 309 (der ersten Ausgabe) der Erfolg Neipperg zugeschrieben wird — wie Erzherzog Rainer der Kaiserin erzählt habe — so ist das ein Irrtum.



die dieselben Mächte zu gewährleisten hätten, die den Vertrag vom 11. April (1814) unterzeichnet haben. In Geschäften muß man sicher gehen. Die besten Versprechungen sind in guter und entsprechender Form unterzeichnete Verträge.

## 2. Marie Louise an Neipperg.

Ohne Datum [1]).

Ich habe vor fünf Tagen durch die Post Ihren Brief erhalten und danke Ihnen für die Genauigkeit (exactitude) Ihrer Nachrichten. Glauben Sie mir, daß ich ein wahres Vergnügen (un sensible plaisir) empfinde, Sie wohlauf zu wissen und auch zu wissen, daß der Feldzug weder lange dauern noch sehr mörderisch sein werde. Wir wissen hier nichts von Seiten Frankreichs, als was die Zeitungen uns melden; aber ich sehe, daß man sich zum Kriege rüstet. Ich fürchte, er wird blutiger sein als der gegen den König von Neapel. Das ist entsetzlich, namentlich wenn man bedenkt, daß wir nach all dem Blut, das bereits geflossen ist, noch auf demselben Punkte stehen wie vor 24 Jahren.

Von meinen Geschäften höre ich nichts, aber ich glaube und hoffe, sie werden noch vor der Abreise der Souveräne entschieden sein. Ich will einen Act in die Hände zu bekommen trachten, der mir den sicheren Besitz verbürgt [2]). Unterdessen bitte ich Sie, sich einer Sache anzunehmen, die weit weniger interessant ist, aber mein Haus berührt, und über die ich mit meinem Vater gesprochen habe. Herr von Beausset (!) hat Auftrag gegeben, daß man die Pferde, die ich in Parma hatte, hierher bringe; er hat diesen Auftrag ertheilt, ohne mich vorher in Kenntniß zu setzen, was mich ärgerte. Mein Vater hat deshalb an Frimont [3]) geschrieben, damit er sie in Verona aufhalte, bis ich mittheile, was mit ihnen zu geschehen hat. Ich bitte Sie nun, die Wagenpferde verkaufen zu lassen, die Reitpferde dagegen, wenn sie sich dazu eignen, von mir oder den Damen geritten zu werden, nach Parma zurückzusenden, wenn nicht, für das Regiment „Marie Louise" darüber zu verfügen. Ich lade Ihnen da eine langweilige Sendung auf, aber sie schlägt in Ihr Fach als Oberststallmeister, und ich bin froh in dem Gedanken, daß mir dieses Amt nach dem unglückseligen Kampfe das Vergnügen verschaffen wird, Sie in meiner Nähe zu haben (contente de penser que cela me pro-

---

[1]) Es ist der 26. April. Aus der Stelle des Briefes, die von Erzherzog Johanns Abreise nach Italien handelt, geht, verglichen mit dessen Tagebuch (herausgegeben von Krones, S. 217) hervor, daß, da die Abreise am 27. erfolgte, der Brief am 26. geschrieben sein mußte. Zur Kenntnis der Behörde kam er, wie ein Vermerk besagt, am 27. April.

[2]) Es ist der oben mitgeteilte Vertrag vom 31. Mai.

[3]) General der Kavallerie Baron Frimont war Oberbefehlshaber in Italien.



**curerait, après cette malheureuse lutte, la satisfaction de vous avoir près de moi).**

Mein Sohn läßt Ihnen viel Schönes sagen. Er fragt oft nach Ihnen und läßt sich auch nach Cortez erkundigen, von dem er fest glaubt, er habe die Reise an Ihrer Seite im Wagen zurückgelegt[1]). Mein Oheim Johann reist morgen nach Italien ab, und der Orden der eisernen Krone ist wieder hergestellt. Ich brauche also nicht erst, wie Sie meinten, meinem Vater zu sagen, daß man diese beiden Dinge in Italien wünscht. Ich glaube, das Land wird damit vollkommen zufrieden sein[2]).

Mit meiner Gesundheit geht es heute etwas besser als in den letzten Tagen; ich habe Mühe, mich zu erholen, ich erfahre nach einander zu viel Kummer, um im Stande zu sein, Alles zu ertragen. Einer schmerzt mich noch sehr; es ist der über den Verlust meiner armen Freundin. Fahren Sie fort, mir Ihre Rathschläge zu ertheilen, ich bin sicher, daß Niemand mir bessere und offenherzigere geben wird. Ich rechne auf Sie in allen schwierigen Lagen, weil ich weiß, daß Sie mir die Wahrheit sagen werden. Rechnen auch Sie dafür auf meine volle Dankbarkeit und Freundschaft, mit der ich bin usw.

### 3. Neipperg an Marie Louise.

Ohne Datum[3]).

Eure Majestät werden den beiden hier beigefügten gedruckten Berichten — die bei Gott wahr sind — entnehmen, wie ich mit Murat in den letzten Tagen verfahren bin, und wie er gegen Ancona flüchtet, ohne daß wir ihn zu erreichen vermöchten. Ich glaube in diesem Theil des Feldzuges meine Schuldigkeit gethan zu haben, denn ich ließ diese armen Maccaroniesser nicht einmal Athem schöpfen. Wir werden Ancona nur beobachten lassen und daran vorbei gehen, um geradeaus in das Königreich Neapel einzudringen und dort die Sache zu beenden[4]). Bianchi manövrirt gegen Macerata, Nugent ist in Rom einmarschirt.

---

1) Cortez hieß ein Pferd Neippergs. Vgl. unten S. 288.

2) Erzherzog Johann war nicht der für das österreichische Italien bestimmte Vizekönig. Er hatte die Provinzen nur als Geniedirektor zu untersuchen und deren Huldigung für den Kaiser in Empfang zu nehmen. (Krones a. a. O., S. 215 ff.)

3) Sicher aus den letzten Apriltagen. „Unter Couvert an die Baronin Mittrowsky."

4) Diese Ansicht des österreichischen Hauptquartiers war irrig, da sich Murat bei Tolentino zur Schlacht stellte. Vgl. Österreichische Militärzeitschrift. 1819. Bd. VIII, S. 130.



die dieselben Mächte zu gew
11. April (1814) unterzeichne
gehen. Die besten Versprech
Form unterzeichnete Verträg

2. Marie

Ich habe vor fünf
und danke Ihnen für die
Glauben Sie mir, daß ich
empfinde, Sie wohlauf zu
weder lange dauern noch
nichts von Seiten Fran
aber ich sehe, daß man
blutiger sein als der ge
lich, namentlich wenn n
bereits geflossen ist, noch
Von meinen Ge
hoffe, sie werden noch
Ich will einen Act in
sicheren Besitz verbürg
anzunehmen, die weit
rührt, und über die
von Beausset (!) hat
in Parma hatte, hie
mich vorher in
hat deshalb a
halte, bis ich
Sie nun,
gegen, we
zu werde
ment „
langwe
stallu
nac
in

von Wien verflossen, und es ist doch heute erst ein Monat ... gibt es keine Feste im Augarten; sie sind von ganz anderer ...n der Voraussetzung, Gelegenheit zu finden, um mich des Wohlwollens Eurer Majestät würdig zu erweisen, bin ich Dero ...ebenster Oberststallmeister.

5. Derselbe an dieselbe.

Sinigaglia, den 2. Mai 1815[1]).

Seit dem 17. dieses Monats[2]) habe ich keine Nachricht von ... Majestät. Ich bin deshalb sehr besorgt, weil ich den letzten ...eilungen Eurer Majestät über Ihre Gesundheit entnahm, daß ...icht die beste sei. Ich zittere vor Allem, was Eurer Majestät ...unangenehmen Dingen begegnen könnte. Ihre außerordentliche ...e, Ihr engelgleicher Charakter würden nur Glück verdienen, und ...ufe täglich die Vorsehung an, selbst inmitten des Kampfes, um ... Wohlergehen Eurer Majestät.

Wir haben gestern um 8 Uhr Abends den wichtigen Posten ... Cappezano erstürmt, den der Feind hatte halten wollen. Nach ...sem für meine Vorhut sehr glänzenden Gefechte haben wir diese ...acht Sinigaglia besetzt, und ich setze meine Verfolgung gegen Ancona ...t. Man nimmt an, der König, der sich von allen Seiten ein=...schlossen sah, sei mit seiner Cavallerie aufgebrochen, um sich gegen ...acerata hin Luft zu machen; aber er wird dort Bianchi, Starhem=...erg und Nugent vor sich finden, die den Sack zuschnüren werden, ... den ich ihn hinein gejagt habe. Bisher sind wir, ich und meine ...on, die Einzigen, die sich täglich mit den Neapolitanern herum=...en haben. Seit dem 19. jagte ich sie von Bologna bis nach ...; ich glaube, das heißt einen ordentlichen Marsch machen. ... armen Leute können auch nicht mehr weiter. Die anderen ...nen haben bisher noch keinen Flintenschuß abgegeben. Wann ...s Alles anders werden? Uebrigens werden die gegenwärtigen ...ffe, die Unthaten, die man in Frankreich gegen jeden Begriff ...re und der Ritterlichkeit beging, wie ich hoffe, die Menschen ... Zeit bessern. Man wird die öffentliche Meinung höher achten, ...n so leichthin Trotz bot, man wird seinen Herrscher mehr ... ihm treuer dienen und nicht mehr die heiligsten Eide mit ...treten, wie Philipp von Commines und alle Marschälle von ...eich.

[1]) ...ehördlicher Vermerk: „Même indication", d. h. unter Kuvert an die ... Mittrowsky.

[2]) Soll heißen: „des vergangenen".

Ich begreife nicht, wieso meine Briefe nicht an Eure Majestät gelangen. Ich schreibe jeden Tag und adressire Alles an Frau von Mittrowsky, sowohl durch die Post als durch Major Seitz, der in dem Esterházy'schen Hause in der Alsergasse wohnt. Eure Majestät möge die Ihrigen direct richten: „An den k. k. Herrn General und Generaladjutanten Grafen von Fiquelmont"; sie werden dann sicherer an mich gelangen. Meine Gesundheit ist nicht die beste und die Anstrengung größer als die Ehre, die in diesem Kriege zu holen ist. Ich fürchte, er werde sich in die Länge ziehen, und daß wir uns an der Lava des Vesuvs aufreiben werden. Ich gestehe, daß ich lieber an dem Kreuzzuge gegen Frankreich Theil nähme. Das ist ein wahrer Religions- und Rachekrieg, über ein Land heraufbeschworen durch die Sünden eines gottlosen Volkes, das mit seinen Eiden spielt, keinen Vertrag achtet, die Gesetze der Ehre und der Ritterlichkeit mit Füßen tritt und in seinem Taumel die Welt mit dem Blute überschwemmen will, das noch nicht vergossen zu haben es sich zum Vorwurf zu machen scheint. Ich weiß wohl, daß sehr viele wackere Leute nichts mit jenen Verbrechern gemein haben, die so viel Unglück auf ihr Vaterland häufen. Nein, Eure Majestät wird sich nicht mehr in so schlechter und verworfener Gesellschaft befinden; unsere Tapferkeit und die Anstrengungen der ganzen Welt bürgen dafür.

### 4. Derselbe an dieselbe.

Im Lager von Mondolfo,
am 1. Mai 1815[1]).

Ich habe Eurer Majestät die interessante Mittheilung zu machen, daß meine Vereinigung mit dem General Bianchi vollzogen ist, und ich hoffe fast, wir werden den König in Ancona einschließen, das kaum verproviantirt ist. Bianchi ist heute in Macerata, mein rechter Flügel in Jesi[2]). Wir sind durch die langen Märsche sehr ermüdet, und die Hitze an der adriatischen Küste ist eine übermäßige. Wir müssen immer am Meeresufer hin marschiren, und die Kanonenboote des Feindes belästigen uns gewaltig. Man empfängt uns überall mit offenen Armen, und es ist fast unglaublich, wie der König meinen konnte, eine Partei in Italien zu haben. Heute traf ich zum ersten Male Cortez. Er schien mit mir von interessanten Scenen vergangener Zeiten plaudern zu wollen. Fast ist es mir, als wäre ein Jahrhundert seit meiner

[1]) Behördlicher Vermerk: „Unter Couvert an die Baronin Mittrowsky in Schönbrunn."

[2]) In Macerata stand aber am 1. Mai Murat, in Jesi dessen General Lecchi, und die Vereinigung mit Bianchi war noch nicht vollzogen.



Abreise von Wien verflossen, und es ist doch heute erst ein Monat her. Hier gibt es keine Feste im Augarten; sie sind von ganz anderer Art. In der Voraussetzung, Gelegenheit zu finden, um mich des hohen Wohlwollens Eurer Majestät würdig zu erweisen, bin ich Dero ganz ergebenster Oberststallmeister.

### 5. Derselbe an dieselbe.

Sinigaglia, den 2. Mai 1815[1]).

Seit dem 17. dieses Monats[2]) habe ich keine Nachricht von Eurer Majestät. Ich bin deshalb sehr besorgt, weil ich den letzten Mittheilungen Eurer Majestät über Ihre Gesundheit entnahm, daß sie nicht die beste sei. Ich zittere vor Allem, was Eurer Majestät an unangenehmen Dingen begegnen könnte. Ihre außerordentliche Güte, Ihr engelgleicher Charakter würden nur Glück verdienen, und ich rufe täglich die Vorsehung an, selbst inmitten des Kampfes, um das Wohlergehen Eurer Majestät.

Wir haben gestern um 8 Uhr Abends den wichtigen Posten von Cappezano erstürmt, den der Feind hatte halten wollen. Nach diesem für meine Vorhut sehr glänzenden Gefechte haben wir diese Nacht Sinigaglia besetzt, und ich setze meine Verfolgung gegen Ancona fort. Man nimmt an, der König, der sich von allen Seiten eingeschlossen sah, sei mit seiner Cavallerie aufgebrochen, um sich gegen Macerata hin Luft zu machen; aber er wird dort Bianchi, Starhemberg und Nugent vor sich finden, die den Sack zuschnüren werden, in den ich ihn hinein gejagt habe. Bisher sind wir, ich und meine Division, die Einzigen, die sich täglich mit den Neapolitanern herumgeschlagen haben. Seit dem 19. jagte ich sie von Bologna bis nach Ancona; ich glaube, das heißt einen ordentlichen Marsch machen. Meine armen Leute können auch nicht mehr weiter. Die anderen Divisionen haben bisher noch keinen Flintenschuß abgegeben. Wann wird das Alles anders werden? Uebrigens werden die gegenwärtigen Ereignisse, die Unthaten, die man in Frankreich gegen jeden Begriff der Ehre und der Ritterlichkeit beging, wie ich hoffe, die Menschen und die Zeit bessern. Man wird die öffentliche Meinung höher achten, der man so leichthin Trotz bot, man wird seinen Herrscher mehr lieben, ihm treuer dienen und nicht mehr die heiligsten Eide mit Füßen treten, wie Philipp von Commines und alle Marschälle von Frankreich.

---

1) Behördlicher Vermerk: „Même indication“, d. h. unter Kuvert an die Baronin Mittrowsky.

2) Soll heißen: „des vergangenen“.



Eure Majestät sagen mir gar nichts, ob Sie noch viele Spazierritte machen und mit wem? Ich werde immer sehr glücklich sein, wenn Sie die Gewogenheit hätten, mir bis auf die kleinsten Einzelheiten Ihre gegenwärtige Lebensweise in Schönbrunn mitzutheilen. Lahmt und hinkt Ihr Hof noch immer wie damals, als ich ihn verließ, und was für ein Geist herrscht im Augenblick?[1]) Herr von Bausset will sicher seine Thätigkeit beim „Journal de l'Empire" wieder aufnehmen, und der österreichische Schloßflügel wird noch versteckter (renichant) sein als je. Ich habe, seitdem ich Schönbrunn verließ, kein Fortepiano mehr gesehen, die Musik, wie alles Uebrige, ruht vollständig. In meiner Lage gewährt nur die große Gährung des Krieges einige Linderung. Ich betrachte ihn wie ein niederschlagendes Mittel (calmant); es ist wie die Arzneien Braun's[2]), sie heilen entweder oder bringen einen mit einem Male um.

Haben Sie Nachrichten von der Herzogin? Und hat man Ihnen von dieser Seite noch nicht gedroht, noch keinen Vorschlag gemacht?[3]) Ich zittere, so oft ich daran denke, obgleich ich nur zu gut den Charakter Eurer Majestät kenne, um die Annahme zu wagen, er könnte nachgeben. Eure Majestät werden stets am besten thun, wenn Sie Niemandem Gehör schenken als sich selbst; das ist der beste und der ehrerbietigste Rat, den ich zu geben wage, denn ich glaube, es gibt Niemanden in der weiten Welt, der Sie so genau kennt wie ich, und der mehr als ich in der Lage gewesen ist, Ihre Tugenden und Ihre Stärke in kritischen Augenblicken zu bewundern. „Alles wird gehen mit Vertrauen auf Gott" („Tout ira, fiance en Dieu"). Das ist der Wahlspruch meiner Familie, und ich hänge ihm mit blindem Vertrauen an, was einem Einäugigen keine große Mühe macht.

Eure Majestät werden mich nicht glücklicher machen können, als wenn Sie mir so oft als möglich schreiben. Bei meiner Vorhut schießt man mit Kanonen; ich werde mich auf dem Cortez hinbegeben; er ist mir das liebste von meinen Pferden.

6. Derselbe an dieselbe.

Muccia, auf der Straße nach Foligno,
den 8. Mai 1815[4]).

Wir machen fürchterliche Märsche, um den König von Neapel zu umgehen. Meine Colonne nimmt ihren Weg auf Foligno, Spoleto,

---

[1]) Bezieht sich auf den gichtkranken Bausset. Vgl. dessen Memoiren und die Ménevals.

[2]) Ein Wiener Arzt.

[3]) Die Herzogin von Montebello, die nicht nach Schönbrunn mitgegangen war. Die Frage bezieht sich wohl auf Anregungen zur Rückkehr nach Frankreich.

[4]) „Unter Couvert an die Baronin Mittrowsky."



Rieti nach Aquila auf dem Kamme der Apenninen. Wir werden da an der Sibylle, dem höchsten Berge der Apenninen, ganz nahe vorbei kommen; er ist mit Schnee bedeckt und ähnlich dem Jungfrauhorn, wenn sich Eure Majestät dessen noch erinnern. Ich habe diese Sibylle heute befragt — sie war verschleiert und in dunkle Wolken eingehüllt; ich legte es ungünstig aus; Sie wissen, wie abergläubisch ich bin. Vielleicht heitert sie sich morgen auf, wo ich sie nochmals befragen will; ist sie doch der Schutzgeist dieser Berge, über die es tausend interessante Geschichten aus vergangenen Zeiten gibt. Ich bin unendlich düster und traurig gestimmt. Eure Majestät werden es mir verzeihen, aber ich habe nahezu das Fieber, und da redet man irre.

---

IX.

# Zur Vorgeschichte des Wiener Kongresses.

(Die polnische Frage.)[1])

Es scheint, als habe die Geschichtsschreibung bisher einer Zeit zu wenig von ihrer Aufmerksamkeit geschenkt, in der sich gleichwohl die Keime wichtiger und in ihrer späteren Wirkung bedeutsamer Fragen nachweisen lassen, d. i. derjenigen Frist, die zwischen dem Abschluß des ersten Pariser Friedens und der Eröffnung des Wiener Kongresses verlief. Freilich waren es zunächst Wochen, in denen der Erschöpfung der Völker und ihrer Freude an der wiedergewonnenen Ruhe ihr Recht werden mußte, und nichts war natürlicher, als daß sie Siegern und Besiegten vor allem zur Erholung und zur Sammlung dienten. Aber die Politik durfte nicht lange feiern. Ein ganzes großes System der Übermacht war zusammengebrochen, und ein anderes des Gleichgewichtes sollte an seine Stelle treten, dessen Grundzüge erst noch zu bestimmen waren. An ungelösten Aufgaben fehlte es nicht, und wer auf dem Kongreß zu Wien, dessen Eröffnung man binnen zwei Monaten, vom Ende Mai an gerechnet, anberaumt, dann aber aus Rücksicht auf die englische Parlamentssession um einige Wochen hinausgeschoben hatte, sich keinen Überraschungen aussetzen wollte, der mußte einen sichern Blick in die Situation zu gewinnen und, wofern er die Macht besaß, sie zu beherrschen trachten.

---

[1]) Die Abhandlung erschien u. d. T. „Zur Geschichte der polnischen Frage 1814 u. 1815“ in den Mitteilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung, Bd. XX, und wird hier, revidiert und ergänzt, nochmals dargeboten.

Wäre es nach Metternich, dem Leiter der österreichischen Staatsgeschäfte, gegangen, der Kongreß hätte später nicht in dem Umfang stattgefunden, den er schließlich in der Dauer von neun Monaten angenommen hat. Als die Armeen der Verbündeten zu Ende des Jahres 1813 den Rhein überschritten und ihren Marsch bis tief nach Frankreich hinein fortgesetzt hatten, trat er im Hauptquartier zu Langres in den letzten Januartagen mit dem Antrag hervor, die Mächte sollten nicht nur die Friedensunterhandlungen mit Frankreich beginnen, sondern sich auch untereinander über ihre besonderen Absichten verständigen. Der Moment zur Neuordnung Europas wäre günstig, da außer den Souveränen von Rußland, Österreich und Preußen mit ihren Kabinetten auch der Minister Englands Lord Castlereagh zur Stelle sei[1]). Metternich drang nicht durch. Kaiser Alexander I. von Rußland war dagegen. Er drängte nach Paris und wollte die Erörterung aller Sonderwünsche, die, wie er meinte, nur die Harmonie stören und den Kriegszug aufhalten könnte, verschoben wissen, bis man mit Frankreich abgerechnet hätte[2]).

Unter den Sonderwünschen (prétentions individuelles), die Disharmonie unter den Alliierten zu erzeugen vermochten, stand die polnische Frage obenan. Man konnte sie kurz als Absicht Alexanders — und insoferne war sie in der Tat ein „individuelles“ Verlangen — definieren, das von Napoleon aus preußischen und österreichischen Anteilen des alten Polen errichtete Herzogtum Warschau bis auf einen Strich, der im Kalischer Vertrag als Verbindung zwischen Ostpreußen und Schlesien Preußen zugestanden worden war, ganz für sich zu behalten und es, vereinigt mit den andern polnischen Ländern Rußlands, als „Königreich Polen“ in Personalunion mit der russischen Krone zu setzen. Der erste Teil dieses Programms widersprach dem Vertrag von Reichenbach, der die Koalition der drei Ostmächte angebahnt hatte, denn dort war bestimmt worden, daß das Herzogtum im Ein-

[1]) Metternichs Denkschrift an K. Franz im Sbornik der russischen historischen Gesellschaft, XXXI 349—355, wo sie irrtümlich vom 26. Januar 1814 datiert ist, während das Original im Wiener Staatsarchiv das Datum vom 27. trägt.

[2]) Sbornik, XXXI 355 f.

vernehmen dieser Mächte aufgeteilt und Preußen daraus verstärkt werden sollte; der zweite, den der Zar selbst seine „Lieblingsidee“ nannte, mußte durch die nationale Attraktion namentlich Österreich beunruhigen, dessen letzter Besitz an polnischem Lande (Galizien) dadurch unsicher wurde; das Ganze aber war eine Vermehrung der russischen Macht in einem Maße, das deren Übergewicht in Europa außer Frage stellte und mit dem Prinzipe des Gleichgewichts entschieden kontrastierte, auf dem sich die Koalition der Gegner Napoleons vertragsmäßig erhob [1]).

Schon im Jahre 1805 hatte Alexander der Idee einer Wiederherstellung Polens unter russischem Zepter in der Politik Geltung zu verschaffen gesucht, und man kann sagen, daß er damals dafür in den Krieg gezogen sei. Der Tag von Auster-

[1]) Im Artikel II des Reichenbacher Vertrages vom 27. Juni 1813 einigte man sich über die Bedingungen, die man Frankreich stellte, „um das Gleichgewicht und die Ruhe in Europa“ wiederzugewinnen; darunter war „la dissolution du Duché de Varsovie et le partage des provinces qui le forment entre la Russie, la Prusse et l'Autriche, d'après des arrangements à prendre par ces trois puissances sans l'intervention du gouvernement français“ und „l'agrandissement de la Prusse en suite de ce partage“. Martens, Recueil des traités conclus par la Russie, III 107. Im ersten Separatartikel des Teplitzer Vertrages vom 9. September, der die Koalition abschloß, steht unter den Bedingungen des Kriegsziels (de mettre fin aux malheurs de l'Europe et d'en assurer le repos futur par le rétablissement d'un juste équilibre des puissances) auch die folgende: „un arrangement à l'amiable entre les trois cours de Russie, d'Autriche et de Prusse sur le sort futur du duché de Varsovie“. Darüber, ob durch die Teplitzer Bestimmung die Reichenbacher aufgehoben wurde, wie die Russen behaupteten, oder ob sie trotzdem noch weiter zu Recht bestand, wie Metternich meinte, ist später auf dem Wiener Kongreß viel gestritten worden. In der historischen Literatur vertrat H. Delbrück, Friedrich Wilhelm der III. und Hardenberg auf dem Wiener Kongreß (Hist. Zeitschr. N. F. XXVII 244) die erste, M. Lehmann, Steins Tagebuch während des Wiener Kongresses (ebenda XXIV 458) die zweite Ansicht. Wenn Delbrück aber die Behauptung aufstellte, der Vertrag von Reichenbach treffe seine Bestimmungen nur für den Fall, daß es noch im Herbst 1813 zum Frieden komme, so ist dies aus dessen Wortlaute wohl kaum nachweisbar.



litz machte den Plan zunichte, und nun belebte Napoleon die nationalen Aspirationen der Polen und machte dadurch das kriegsbegabte Volk seinen Fahnen dienstbar. Als dann der mächtige Zweibund Frankreich-Rußland, der i. J. 1807 geschlossen worden war, die ersten Risse zeigte, nahm Alexander seinen Plan von ehedem wieder auf und wandte sich Ende 1810 und Anfang 1811 mit lockenden Briefen an seinen früheren Minister, den polnischen Fürsten Adam Czartoryski. Damals aber waren die französischen Sympathien im polnischen Volke noch viel zu stark, als daß der Ruf des Zaren ein Echo gefunden hätte[1]). Erst als der Zug Napoleons nach Rußland ein klägliches Ende nahm und der Protektor an der Seine viel an Macht und Geltung verlor, änderten sich einigermaßen die Verhältnisse. Nun war es Czartoryski, der sich dem Petersburger Hofe zu nähern suchte. Er sammelte im Herzogtum Warschau Adressen an den Kaiser, die sämtlich die Einigung Polens unter russischer Ägide erbaten, und — ward erhört. Nur, schrieb der Zar an ihn zurück, dürften Österreich und Preußen von der Sache nichts erfahren, da sie sich sonst sofort in die Arme Frankreichs werfen würden[2]). Österreich aber erfuhr dennoch davon. Sowohl jene Adressen der Polen als auch dieser Brief des Kaisers wurden in Wien bekannt, und seither ängstigten Metternich die Bilder einer ungemessenen Übermacht des nordischen Nachbars[3]). Seit dem Jahr 1813 schrieb er später einmal an Hardenberg, sei es seine vornehmlichste Sorge gewesen, es könnte ihm nicht gelingen zu verhindern, daß eine ungeheure Machtvergrößerung Rußlands das notwendige Ergebnis der Zertrümmerung des europäischen Kolosses würde[4]). Möglich auch, daß eine Äußerung Napoleons, die dieser im August 1813, eben als man im Begriffe stand, mit Frankreich zu

---

[1]) Mazade, Alexandre I et le P^ce Czartoryski, Correspondance particulière, II 127 ff.

[2]) Alexander an Czartoryski, 13. Jänner 1813 bei Mazade, II. 206. Vergl. Luckwaldt, Oesterreich u. d. Anfang d. Befreiungskrieges, S. 143 f.

[3]) Oncken, Österreich und Preußen im Befreiungskriege I 219.

[4]) Bailleu, Art. „Metternich" in der „Allg. deutschen Biographie". Vergl. Luckwaldt, Oesterreich u. d. Anfang des Befreiungskrieges, S. 130.

brechen, dem österreichischen General Bubna mitgegeben hatte, Eindruck auf den Minister machte: wenn er nicht mehr sein werde, werde nicht Frankreich, sondern Rußland den Deutschen gefährlich werden[1]).

Die Sorge Metternichs war nicht ungegründet. Die wetterwendische Politik des Zaren hatte Rußland, während Österreich und Preußen im Kampfe mit Napoleon umfangreiche Gebiete einbüßten, im Jahr 1807 preußisches, 1809 österreichisches Land, in demselben Jahre Finnland, drei Jahre später Bessarabien gewinnen lassen. Brachte ihm nun der Krieg gegen den früheren Verbündeten auch noch Polen ein, dann war jenes Übergewicht reichlich vorhanden, das Metternich befürchtete und das sich sicherlich alsbald auch in den orientalischen Dingen zur Geltung brachte. Während des Feldzugs im Jahr 1813 hatte Alexander seine Pläne verdeckt gehalten: einmal, weil die Kriegsereignisse erst spät eine entscheidende Wendung nahmen, und dann wohl auch, weil die russischen Kreise der Sache durchaus abgeneigt waren. Der Minister Nesselrode z. B., der von den Heimlichkeiten seines Herrn kaum genügende Kenntnis besaß, hatte sie einfach als unsinnig bezeichnet[2]). Im Herbste aber, nach den großen Siegen, trat das Projekt neuerlich in den Vordergrund, denn den Polen war bei Leipzig mit Poniatowski eine große nationale Hoffnung zugrunde gegangen[3]). Im Frankfurter Hauptquartier waren die russischen Absichten für niemand mehr ein Geheimnis[4]).

---

[1]) Mitteilungen des k. u. k. Kriegsarchivs VIII 237.

[2]) „Il n'est certainement pas entré dans la tête d'aucun homme raisonnable et sincèrement dévoué aux intérêts de la Russie de conseiller le rétablissement de la Pologne pour le seul plaisir de satisfaire les fantaisies de cette nation légère et inquiète". Denkschrift Nesselrodes an den Kaiser, Jänner 1813 im Sbornik XXXI 301 f.

[3]) Die Nachricht von der verlorenen Schlacht bei Leipzig, schreibt Hofrat Baum am 2. November 1813 aus Podgorze an Metternich, namentlich aber der Tod Poniatowskis habe auf die polnischen Patrioten wie ein Donnerschlag gewirkt. Er sei ihre einzige Hoffnung gewesen. (W. St. A.)

[4]) Am 4. Dezember 1813 schrieb Gneisenau an Münster: „Der Kaiser Alexander will ganz Polen behalten und aus Rache

Was sie für Österreich noch drückender machte, war, daß sie eine andre Frage mit sich brachten, die gleichfalls die Interessen der Donaumacht empfindlich berührte. Zu Ende August hatte der Freiherr vom Stein in einer Denkschrift dargelegt, daß es für Preußen unerläßlich sei, das Land des Königs von Sachsen, der noch an Napoleons Seite stand, nach dem Eroberungsrechte zu inkorporieren — und Stein war einer der einflußreichsten Ratgeber des Zaren[1]). Schon in Kalisch war es gewesen, daß Alexander sich mit dieser Idee befreundete und, um Preußen den Verzicht auf polnisches Land zu erleichtern, Friedrich Wilhelm III. Sachsen anbot[2]). Jetzt mag diese Zusage erneuert worden sein. Deshalb enthielt wohl auch der Teplitzer Vertrag, als er am 9. September abgeschlossen wurde, bezüglich des Herzogtums Warschau und der Entschädigung Preußens eine wesentlich andere Fassung als die Reichenbacher Konvention[3]). Kam der Plan zur Ausführung, dann rückte das aufstrebende Preußen unmittelbar an Österreichs Grenzen heran, was man in Wien als nicht geringe Gefahr empfand, um so mehr, da man wußte, daß preußische Patrioten damals schon ihrem Vaterland die Führung in Deutschland zuerkannten. Gelang es dann vollends Alexandern, auch noch eine weitere Absicht ins Werk zu richten, die Ende Januar 1814 im Hauptquartier zu Langres auftauchte und sich wochenlang in der politischen Diskussion erhielt, nämlich die, dem gedemütigten Frankreich auch das Elsaß abzunehmen und

---

gegen den König von Sachsen dessen Länder uns geben. Dieses wünscht Oesterreich nicht, ebensowenig jenes. Offene Erklärungen hierüber haben zwar noch nicht Statt gefunden, man kann dies aber aus mehreren Erscheinungen wahrnehmen." Vergl. auch Gentz an Caradja, 18. August 1814: „Zur selben Zeit (nach Leipzig) und namentlich während des Aufenthaltes in Frankfurt, kam das Project, aus dem Herzogthum Warschau ein constitutionelles Königreich Polen zu machen, dessen Krone K. Alexander tragen würde, zum ersten Mal ans Tageslicht." (Klinkowström, Oesterreichs Theilnahme an den Befreiungskriegen, S. 388.)

[1]) Ompteda, Politischer Nachlaß, IV 219, 230.

[2]) S. Oncken, Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege I 245 f.; Metternich, Nachgelassene Papiere I 173.

[3]) S. oben S. 292 Anm. 1.

Österreich damit Galizien abzuhandeln, so kam die Donaumacht durch diesen schier unhaltbaren Besitz sicher in ein überaus feindseliges Verhältnis zu Frankreich, wahrscheinlich auch zu Preußen, während Rußland, das dann bis an die Karpaten reichte, im Orient vollkommen freie Hand erhielt [1]). Metternich lehnte sich gegen diese Idee mit allen Kräften auf. Er wünschte kategorisch einen Aufschluß über die russischen Absichten, und erst als Alexander in der letzten Februarwoche sich zu der Erklärung herbeiließ, er reflektiere nur auf Westgalizien, das damals nicht mehr zu Österreich gehörte, war ein ernster Konflikt vermieden [2]). Die Gefahr der Übermacht Rußlands aber bestand gleichwohl fort und Metternich wurde nicht müde, sie zu beschwören.

Man hat gemeint, er habe schon im November 1813, in Frankfurt, einen künftigen Rückhalt gegen die russische Übermacht in Frankreich erblickt, und sowohl seine Politik, als auch die österreichische Kriegsführung, sei von diesem Gedanken beeinflußt gewesen. Hiefür läßt sich aber ein gültiger Nachweis nicht beibringen. Erst die Restauration der Bourbons und die Hartnäckigkeit Alexanders führten diese Idee in die österreichische Politik ein, und erst Friedrich Wilhelms Haltung in der polnischen Frage auf dem Wiener Kongreß ließ sie greifbare Gestalt gewinnen [3]). Am Beginne und während des Krieges in Frankreich hatte Metternich andere Absichten. Vor allem die, das enge Verhältnis zwischen den beiden Ostmächten zu trennen und mit Preußen und England ein wirksames Gegengewicht gegen Rußland, vielleicht sogar gegen Rußland und

---

[1]) Das Tauschprojekt Elsaß-Galizien erscheint in Briefen Münsters an den Prinzregenten vom 30. Jänner und 23. Februar, die B a i l l e u, Memoiren Metternichs, Hist. Zeitschr. N. F. VIII 265 zitiert. Die österreichischen und preußischen Papiere enthalten nichts darüber. Die Sache hatte nur einen episodischen Charakter. Vergl. F o u r n i e r, „Kongreß v. Châtillon", S. 64.

[2]) Münster an den Prinzregenten, 25. Februar 1814: „Je suis heureux de pouvoir ajouter que l'Empereur Alexandre a enfin donné une réponse suffisante sur la Pologne en ce qu'il ne demande que la Galicie occidentale qui n'appartient pas à l'Autriche." (Hannöversches Staats-Archiv.)

[3]) Von diesen Dingen soll an anderer Stelle ausführlicher gehandelt werden.



Frankreich zu schaffen[1]). Es gelang ihm noch im Verlauf des Feldzugs den englischen Minister für sich zu gewinnen. Er wußte dem Briten vorzustellen, wie leicht die jetzt mühsam erkämpfte Ruhe durch das drohende Übergewicht Rußlands aufs neue erschüttert werden könne, und erreichte, daß Castlereagh, der den gesicherten europäischen Frieden für das Parlament und die belgische Anleihe dringend benötigte, erklärte, England werde die Gründung eines selbständigen Polens in keiner Form dulden[2]).

Aber auch Preußen sollte dem Einfluß der nordischen Macht nicht überantwortet bleiben. Auch hier zögerte Metternich nicht mit dem Versuch, ihn zu erschüttern. Bei Hardenberg fand er bald Zustimmung, denn auch diesem war die polnische Frage als eine für Preußen nicht ungefährliche geläufig. Hatte doch das Projekt der Einigung Polens im Jahre 1805 eine Gestalt angenommen, die Preußen mit schweren Verlusten bedrohte. Aber Friedrich Wilhelm III., der dem Kaiser von Rußland zu Dank verpflichtet zu sein glaubte — eine Ansicht, die sein Kanzler nicht teilte —

---

[1]) In einem Briefe vom 24. Mai 1814 aus Paris an den Staatsrat Hudelist, der in Wien die Amtsgeschäfte leitete, bezeichnet er es als sein Ziel: „die Begründung eines festen Systems zwischen Oesterreich, England, Spanien und Preußen, an welches System ich Baiern als Schutzwehr gegen Frankreich vollkommen anzuschließen mich anheischig mache. Hierdurch wird zum ersten Male meine Lieblingsidee der Herstellung eines auf die Mittelmächte gegründeten Systems, an welches die Seemächte ganz natürlich sich anreihen, hergestellt". Arneth, Wessenberg I 212. (In der Tat hatte Metternich schon vor dem Kriege von 1805 einer engen Verbindung der beiden deutschen Großmächte das Wort geredet. Vergl. Fournier, Gentz und Cobenzl, S. 137). In einem früheren Schreiben vom 18. Mai 1814 an Graf Merveldt in London heißt es: „que notre union étroite avec l'Angleterre, la Hollande, la Prusse et les états de l'Allemagne préviendra efficacement un rapprochement trop intime entre la Russie et la France, vers lequel ces deux gouvernemens, comme nous l'avons prévu, tendent visiblement dès à présent." (W. St. A.) Vergl. Luckwaldt, S. 105.

[2]) „Il (Castlereagh) a paru au reste abonder dans le sens qu'on ne saurait admettre un royaume ou un duché de Pologne séparé, ni de fait, ni de nom, ni sous une forme avouée, ni sous une forme cachée." Stadion an Metternich, Châtillon, 9. Februar 1814. Abgedruckt in Fournier, „Kongreß v. Châtillon", S. 317.



hielt fest an seinem Freunde[1]). Da entschloß sich Metternich, ein Opfer zu bringen um ein größeres zu vermeiden: er willigte darein, daß Sachsen an Preußen kam, woferne dieses nur auch die Gefahr der russischen Übermacht bekämpfen wollte[2]). Daraufhin unterstützte Hardenberg die Friedenspolitik des österreichischen Ministers, und tat es um so williger, weil ihr auch einflußreiche Männer im preußischen Lager, Ancillon, Schoeler, Knesebeck das Wort redeten. Nur die Kriegsereignisse im März 1814 und Napoleons Weigerung, die auf dem Kongreß von Châtillon geforderte Einschränkung Frankreichs auf seine Grenzen von 1792 zuzugestehen, gaben den Dingen eine Wendung, die zum Einzug der Verbündeten in Paris, zum Sturze des Imperators und zur Wiederherstellung der Bourbons führte, mit denen dann der Friede am 30. Mai 1814 auf die geforderten Bedingungen hin zustande kam.

In Paris hat man nebenher auch über die europäischen Angelegenheiten und darunter über die polnische Frage zu unterhandeln begonnen. Aber Rußlands Zar, der nach dem Sturz Napoleons auf seine Verbündeten weniger Rücksicht zu nehmen brauchte[3]), trat mit großen Forderungen auf, die er täglich steigerte, während Österreich auf der Wiedererwerbung Krakaus bestand und auch Preußen mit seinem Anteil sich unzufrieden erklärte. Man konnte sich nicht einigen, unterbrach die Verhandlungen und suchte nur mit dem Frieden mit Frankreich zu Ende zu kommen[4]). Am Tag als dieser unterzeichnet wurde,

---

[1]) Hardenberg an Gneisenau, 29. März 1815: „Rußland sind wir eigentlich gar keine Dankbarkeit schuldig." (Pertz-Delbrück, Gneisenau, IV 480.)

[2]) Hardenbergs Tagebuch zum 8. Jänner 1814: „Metternich dina chez moi. Il accède au plan touchant la Saxe. Conférence avec Metternich, le soir avec Nesselrode." (Berliner Staatsarchiv.) bei Fournier, „Kongreß v. Châtillon", S. 361.

[3]) „La chute de Bonaparte permet à S. M. Imp. de faire moins d'attention à la jalousie de quelques cabinets qui voyent de mauvais oeil et voudraient faire avorter un projet à la suite duquel la puissance de la Russie leur paraît devoir s'élever à un degré trop menaçant pour les voisins." Czartoryski an Nowossilzow, 31. Mai 1814 bei Schiemann, Nikolaus I. 530.

[4]) „L'Autriche jette les hauts cris. Elle a déclaré vouloir Cracovie, et toutes les négociations pour la paix générale se sont

und der Minister Englands eben im Begriff stand von Paris abzureisen, um den Empfang der Souveräne in London vorzubereiten, verlangte Alexander plötzlich, daß die polnische Sache dennoch sofort zur Erledigung komme[1]). Dazu war aber jetzt Metternich wenig geneigt; er hoffte vielmehr sie in England und unter englischer Vermittlung zu lösen, deren er sicher war; in Paris stünden sie, wie er sagte, viel zu sehr „unter dem Einflusse aller elenden polnischen Franzosen und französischen Polen“ [2]). Doch auch in London, wohin sich Friedrich Wilhelm III. und Alexander I. mit den Ministern Anfang Juni begaben, wurde die Sache, obwohl häufig Konferenzen stattfanden, nicht zum Abschluß gebracht. Wieder war es Rußland, das mit seinen übergroßen Ansprüchen ihn verhinderte[3]). Metternich erreichte nur, daß der Prinzregent darein willigte, Castlereagh zum Kongreß nach Wien zu schicken[4]). Im übrigen aber mußte er seine große Sorge mit nach Hause tragen.

---

arrétées sur ce point. Hardenberg donne aussi dans ce sens et n'est nullement content du beau morceau qu'on cède déjà à la Prusse... Il paraît que la paix avec la France va être signée et qu'on remet toutes les autres questions embarassantes et en particulier celle du duché jusqu'au retour et jusqu'au séjour de Vienne.“ Czartoryski an Nowossilzzow, 20. Mai 1814 in Sbornik IX 439 f.

[1]) Münster an den Prinzregenten, Paris, 30. Mai 1814: „J'apprends ce matin que l'Empereur de Russie insiste que les affaires de Pologne s'arrangent encore ici. Voilà donc des intérêts majeurs à être décidés à la hâte. J'ai tout de suite instruit Lord Castlereagh de l'état des affaires, et je me flatte qu'il renverra son départ de manière à pouvoir dire son mot dans des arrangemens qui seront de la plus haute importance pour l'Europe“. (Hannöv. St. A.)

[2]) An Hudelist, 24. Mai 1814. Arneth, Wessenberg I 210.

[3]) Hardenberg an Gneisenau, 29. März 1815: „Rußland allein ist Schuld, daß wir uns nicht in Paris und London vereinigten, es steigerte täglich seine Bedingungen“. Pertz-Delbrück, Gneisenau IV. 480.

[4]) Gentz an Caradja 28. Juni 1814: „Cette nouvelle est très importante; en la rapprochant de ce que j'ai eu l'honneur de vous dire dans ma dernière dépêche — sie fehlt — vous en sentirez tout l'intérêt. Elle prouve entre autres combien le cabinet

Sie wuchs, als er in Wien die Berichte vorfand, die Hofrat Baron Baum, der Kreishauptmann von Bochnia, aus Podgorze nächst Krakau an die Staatskanzlei sandte. Im Juni meldete dieser eifrige Beobachter der Vorgänge diesseits und jenseits der Weichsel, die aus Paris heimkehrenden Offiziere der polnischen Armee könnten die huldreiche Behandlung durch den Zar nicht genug rühmen, sie sprächen auch nur von der Wiederherstellung Polens unter ihm, bis auf einzelne, die damit einverstanden waren, daß auch polnische Waffengefährten den entthronten Imperator nach Elba begleiteten. Die russischen Reservetruppen würden nicht, wie es doch der Friedensschluß mit sich brächte, entlassen, sondern vielmehr durch Rekrutierung verstärkt und betrügen nunmehr 200.000 Mann; dazu komme das polnische Armeekorps unter Dombrowski, das neu formiert und auf 50.000 Mann gebracht werde. Dombrowski habe im Auftrag des Zaren alle dienstfähigen Polen unter die russischen Waffen gerufen. „Sollten wir", bemerkte Baum in einem Berichte vom 26. Juni 1814, „von einer freundschaftlichen Verbindung mit dem russischen Hof nicht ganz versichert sein, sollte Rußland sich in dem Besitze des Herzogtums Warschau behaupten wollen und den patriotischen Polen nur eine entfernte Aussicht wegen Erklärung des mit Rußland vereinigten Königreichs Polen gewähren, sollte endlich die Formierung eines polnischen Korps von mehr als 50.000 Mann, der so lange Aufenthalt der russischen Reservearmee im Herzogtum Warschau aus feindlicher Absicht geschehen, so würde eine solche Lage für die Sicherheit des Staates bedenklich, für die Ruhe von Galizien gefährlich werden. Zum Glück wollen die russischen Autoritäten von Herstellung eines Königreichs Polen nicht die geringste Notiz haben. Alle von den polnischen Patrioten aus Paris eingehenden Privatnachrichten stimmen jedoch darin überein, daß K. Alexander gegen die Polen eine besondere Vorliebe beweise und ganz geneigt sei, ihren sehnlichsten Wünschen zu entsprechen."

Bald darauf kamen Meldungen, die nicht beruhigender

---

de Londres est bien intentionné pour celui de Vienne, car il est sûr que c'est M. le Prince de Metternich qui a déterminé le P[ce] Régent d'Angleterre à cette démarche." (Polizeiinterzept.)



lauteten. Die Konskription der polnischen Truppen wurde mit allen Kräften betrieben, die Vollmachten der Kommissare für die militärische Organisation waren vom Großfürsten Konstantin eigenhändig gezeichnet. Der polnische Divisionsgeneral Wielohorski war aus Paris zurückgekehrt und hatte erzählt, der Zar habe ihm in einer geheimen Unterredung versichert, er werde die bisher mit Rußland verbundenen polnischen Provinzen dem neuen Königreich einverleiben und den Polen die Konstitution vom 3. Mai 1791 geben; auf die Frage wegen des Anschlusses von Galizien habe er geantwortet, wer gleich anfangs zu viel verlange, sehe seine Wünsche selten erfüllt, in zwei Jahren werde man davon sprechen können. Einem andern, Thierhausen — er hatte 1812 mit Jelski dem Zaren das Gesuch der Litauer um Vereinigung mit Polen überbracht — sollte Alexander gesagt haben, es sei an der Herstellung des Königreichs nicht mehr zu zweifeln. Ein Aufruf des Generals Umienski in der Warschauer Zeitung vom 25. Juni mahnte die Offiziere, sich bereit zu halten, „um die Waffen zur Vertheidigung der Sache zu führen, für die allein der Pole gekämpft hat und kämpfen will". Baum weiß auch die Namen derjenigen zu nennen, die betraut worden seien, die neue Verfassung zu entwerfen. Es war wohl nur Dankbarkeit für soviel Entgegenkommen, wenn der General Sokolnicki am 11. Juni in Nancy am Grabe Stanislaus Leszczynskis Alexander als „Schutzgeist der Polen und ihrer heiligsten Wünsche" pries[1]).

All diese Vorgänge bewegten schließlich das Wiener Kabinett außerordentlich und ließen es ihm geraten erscheinen, noch vor Zusammentritt des Kongresses sich aller möglichen Unterstützung zu versichern.

In England schien dies kaum nötig. Dort glaubte Metternich der Regierung um so sicherer zu sein, als jetzt auch der Prinzregent, der während des Krieges nicht immer mit seinem Staatssekretär übereingestimmt hatte, auf Österreichs Seite getreten

---

[1]) Berichte Baums vom 20. u. 26. Juni, 1., 5., 10. u. 13. Juli, 4. August 1814. (W. St. A.) Gentz an Caradja, 9. Juli 1814, bei Prokesch, Dépêches inédites, I. 85. Dafür, daß durchaus nicht alle Polen auf der Seite Czartoryskis standen, s. Schiemann, a. a. O. S. 123.



war. Das hatte Alexander sich selbst und seinem ewigen Popularitätsbedürfnis zuzuschreiben. Er hatte in London rasch die Wahrnehmung gemacht, daß Georg und das torystische Ministerium nicht beliebt seien; da aber er es sein wollte, so setzte er sich sofort in Beziehung zur whigistischen Opposition, der er sogar versprochen haben soll, in Rußland eine Art Sukkursale, „un foyer d'opposition," ins Leben zu rufen[1]). Er benahm sich dem Regenten gegenüber kalt, behandelte die Minister geringschätzig, und als vollends auch seine Schwester Katharina die gleiche Haltung beobachtete und überdies zwischen der Prinzessin Charlotte, dem einzigen Kinde des Prinzregenten, und dem jungen Prinzen Wilhelm von Oranien Zwietracht säte, so daß das Projekt einer Vermählung der beiden noch im Juli aufgegeben wurde, war der russische Hof am britischen viel zu sehr verhaßt, als daß dies nicht auch in der Politik hätte Ausdruck finden sollen[2]). Nur machte in England nicht der Hof allein die Politik. Rußlands Kaiser war als „Befreier" von Napoleons Vorherrschaft im Volke beliebt, und selbst in Regierungskreisen vermochten Czartoryski und Radziwill bei ihrem Londoner Aufenthalt im Juli Alexanders polnisches Projekt dadurch weniger gefährlich erscheinen zu lassen, daß sie in Aussicht stellten, die Polen würden, einmal geeint, sich schon nach wenig Jahren von Rußland befreien und dann ihr Staat das sicherste Bollwerk Europas gegen russische Aggressionen bilden. Der österreichische Gesandte brachte es nicht dahin, Castlereagh Polens wegen zu einem drohenden Schritt gegen Rußland zu bestimmen[3]).

---

1) Bernhardi, Geschichte Rußlands 1814—31, I 16.

2) Hardenbergs Tagebuch, 29. Juni 1814 in London: „Audience du P^ce^ Régent. Beau cadeau. Il se plaint de l'Empereur A. dont la conduite n'a pas été mesurée. La Grandduchesse Cathérine a vécu avec l'opposition, a semé la zizanie entre la P^esse^ Charlotte de Galles et le P^ce^ d'Orange." Welche Pläne die Großfürstin verfolgte, geht vielleicht daraus hervor, daß der Kronprinz von Holland im nächsten Jahre ihre Schwester Anna heiratete. Vergl. Montgelas, Denkwürdigkeiten. S. 381, und Gentz an Caradja, 9. Juli 1814, bei Prokesch I 91.

3) Merveldt an Metternich, London, 9. u. 22. Juli 1814 (W. St. A.). Wenn aber Wertheimer, Der Aufenthalt der Erz-

Wie in London, so war Alexander auch am Bourbonenhofe in Paris mißliebig geworden, und wenn auch einmal an eine Heirat zwischen dem Neffen Ludwig XVIII., dem Herzog von Berry, und der Großfürstin Anna gedacht worden war, so zerrann doch bald das Projekt im Sande[1]). Der Zar bemerkte, daß ihm der König nicht nur den erwarteten Dank schuldig blieb, sondern ihn auch mit einer Etikette verletzte, die zwischen dem alten Herrscherhause Europas und der russischen Dynastie einen wesentlichen Unterschied markierte. Die Bourbons hatten es ihm eben nicht vergessen, daß er ihnen seinerzeit, Napoleon zuliebe, die Gastfreundschaft gekündigt hatte, und wenn er mit seiner liberalisierenden Gesinnung in Paris Beifall im Volke fand, so konnte ihn das an ihrem Hofe auch nicht empfehlen. Hatte Alexander die Hoffnung gehegt, es könnte ihm gelingen, die Allianz mit Frankreich, die vor zwei Jahren in die Brüche gegangen war mit vertauschten Rollen wieder zu erneuern, so sah er sich getäuscht. Auch Talleyrand zog sich von ihm zurück, als er auffallend oft bei der früheren Kaiserin Josephine verkehrte, sie als Majestät behandelte und in ihrem Kreise seiner üblen Laune die Zügel schießen ließ[2]). Metternich war die Wandlung nicht entgangen. Er benützte die Abschiedsaudienz, die ihm Ludwig XVIII. im Juli gewährte, um das Eisen zu schmieden, und mit Erfolg, indem er sich für den äußersten Fall bereit erklärte, Rußlands Pläne durch die Wiederherstellung eines unabhängigen Polens zum Scheitern zu bringen — eine Idee, die er bereits in London mit Castlereagh durchgesprochen hatte, der sie ihres populären Charakters wegen warm begrüßte[3]).

---

herzöge Johann und Ludwig in England, 1815—16 (Archiv f. ö. G. 1878. S. 389) sagt, Castlereagh habe 1814 „in seiner Verblendung für den Zaren verharrt", so dürfte ihm der Beweis dafür kaum gelingen.

[1]) Pozzo di Borgo, Correspondance dipl. avec Nesselrode I. 9. 15. 23. 31. 33. 64.

[2]) Siehe Pasquier, Mémoires II 433. 440. Bernhardi a. a. O. Von dem Verkehr bei Josephinen meldet auch Münster dem Prinzregenten, 30. Mai 1814.

[3]) Metternich an Merveldt, Paris, 6. Juli 1814: „J'ai beaucoup entretenu le roi sur la question polonaise, et j'ai eu la

Das Wichtigste war aber immer, daß Preußen, durch das österreichische Zugeständnis von Sachsen gewonnen, sich gleichfalls den russischen Plänen widersetzte. Metternich hatte sich aus den zahlreichen Besprechungen mit Hardenberg — die letzte hatte Anfang Juli in Paris stattgefunden — die Ansicht gebildet, daß dies in der Tat des Kanzlers Absicht sei. Er selbst war entschlossen an der gegebenem Zusage festzuhalten. Man hat zwar gemeint, dem österreichischen Minister sei es damit nicht Ernst gewesen, er habe nur Preußen von Rußland abziehen und, wenn das gelungen war, Sachsen verweigern wollen[1]). Aber diese Anschauung ist eine unrichtige und läßt sich als solche erweisen. Nicht nur Hardenberg, auch Humboldt glaubte an die Echtheit der Metternich'schen Zugeständnisse, und Humboldt, der als Gesandter nach Wien zurückgekehrt war, hatte just nicht Ursache, den Minister günstiger als nötig zu beurteilen[2]). Gentz, der Legitimist, schrieb

---

satisfaction de le trouver entièrement d'accord avec notre manière de voir, partagée par l'Angleterre et la Prusse, et convaincu, comme nous tous, qu'en accordant à l'E. Alexandre des aggrandissemens considérables dans la ci-devant Pologne, nous ne devons absolument pas lui permettre de mettre en avant un principe dangereux pour ses voisins comme pour ses propres états et que, si la Russie s'obstine à proclamer une Pologne russe, nous devons recourir à tous les moyens, même, au besoin, à celui de la déclaration d'une Pologne indépendante pour l'en empêcher." (W. St. A.)

[1]) Treitschke, Deutsche Geschichte, I 532 hält Hardenberg schon am 8. Jänner, als Metternich jene Eröffnung machte, für von dem „verschlagenen Oesterreicher" hinters Licht geführt.

[2]) Von Humboldt zitiert Treitschke, Deutsche Geschichte I 582, wörtlich einen Brief an den König vom 20. August 1814: In der sächsischen Sache habe man von Österreich nichts zu fürchten, Zwar lärme die Militärpartei wegen der Erzgebirgspässe, aber Metternich, „dessen Rath sicher vom Kaiser befolgt werden wird," betrachtet die Sache von dem richtigen Gesichtspunkte. Darin sieht Treitschke nur, „wie gröblich selbst ein großer Kopf von entschiedener politischer Begabung die diplomatischen Verhältnisse des Augenblicks verkennen kann." Er hätte ebensowohl auch über einen anderen Brief Humboldts an Hardenberg, vom 13. August, geurteilt, worin ein Gegensatz zwischen Stadion und Metternich konstatiert wird, von denen der erste ein Anhänger der altösterreichischen Prinzipien und

resigniert nach Bukarest, Sachsens Schicksal sei besiegelt[1]). Das Entscheidende ist aber, daß Metternich noch später, in den ersten Monaten des Wiener Kongresses, auch England gegenüber ganz offiziell die Mitteilung machte, Kaiser Franz stimme der Einverleibung ganz Sachsens in Preußen zu, und England, eine Hauptstütze seines Systems, konnte er doch wohl nicht irre führen wollen[2]). Überdies eröffnete zur selben Zeit Kaiser Franz seinem Schwager, dem Prinzen Anton von Sachsen, daß die Sache

---

deshalb Preußens Plänen wenig geneigt sei, „während ich mich bereits überzeugt habe, daß Metternich einem viel vernünftigeren Systeme huldigt, ein unbedingtes Vertrauen in E. D. setzt und daß er allein es ist, bei dem wir Unterstützung für unsere Forderungen finden können.“ (Polizeiinterzept.)

[1]) Wenn auch Österreich das Gelingen der preußischen Pläne nicht wünschen könne, so seien es doch Betrachtungen der äußersten Wichtigkeit, die es bestimmen werden, dieselben zu unterstützen (de leur prêter la main), denn es sei von der größten Notwendigkeit, daß das Band der Freundschaft und des gegenseitigen Vertrauens zwischen Österreich und Preußen à tout prix erhalten und gefestigt werde. Gentz an Caradja, 6. September 1814. Diese Stelle erscheint bei Klinkowström, S. 404 als Teil eines Briefes vom 5.; nach den Polizeiinterzepten gehört sie mit andern, die sächsische Frage betreffenden Bemerkungen in ein Schreiben vom 6., das sich weder bei Prokesch, Dépêches inédites, noch bei Klinkowström findet.

[2]) „L'Empereur consent à l'incorporation de la totalité de la Saxe à la monarchie prussienne si sa conservation au moins partielle était jugée incompatible par S. M. Prussienne et leurs Alliés communs avec les justes prétentions de la Prusse et un arrangement équitable en général... il demande que ce sacrifice serve à la reconstruction de la Prusse et à la consolidation de sa force, mais qu'il ne soit pas une compensation pour son acquiescement à des vues d'agrandissement, à des opérations politiques aussi dangereuses pour les deux Etats que contraires à la lettre des traités.“ Metternich an Castlereagh, 22. Oktober 1814 bei d'Angeberg, Le congrés de Vienne, II 1939 f. Dieses Schreiben ist von der Forschung bisher auffallend vernachlässigt worden, obgleich es Stein in seinem Tagebuch (veröffentl. von Max Lehmann, Hist. Zeitschrift, N. F. XXIV 412 u. 413) unter den „merkwürdigsten“ Papieren der damaligen Krisis erwähnt. S. auch Hardenberg an Gneisenau, 29. März 1815, Pertz-Delbrück, IV 480. Münster, Politische Skizzen S. 186. 192.

Sachsens verloren sei[1]). Nein, an der reellen Absicht des österreichischen Kabinetts, Sachsen an Preußen gelangen zu lassen, wofern dieses nur gegen Rußlands ausgreifende polnische Pläne gemeinsame Sache mit ihm machen wollte, ist nicht zu zweifeln. Es kam nur darauf an, ob Preußen diese Bedingung erfüllte. Und darüber wünschte Metternich volle Klarheit, noch ehe der Kongreß zusammentrat.

Daß er auch auf den Fall bedacht sein mußte, wenn Preußen sich versagte, ist selbstverständlich. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er für diesen Fall sich in Paris und München einen Rückhalt zu sichern getrachtet hat — dort, indem er seine Absicht mit Sachsen zum mindesten nicht verraten, hier, indem er das heißbegehrte Mainz nicht von vornherein verweigert haben wird — immer entschlossen, die beiden Drähte zu durchscheiden, wenn ihm der preußische Hof willfahrte.

Am 1. August schickte er dem österreichischen Gesandten in Berlin, Grafen Zichy, eine Instruktion zu, die ihn mit dem System seiner Staatspolitik vertraut machte und ihm auftrug, nochmals Hardenberg zu versichern, daß die sächsische Erwerbung von österreichischer Seite kein Hindernis erfahren werde, ja daß man auch bereit sei, Mainz nicht an Bayern kommen zu lassen, was Preußen perhorreszierte, sondern als Bundesfestung zu erklären. Dafür erwarte man aber ein einträchtiges Zusammengehen, vor allem in der polnischen Frage. Der Kaiser Alexander, beeinflußt von politischen Intriganten und Visionären und verführt von einem neuen Ruhmesglanz, den er dadurch zu gewinnen hoffe, daß er sogenannten liberalen und philanthropischen Ideen Schutz verleihe, habe nebenher den sehr reellen Gedanken gefaßt, aus dem Herzogtum Warschau und den provisorisch verwalteten polnischen Ländern das Königreich Polen unter russischem Zepter wiederherzustellen und nur ein Gebiet mit elfhunderttausend Seelen an Preußen abzugeben. Der Zar bemerke dabei nicht, daß die Polen

---

[1]) Siehe Fournier, „Oesterreich und Preußen im 19. Jahrh.", S. 17, Anmerkung. Überdies Talleyrand an Ludwig XVIII., 25. Oktober 1814, bei Pallain-Bailleu, Talleyrands Briefwechsel mit Ludwig XVIII. während des Wiener Kongresses, S. 70.



sich seiner nur bedienten, wie sie vordem Napoleon benützten, um aus den zerstreuten Teilen zunächst ein Ganzes zu bilden [1]). Weder Österreich noch Preußen könnte es dulden, daß dieses Projekt zur Ausführung gelange, das für das Erste den Verlust einer Provinz, für das Zweite die Isolierung Ostpreußens mit sich bringen und Rußland starke Positionen auf dem rechten Weichselufer verschaffen würde; Österreich könne ebensowenig auf Krakau, wie Preußen auf Danzig und Thorn verzichten, und sie dürften, wenn die übergroße Machtvermehrung Rußlands nicht anders zu verhindern wäre, selbst vor der Wiederherstellung Polens, dann aber als eines von Rußland unabhängigen, von den Mächten Europas anerkannten, dem Nachbar feindlichen Staates nicht zurückscheuen. Jedenfalls möge Hardenberg die Zeit, wo sein König vom Zaren getrennt sei, benützen, um dessen Einfluß auf Friedrich Wilhelm einzuschränken [2]).

Da war der kühne Gedanke wieder, mit dem Metternich die eigenen Pläne Alexanders als Waffe gegen ihn zu kehren gedachte. Freilich erschien er ihm selbst nur als Mittel äußerster Notwehr, das kaum zur Anwendung gelangte. Er hoffte — und ein Gespräch, das er im Juli mit dem Zaren in Bruchsal geführt, bestärkte ihn darin — daß dieser von seinen weitreichenden Plänen „bis zu einem gewissen Punkt" zurückgekommen sein werde. Und auf diesen Punkt kam es eben an. Metternich wäre bereit gewesen, Rußland von den ehemals preußischen und österreichischen Anteilen der dritten Teilung ein reichliches Maß polnischen Landes als russische Provinz unter der Bezeichnung „Her-

---

[1]) In der Charakteristik Alexanders begegnete sich Metternich mit Gentz, der am 18. August in einem Memoire über die polnische Frage an Caradja schrieb, der Zar hege in seiner Seele die scheinbar widersprechendsten Triebe, einen beständigen Drang zu herrschen, den Vorrang zu behaupten, sich auszudehnen — und eine brennende Begierde, in den Augen der Zeitgenossen als Vorbild der Humanität und Großmut zu gelten; den Ehrgeiz, Europa Gesetze vorzuschreiben — und eine entschiedene Hinneigung zu allen Lieblingssystemen und Verirrungen des Jahrhunderts. Klinkowström, S. 390.

[2]) Metternich an Zichy, 1. August 1814

zogtum Warschau" zuzugestehen; der Titel „Königreich Polen" jedoch und die unabhängige Verwaltung erschienen ihm unannehmbar, weil der Name allein schon ein Weckruf für alle die zerstreuten Teile der N tion bedeute, die, einmal geeint, sich an der Hand eines europäischen Zwistes auch Rußlands Einfluß entziehen und dessen alte Provinzen mit sich reißen würde[1]).

Bei Hardenberg fanden die weitgehenden Pläne Metternichs kein volles Echo. Auch er war der Meinung, daß Alexander von seinem Projekte in etwas zurückgekommen sei. Aber wenn er es nicht wäre, sollte man ihm den Krieg machen? Dazu würde sein König schwerlich zu haben sein. Man habe unrecht gehabt, daß man mit Rußland in die Koalition eingetreten sei, ohne bezüglich der polnischen Länder feste Bedingungen vereinbart zu haben. Nun bleibe kaum etwas andres übrig, als den Zar im Wege der Verhandlungen von seinen Entschlüssen abzubringen, im übrigen aber ein Defensivsystem zu begründen, das den gegenwärtigen Besitz gegen dessen Übergriffe schütze[2]).

Das war weniger Entgegenkommen als Metternich erwartet hatte. Zichys Eindruck war, Preußen stehe den polnischen Plänen Rußlands gefaßter gegenüber, weil es der Erwerbung Sachsens auch von dorther versichert sei. Da wandte sich der österreichische Minister direkt nach Petersburg. Alexander hatte ihm in Bruchsal zugesagt, er werde bis zum Kongreß keinerlei Änderung eintreten lassen. Es war nun möglich, daß der Widerstand der Mächte und die Abneigung der Russen, die Verwaltung des Reiches zugunsten

---

[1]) Eigenhändige Aufzeichnung Metternichs über die polnische Frage, als Beilage zur Depesche an Zichy vom 1. August 1814. W. St.-A. Siehe Beilagen. Am 20. November 1813 hatte Baum an Metternich geschrieben: „Die polnischen Patrioten sehnen sich nur deshalb nach einer Vereinigung unter russischer Botmäßigkeit, um zu einer Disharmonie zwischen den Verbündeten Anlaß zu geben und einst mit ihrer geeinten Kraft neue Unruhen zu erregen, dabei aber ihren ihnen stets vor Augen schwebenden Plan der Wiederherstellung des unabhängigen Reichs zur Ausführung zu bringen." Siehe oben S. 301.

[2]) Siehe den Bericht Zichys an Metternich, 12. August 1814, in den Beilagen.



der Polen geteilt zu sehen, den Zar andern Sinnes gemacht hätten. Dann war ja alle Sorge vorüber. Das mußte man in Erfahrung bringen. Und auch über Beziehungen Alexanders zu den süddeutschen Höfen, von denen Hardenberg gesprochen hatte, mußte Klarheit gewonnen werden, und ob wirklich, wie das Gerücht ging, der Kronprinz von Württemberg, nach der Scheidung von seiner Gemahlin, mit Glück um die Hand der Großfürstin Katharina warb. Metternich glaubte, als er in Teplitz die Souveränität der Rheinbundstaaten durchgesetzt hatte, diese Österreich zu Dank verpflichtet zu haben; es konnte ihm nicht gleichgültig sein, wenn sie nun Rußlands Protektorat nachsuchten. Vielleicht ließ sich die Großfürstin Katharina, deren Einfluß auf den kaiserlichen Bruder kein geringer war, in das österreichische Interesse ziehen; Erzherzog Karl war noch unvermählt. Rasch entschlossen brachte Metternich den Kaiser Franz dazu, einen vertrauten Sendboten nach Petersburg zu schicken, der die offizielle Mission bekam, sich dem Zaren für dessen Reise nach Wien zur Verfügung zu stellen. Man wählte den Feldmarschalleutenant Baron Koller, denselben, der als einer der Kommissare der Alliierten Napoleon nach Elba begleitet hatte, dann mit in England gewesen und von Alexander I. stets mit großer Freundlichkeit behandelt worden war. Auch die Großfürstin Katharina, der er im Vorjahr bei ihrem Aufenthalt in Böhmen als Ehrenkavalier gedient hatte, war ihm wohlgesinnt. Außerdem galt er für einen genauen Kenner der Verhältnisse am russischen Hofe[1]). Am 16. erhielt er einen eigenhändigen Brief seines Kaisers an Alexander, worin in der liebenswürdigsten Form ausgesprochen war, wie sehr erfreut man wäre, das große Friedenswerk im vollsten Einvernehmen zu Ende führen zu können. Ein zweites Schreiben Franz I. war an die Groß-

[1]) Kollers „genaue Kenntnis der innern Verhältnisse am russischen Hofe“ wird in der ihm erteilten Instruktion besonders hervorgehoben. Wieso Gentz schon am 11. August (Klinkowström, S. 382) dem Hospodar melden konnte, „Koller wurde von hier nach S. Petersburg geschickt“, während dessen Instruktion erst vom 16. datiert ist, ist eines der Rätsel, die die Publikation der Gentzschen Briefe dem Forscher aufgibt. Gentz wußte übrigens nichts von dem geheimen Zweck der Mission.



fürstin gerichtet, die damals in Franzensbad den Brunnen gebrauchte und die Koller auf dem Wege nach Petersburg besuchen sollte. Es enthielt den Wunsch des besten Erfolges ihrer Kur und den Ausdruck der Hoffnung, sie in Wien zu sehen.

Neben diesen beiden Handschreiben empfing Koller aber auch noch eine eingehende Instruktion mit auf den Weg. Zunächst sollte er im Gespräche mit der Großfürstin deren Ansichten über die Lage der Dinge in Rußland zu erkunden trachten und wie sie etwa den Heiratsantrag des Württembergers aufgenommen habe. In Petersburg aber sollte er die Antwort auf eine ganze Reihe von Fragen finden, die ihm Metternich ans Herz legte: Wie weit der Widerstand der Russen gegen das polnische Projekt Alexanders reiche? inwiefern der Zar dadurch beeinflußt werde? welche militärische und politische Maßregeln er zu dessen Realisierung vorbereite? ob er sich mit anderen Mächten darüber ins Einvernehmen gesetzt habe? ob dies mit Erfolg geschehen sei? ob der Kaiser bei der Verwirklichung seiner polnischen Pläne geheime Wege gehen oder sie dem Kongreß vorlegen wolle? welche seiner Räte ihnen günstig oder ungünstig gesinnt seien? welcher Zusammenhang mit süddeutschen Staaten bestehe und ob sich mißvergnügte Italiener nach Petersburg gewendet hätten? Über alle diese „bedeutendsten Verhältnisse des Tages" erwartete der Minister „wichtige Aufschlüsse" von dem General, dem er ein behutsames Benehmen, eine freundschaftliche zuversichtliche Sprache, die sich auf Österreichs Stärke gründe, „mit Vermeidung aller Zudringlichkeit und zu emsigen Bewerbung um die Gunst des russischen Hofes," zur Pflicht machte[1]).

Das war viel auf einmal. Koller tat sein Bestes. Er war am 3. September in Petersburg angekommen — über seinen Aufenthalt bei der Großfürstin in Eger liegt kein Bericht vor — und am nächsten Tage in Kamenoy-Ostrow von Alexander empfangen worden. Dieser unterschied sofort zwischen dem Wohlwollen des Kaisers Franz und der Feindseligkeit seines Ministers, der

[1]) Instruktion für den mit Aufträgen S. M. des Kaisers nach St. Petersburg bestimmten Herrn Feldmarschalleutnant Freih. v. Koller. Wien, den 16. August 1814. (W. St.-A.)



alles für Österreich behalten, Rußland nichts zukommen lassen, sondern ihm vielleicht auch noch nehmen wolle, was es bereits besitze[1]). Darauf brachte Koller mit einem Schwall von Worten sehr geschickt die Bemerkung vor, daß seines Wissens nie davon die Rede war, Rußland jene Länder streitig zu machen, die es Türken und Schweden zu einer Zeit abgerungen habe, als die andern Mächte sich gegen Napoleon verteidigten. Daß der Zar bei all seiner Erregtheit gegen Metternich diesem dennoch Gerechtigkeit widerfahren ließ, ihn den ersten Minister Europas nannte, den zu besitzen Rußland glücklich wäre, erfuhr Koller auf andern Wegen. Auch daß Alexander Castlereagh und Hardenberg nicht mochte, erzählte man sich am Hofe, und Koller erhielt von befreundeter Seite den Wink, es wäre nicht unwahrscheinlich, daß der Zar, wenn ihm durch die beiden hart zugesetzt würde, selbst auf eingeschränkte Anträge Metternichs eingehen würde, bloß um den Schein zu vermeiden, daß er sich von jenen habe zwingen lassen. Er würde dann etwa für die Herausgabe des Tarnopoler Kreises zu gewinnen sein und nur bei dem Krakauer Gebiet unerbittlich bleiben. Diese Stelle im Berichte Kollers gewinnt, wenn man sie mit dem späteren Verlaufe der Dinge auf dem Wiener Kongreß zusammenhält, eine besondere Bedeutung, und man ist versucht zu vermuten, daß Metternich den Wink nicht unbeachtet gelassen habe. Koller erfuhr auch, daß sich in der Tat mehrere deutsche Staaten, Württemberg und Baden voran, um die Vertretung ihrer Wünsche an Rußland gewendet hatten, daß aber Italiener in Petersburg nicht anwesend seien. Als der Zar ihm gegenüber gelegentlich die Bemerkung machte, er sei unterrichtet, wie in Italien die größte Unzufriedenheit mit der österreichischen Regierung herrsche, gab Koller den Stich zurück, indem er erzählte, er habe auf seiner Reise durch Polen mehrfach die Äußerung gehört, Alexander müsse das Königreich wiederherstellen, weil dies das einzige Mittel wäre, den Haß der polnischen Nation wider ihn in etwas zu mildern. Am Hof und in weiteren

[1]) Über den Keim des persönlichen Zwiespaltes zwischen dem Zaren und Metternich aus dem Dezember 1813 (die Schweizer Neutralität betreffend) siehe Fournier, „Kongreß von Châtillon“, S. 40 ff.



Kreisen urteilte man recht hart über den Kaiser und seine Vorliebe für die Fremden, namentlich für Laharpe. Er trage, hieß es, nur aus Rücksicht auf seine persönliche Sicherheit und um mannigfache Willkür zu decken, seine Philanthropie zur Schau, habe Nesselrode, den man allgemein — mit Unrecht — für unzulänglich hielt, nur deshalb zum Minister gemacht, um zu zeigen, daß er keinen bedeutenden Ratgeber benötige, habe Dombrowski, dem Polenführer, seine Gunst entzogen, weil er sich vermessen hatte, die Wiederherstellung des Königreichs bloß mit seinen Landsleuten und einer geringen Geldunterstützung erkämpfen zu wollen, was der Eitelkeit des Zaren widerstrebte u. dgl. m.

Das Wichtigste aber, worüber Koller zu berichten hatte war, daß — und er berief sich dabei auf das Zeugnis des Großfürsten Konstantin und einiger vertrauter Generale — Alexander bei dem allgemeinen Widerstand der Russen gegen die Wiederherstellung Polens auf sein Lieblingsprojekt verzichtet haben sollte. Ja, der Kriegsminister wollte die beträchtliche Machtentfaltung in Polen geradezu damit rechtfertigen, daß er sagte, man müsse für den Fall gerüstet sein, „wenn die getäuschte Hoffnung für die Wiedergeburt des Königreichs die Polen zu tollen Unternehmungen verleiten sollte." An diesen Dingen war aber nur so viel wahr, daß Alexander in der Tat die Absicht, Litauen mit den anderen polnischen Gebieten zu vereinigen, fallen gelassen hatte. Im übrigen hatte man dem Österreicher recht trüben Wein eingeschenkt. Rückte doch schon am 17. September Großfürst Konstantin mit den russischen Garden in Warschau ein, nachdem Alexander den Sendboten in dessen Abschiedsaudienz mit ein paar Redensarten abgefertigt hatte. „Er hoffe, daß Alles gut verlaufen und er sich auch mit Metternich verständigen werde; von seiner Seite solle kein Hindernis entstehen," war alles, was der Sendbote von ihm zu hören bekam; nichts Bestimmtes, nichts Definitives, wie es eben des Zaren Art war[1]).

So war also auch von dieser Seite her keine volle Aufklärung erfolgt, und der Kongreß rückte heran, ohne daß man in

[1]) Siehe Kollers Bericht vom 8. September 1814 in den Beilagen. Vgl. auch Schiemann, a. a. O.



dieser wichtigsten Staatsangelegenheit Österreichs Sicherheit gewonnen hätte. Ja, es ist fraglich, ob Metternich schon im Besitz des Kollerschen Berichtes war, als in Wien die Würfel zu rollen begannen. Am 17. und 18. September waren dort die fremden Minister eingetroffen, und am Abend des 19. fand bei dem österreichischen eine Konferenz statt, an der nebst dem Hausherrn Hardenberg, Castlereagh und Nesselrode teilnahmen. Dieser, der Repräsentant Alexanders I., gab nun die bestimmte Erklärung ab, der Zar wolle das ganze Herzogtum Warschau für Rußland behalten, Österreich nur die Salzwerke von Wieliczka, Preußen die Verbindung von Ostpreußen und Schlesien zugestehen. Fanden schon diese Eröffnungen den Widerspruch der Vertreter der drei andern Mächte, so mußte es geradezu verstimmen, wenn Metternich auf seine Frage, welchen Namen Alexander den neuen Akquisitionen geben wolle, die Antwort erhielt, daß der Zar darüber den Mächten ebensowenig Rechenschaft schuldig sei, als er von Preußen und Österreich eine solche bezüglich Deutschlands und Italiens verlange[1]).

Damit war die polnische Frage in all ihrer Schärfe aufgerollt und Europa hatte sich mit ihr zu befassen. Sie sollte monatelang im Vordergrund des politischen Interesses stehen und den Kongreß, wenn nicht eingehender beschäftigen, so doch gewiß tiefer aufregen als jede andere.

---

[1]) Nesselrodes Bericht über die Konferenz am 19. an Alexander, der am 25. in Wien eintraf, ist mir durch Geheimrat Dr. Bailleus Güte bekannt geworden.



# Beilagen.

## 1.

## Metternich an Zichy.

Vienne, le 1er Août 1814 [1]).

Je profite du premier moment de loisir, que j'ai trouvé depuis mon retour à Vienne, pour tracer à V. E. le tableau de nos relations politiques au moment de la séparation des cabinets et la direction à suivre auprès du gouvt. prussien, pour entretenir les bons rapports que nous avons établis avec lui et qu'il est du plus haut intérêt d'achever pour l'époque très-rapprochée, où le congrès général fixera définitivement notre situation en Europe.

Nos rapports avec la cour de Berlin n'ont jamais été altérés pendant le cours de la guerre, et si nous avons eu à regretter quelquefois l'ascendant personnel que l'Empereur Alexandre exerce sur l'esprit du roi et la complaisance de ce souverain pour les idées et les plans, souvent dangereux, de son allié, nous avons constamment trouvé dans les braves armées prussiennes le dévouement le plus héroique au noble but de nos efforts communs et dans le ministère, et surtout dans son respectable chef, un esprit aussi pur qu'éclairé de conciliation, et une confiance à laquelle nous avons répondu dans toutes les occasions. Le gouvt. prussien a dû reconnoitre, de son côté, combien nous partageons sa conviction de la nécessité de l'union la plus étroite entre les cours de Vienne et de Berlin pour consolider le grand ouvrage que le traité de paix avec la France n'a fait qu'ébaucher, et de l'urgence qui existe que nous nous réunissions, dans le plus parfait accord, pour diriger le développement des principes consacrés par les traités dans un sens qui, en assurant le repos et le bien-être des deux monarchies, fasse concourir leurs moyens et leur action au dehors au maintien de la paix et de l'équilibre de l'Europe.

Il a vu de même que nous nous sommes prêtés à ses vues, relativement aux acquisitions futures de la Prusse, avec un abandon de confiance dans ses principes qui exclue toutes les considérations ordinaires de prudence et de calcul entre puissances limi-

---

1) Expédié par le courrier Renard. (W. St. A.)

trophes. Des relations fondées sur une confiance tellement réciproque, sur la connaissance mutuelle qu'ont acquise de leur caractère deux souverains faits pour s'estimer, ne peuvent qu'être durables; et une union intime qu'il suffiroit de l'identité la plus entière des intérêts des deux pays pour cimenter, ne peut que se renforcer par tous les sentimens personnels de ceux qui sont appelés à la cultiver. Cette alliance pacifique et conservatrice de l'ordre trouvera un appui aussi fort que constant dans une puissance qui, à l'abri elle-même, par sa position géographique, des froissemens journaliers des intérêts des puissances continentales, et par là hors de l'atteinte des passions qui altèrent quelquefois les rapports les plus solides entr'elles, ne peut trouver son avantage que dans le maintien d'un ordre de choses qui, en lui garantissant sa puissance d'une prospérité que tous les efforts de ses ennemis ne sont pas parvenus à diminuer, lui assure en même temps la juste influence dont elle avoit été privée pour le malheur de l'Europe.

L'Angleterre avec laquelle nous avons renoué nos anciennes et intimes relations, réunira toujours ses conseils, ses moyens et ses efforts à ceux de l'Autriche et de la Prusse pour le but salutaire du maintien de la paix; et l'expérience des siècles a prouvé que l'association des puissances de l'Allemagne et des puissances maritimes, toutes centrales en Europe parce qu'elles sont menacées des deux côtés par des puissances voisines, peut seul maintenir un équilibre qui ne sauroit être violé, sur quelque point que ce soit, sans que, par leur position même, elles en éprouvent l'atteinte, et qui ne peut jamais l'être sans le rapprochement des puissances placées à l'extrémité et leur tendance vers une réunion dans le centre.

Ces principes, d'une évidence incontestable, préscrivent aux deux cours de Vienne et de Berlin la marche à suivre dans le moment important qui finira[1]) tant d'incertitude, décidera du sort et du bonheur de tant de peuples, et préparera enfin, nous l'espérons, à l'Europe une longue époque de repos et de prospérité.

Il n'existe, entre nous et la Prusse, aucune différence réelle quant aux conditions qui doivent servir de base à l'existence politique et à l'état de possessions futures des deux pays. Quelles que soient les considérations qui, dans d'autres circonstances, nous auroient fait redouter l'extension de la monarchie prussienne sur nos frontières septentrionales, quels que soient les regrets que nous laisse la destruction d'une antique monarchie souvent utile à nos intérêts et à la balance des pouvoirs en Allemagne, les acquisitions de la Prusse en Saxe ne trouveront aucun obstacle de notre

---

[1]) Die Reinschrift hat „fixera".



côté; et nous sommes également persuadés que les prétentions réciproques des cours de Berlin et de Munic sur la possession de Mayence, et la nécessité où nous nous trouverons de nous opposer aux premières, en écartant même au besoin les autres par un moyen terme, ne porteront aucune atteinte à nos bonnes relations avec la Prusse. Les deux objets qui réclameront le plus la sollicitude des cours de Vienne et de Berlin, et sur lesquels toutes les considérations d'intérêt réciproque doivent se réunir, sont la Pologne et la future organisation de l'Allemagne. L'empereur Alexandre, influencé malheureusement par des intrigans et des visionnaires politiques de toute espèce, séduit par le nouveau genre de gloire qu'il espère acquérir en accordant sa protection à de prétendues idées libérales et philanthropiques, n'a eu que trop réellement l'idée du rétablissement d'un Royaume de Pologne sous sceptre russe, et probablement sous l'administration du Grand-Duc Constantin, composé du Duché de Varsovie et de toutes les parties du pays qui se trouvent sous administration provisoire, à l'exception d'un rayon d'un million ou onze-cent mille habitans à céder à la Prusse. Il n'a pas compris que les Polonais, en favorisant ses projets, ne vouloient se servir de cette régénération apparente que pour arriver, sans lui et contre lui, au constant objet de leurs voeux et de leurs intrigues, tout comme ils se servoient jadis de l'Empereur Napoléon pour réunir les parties détachées de la Pologne et en former un tout avec le temps, en s'aidant de l'appui de ses ennemis. Nil'Autriche ni la Prusse peuvent jamais consentir a la réalisation de ce projet qui entraineroit, pour la première la perte certaine d'une de ses possessions les plus précieuses, pour l'autre l'isolement et la dépendance entière d'une de ses provinces les plus riches, la Prusse Orientale; elles peuvent, en justice et en politique, consentir que la Russie acquière de fortes positions militaires sur la rive gauche de la Vistule, elles ne peuvent l'une renoncer à la possession de Cracovie et de son arrondissement, l'autre à celle de Dantzick et de Thorn; elles ne peuvent enfin, en accordant à l'immense empire de Russie une augmentation considérable de territoire, permettre l'établissement d'un principe aussi dangereux que le seroit celui de la régénération de la Pologne qui, dans ses conséquences, détruiroit tous les traités existans dans le monde; et elles doivent employer, pour déjouer les plans de la Russie, tous les moyens, et même au besoin celui de la déclaration d'une Pologne indépendante, pour tourner contre la Russie les forces de ce pays, et préférer en cas de nécessité l'existence d'un état consolidé par la reconnaissance des grandes puissances, définitivement circonscrit dans ses limites, ennemi naturel, comme état indépendant, de son puissant voisin, et devant chercher par

conséquent l'appui de l'Autriche, de la Prusse et de la Porte, à l'établissement d'un foyer d'insurrection au milieu de leurs états qui rendroit toute possession précaire, tout droit incertain, et empoisonneroit l'esprit public des provinces les plus éloignées et les plus précieuses des deux monarchies. Plusieurs données, et ma dernière entrevue avec l'Emp. Alexandre à Bruchsal, nous font présumer que ce souverain est revenu jusqu'à certain point de son idée, qui non seulement n'a trouvé d'accueil ni auprès de la Prusse, ni auprès du gouv[t]. Anglais, avec lequel les inconvenances et les manigances qu'il s'est permises pendant son séjour à Londres l'ont mis en trés grande froideur, ni auprès du gouv[t]. françois qui lui en veut par la même raison et contre laquelle nous nous sommes hautement et fortement prononcés dans toutes les occasions; et il est permis d'espérer que son séjour en Russie, où l'opinion publique est entièrement opposée à tout partage de pouvoir et d'influence avec des étrangers, achevera de lui prouver l'impossibilité et le danger de son plan. Il est toute-fois de la plus haute importance que les deux cours se préparent à la plus vigoureuse résistance à toute proposition de cette nature qui pourroit être faite par la Russie, et à tout acte qui, contre les engagemens positifs pris par l'Emp. Alexandre, pourroit tendre à ce but. Vous ne pouvez, M. le Comte, toutes les fois que vos conversations avec le P[ce] de Hardenberg vous en fourniront l'occasion, trop appuyer sur cet objet, et les lumières et la loyauté de ce digne ministre nous sont garans qu'il portera son souverain à agir dans un sens conforme aux fréquentes déclarations qu'il m'a faites à cet égard.

Le plan relatif à l'organisation future de l'Allemagne que M. le P[ce] de Hardenberg a ébauché, et qu'il m'a communiqué à Londres, fournit matière à une mûre délibération. Je désirerois beaucoup qu'il m'en transmît une copie sans délai, qui pourroit servir de base aux conférences préliminaires qui seront ouvertes ici incessament entre M. le B[n] de Humboldt et moi; et V. E. est chargée de lui en demander la communication de ma part[1]).

Vous ne pouvez en général, M. le C[te], trop parler à M. le Chancelier d'Etat dans le sens de la dépêche que je vous adresse aujourdhui, ni lui trop répéter les assurances de l'entière confiance que nous vouons à son caractère et à ses principes, et les protestations de la sincérité de notre désir d'agir dans toutes les circonstances dans le plus intime accord avec la Cour de la Prusse et de faire de notre alliance avec elle la base de notre politique et la principale garantie du repos et du bonheur futurs de l'Europe.

---

[1]) Siehe W. A. Schmidt, Geschichte der deutschen Verfassungsfrage während der Befreiungskriege und des Wiener Kongresses. S. 173 ff.



Le contenu de la présente dépêche ne doit servir en général qu'à l'information de V. E. et Lui tracer en même tems le canevas de ses conversations avec M. le Chancelier d'Etat et les personnes bien pensantes qui entourent le roi. Vous n'êtes, M. le Comte, chargé d'aucune négociation, le ministère prussien étant parfaitement d'accord avec nous, et toute insistance ultérieure sur des points déjà convenus ne pouvant que nous donner un air de méfiance auquel M. le Pce de Hardenberg ne donne certainement pas lieu. Nous avons même la conviction qu'il profitera avec succés de la séparation momentanée du Roi d'avec l'Emp. Alexandre pour combattre ce que l'influence de ce souverain pourroit avoir laissé d'incertitude et d'irrésolution à son maître. Recevez etc.

2.

## Metternich über die polnische Frage[1]).

Il existe deux manières d'envisager les affaires de Pologne.

Les pays formant l'ancien territoire de la Pologne peuvent rester séparés et partagés entre les trois puissances. Dans ce cas la Russie doit viser à étendre son territoire pour s'indemniser des frais de la dernière guerre. Les deux cours d'Autriche et de Prusse ne demandent pas mieux que de s'entendre avec celle de la Russie sur l'échelle la plus libérale. La Russie acquérera une extension territoriale utile et qui ne compromettra pas l'existence de ses rapports européens, qui se lient essentiellement à la conservation de ses provinces polonaises. Les nouvelles acquisitions qu'elle fera sur les provinces polonaises, ayant fait partie des lots de l'Autriche et de la Prusse en suite du dernier partage, peuvent conserver la dénomination de Duché de Warsovie.

Une autre chance seroit celle que l'Emp. A. voulut donner à ses nouvelles acquisitions le titre d'un royaume de Pologne. Cette dénomination brouilleroit toutes les questions. L'Autriche et la Prusse se trouvent dès lors menacées dans leurs possessions actuelles; les provinces ci-devant polonaises et liées maintenant à l'Empire de Russie partageront l'éveil général que le seul nom de Pologne donneroit à ces parties soumises à des sceptres étrangers et qui sont loin d'avoir oublié leur ancienne réunion en un seul grand corps politique. Les Polonais seconderont à l'apparence les vues de la Russie; ils se soustrairont à son influence à la première occasion; l'Europe entière se trouvera appellée à faire naître cette occasion. La Russie, loin d'avoir fait une conquête

---

[1]) Eigenhändig. Undatiert. Beilage zur Weisung an Zichy vom 1. August 1814. (W. St. A.).

assurée, aura sacrifié pour des apparences trompeuses son repos et ses intérêts les plus chers. Elle perdra ses provinces polonaises anciennes et nouvelles.

Telle est la position des choses; seule force humaine ne pourra arrêter les progrès que fera le mal s'il se trouve une fois établi. L'Emp. A. peut se préparer un avenir tranquille ou des chances de bouleversemens incalculables; il dépend de lui de faire partager l'un et les autres à ses voisins et à l'Europe entière.

3.

## Zichy an Metternich [1]).

(Hat im Sinne der Instruktion vom 1. August mit Hardenberg gesprochen.) „Il n'y a rien de ce que vous me faites l'honneur de me dire", me répondit le Chancelier d'Etat, „que nous n'ayons déjà discuté et analisé durant le long séjour que j'ai fait avec M. le Pce de Metternich. Nous sommes bien d'accord qu'il est de la plus haute importance que l'Autriche et la Prusse soient unies et fermes dans leur langage et dans les mesures qu'elles adoptent; je contribuerai de mon mieux pour consolider cet ouvrage salutaire. Le plan relatif à l'organisation future de l'Allemagne que j'ai communiqué au Pce de Metternich à Londres, et dont j'enverrai incessamment la copie par courrier à Vienne, est basé sur la seule et unique supposition de l'union la plus intime entre nos deux cabinets." (Ici le Chancelier me lut lui-même cette pièce en entier.) Il continua: „Vous voyez, mon cher comte, combien il est essentiel pour le rétablissement solide de l'Allemagne, de n'avoir qu'une seule et la même volonté. Je ne vous cacherai pas," poursuivit le Prince, „que la politique que le Pce de Metternich paroît vouloir suivre, de favoriser et d'aggrandir la Bavière et le Roi de Wurtemberg, ne sauroit avoir mon approbation; jamais il ne réussira de contenter ces deux cours; qu'il se garde de jamais se fier à la sincérité de leurs intentions; il se présentera demain une occasion de s'aggrandir à nos dépens, elles en profiteront pour virer de bord du moment qu'elles jugeront pouvoir l'éxécuter sans danger éminent. Nous verrons au congrés de Vienne les difficultés et intrigues de tout genre que ces deux cabinets nous préparent, et je ne serai point surpris de voir que la Russie, si elle ne les appuye, en aura du moins une joie secrette. Le Roi de Bavière et de Wurtemberg doivent rester petits, le repos de l'Allemagne y

[1]) Eigenhändiger Bericht. (W. St. A.).



gagnera, plus ils s'aggrandiront plus ils seront turbulens et moins nous arriverons au but."

Il est à sa place d'informer V. A. que M. le Cte de Wintzingerode a passé par ici venant de Stuttgard et se rendant en toute hâte à S. Pétersbourg. Cela a fait présumer assez généralement qu'il est chargé de plaider les intérêts du Roi son maître près de l'Empereur Alexandre afin de s'assurer de son appui au congrès prochain. Une autre supposition porte que cet envoyé est chargé de négocier un mariage pour le Pce Royal de Wurtemberg, qui vient de se séparer de madame son épouse.

Le Chancelier Pce de Hardenberg, après avoir émis ces réflexions sur le compte de la Bavière, eut la bonté de me communiquer un mémoire dont il m'assure vous avoir remis, mon Prince, une copie à Paris. Ce mémoire est relatif à la forteresse de Mayence et tend à prouver la nécessité, que militairement et politiquement la sûreté de l'Allemagne exigeoit que cette place fût occupée par un corps de troupes prussiennes. Le ministre actuel de la guerre, M. le gén. Boyen, a rédigé cet aperçu que je n'envoie pas à V. E. puisqu'il doit se trouver entre ses mains. „Je me vois obligé d'ajouter à cette occasion", me dit le Chancelier, „que le Roi ne consentira jamais et à aucune condition que la Bavière soit mise en possession de cette forteresse que nous considérons comme la clef de toutes les opérations importantes en Allemagne; c'est certainement à regret que nous nous déciderions à l'extrême de voir devenir Mayence eine Bundesfestung, ce qui serait le moyen-terme dont nous prévoyons tous les inconvéniens, mais nous le trouverions au pis-aller très préférable à celui de voir une place de si haute importance sous la domination de la Bavière."

La conversation passa de ce point à celui des acquisitions de la Prusse en Saxe. „Je me suis convaincu," reprit le Prince, „qu'un morcellement de la Saxe serait dangereux et entrainerait même pour cette nation des inconvéniens faciles à déduire. Nous possédons ce pays par le droit de la conquête; je pourrai citer à notre faveur tous les publicistes anciens et modernes les plus célèbres, qui s'accordent unanimement à venir à l'appui de ma thèse. Le Roi de Saxe s'est conduit jusqu'au dernier jour, celui de la bataille de Leipsic, comme notre ennemi le plus acharné; il ne doit pas rester en Allemagne; cela donnerait lieu à des troubles et des fermentations continuelles. Il faut bien que d'après la teneur des traités nous soyons dédommagés; où voulez-vous que nous trouvions cela, si ce n'est en Saxe? car des possessions détachées et morcelées ne peuvent nous contenter. Le Roi de Saxe peut recevoir les 3 légations de Ferrare, Bologne et Ravenne que

le Roi de Sicile a refusées; il n'est pas besoin de les rendre au S. Père, qui jouit d'une indépendance qui lui suffit, vu les états qu'il possède; ce sera un sort pour le Roi de Saxe dont il n'est pas en droit de se plaindre.“ [1]) Ignorant si M^r^ de Hardenberg a tenu un langage aussi explicite à V. A. sur ce chapitre, je Lui rend compte à peu près mot pour mot (de) ce qu'il m'a articulé, et il me paraît évident que les insinuations de l'Empereur Alexandre ont contribué à donner ce degré de force aux volontés du cabinet de Berlin, qui peut-être, de son côté, aura témoigné des dispositions à la Russie de ne pas s'opposer sérieusement à ses projets en Pologne.

C'est forcément que j'ai conçu cette idée par suite de notre conversation suivante sur le point important de la Pologne, où je n'ai oublié aucun argument pour représenter au Chancelier d'Etat avec les plus vives couleurs le danger qu'il y aurait si l'Emp. Alexandre venait à réaliser ses projets de rétablissement d'un royaume de Pologne sous sceptre russe, ce qui ne pourroit jamais être indifférent à nos deux cabinets. Le P^ce^ de Hardenberg fut dabord d'avis qu'il partageait votre conviction que l'Empereur pouvait être revenu „jusqu'à certain point“ de son idée qui n'a trouvé accueil nulle part, mais il m'a assuré savoir par un canal très sûr et confidentiel que l'Empereur a exprimé dans l'intimité de son intérieur sa ferme résolution de tenir à tout prix au principe de ne rien rendre à l'Autriche des possessions occupées par les Russes en Pologne, et de n'accorder à la Prusse que le rayon d'un million ou onze cent mille habitans qui lui ont été promis par le traité de Breslau en vertu d'un article secret. Les sacrifices de la Prusse seront d'après cela très considérables, Dantzik reste sous sa domination, mais elle perd Thorn et ses provinces jadis les plus riches. L'armée russe rassemblée en Pologne est évaluée, à ce que le Prince m'assure, à 200.000 h.

1) Hardenberg hatte Metternich schon in Paris, in einem Briefe vom 7. Juli diesen Vorschlag gemacht, worin es heißt: „Je souhaite vivement que le Roi de Saxe soit bien placé et cela n'est faisable qu'en Italie en lui donnant les 3 légations. Vous aurez en lui un allié dont vous pourrez toujours tirer parti. En bonne politique vous devez, ce me semble, préférer cet établissement pour lui à tout autre dans le Nord de l'Allemagne, où il serait moins sous votre influence. Le Pape n'est pas un obstacle. Il lui faut un Etat qui le rend capable de soutenir sa dignité. Il l'aura si on lui rend ce que le traité de Tolentino lui avait laissé“. Am 13. Juni hatte Metternich aus London an Hudelist geschrieben, daß die Rückgabe der Legationen an den Papst keinem Hindernis von Seiten Österreichs begegnen, die Sache jedoch erst auf dem Kongreß zur Entscheidung kommen solle. (W. St. A.).

effectifs, elle sera encore augmentée par les troupes en marche. „Je suis“, me dit-il, „très disposé à croire qu'on n'approuvera pas en Russie l'idée de l'Empereur d'établir une Pologne sous l'administration du Grand-Duc Constantin, parcequ'un partage semblable de pouvoir déplaira à la nation russe; mais si l'Empereur veut réunir la Pologne comme province de l'Empire russe, il sera secondé par les suffrages de la nation. L'Autriche voudra-t-elle donc faire la guerre à la Russie, si l'Emp. Alexandre refuse opiniâtrement à rendre les provinces polonaises? La Prusse se trouve-t-elle en position de tirer l'épée si ses représentations ne produisent aucun effet? Le Roi mon maître pourra-t-il se décider dans un moment, où il est convaincu qu'il a les plus grandes obligations pour sa délivrance à l'Empereur Alexandre, à faire une guerre qui l'expose à des chances incertaines? Cette question demande mûre réflexion avant de rien faire, car en politique rien n'est dangereux que de se hasarder trop en avant, et puis de ne pas avoir le moyen de soutenir sa thèse. Il faut que nous tâchions, par les voies de négociation en notre pouvoir, de persuader l'Empereur de Russie de revenir sur ces résolutions; mais posons le cas, auquel il faut penser, qu'il ne veuille pas céder, je vous demande encore une fois risquerons-nous une guerre qui aurait tous les désavantages pour nous, qui sautent du premier abord aux yeux de chacun? J'en écrirai moi-même encore au P[ce] de Metternich. Il faut faire ce qui est possible à cet égard. Mais nous avons eu l'un et l'autre grand tort de ne pas faire nos conditions à ce sujet avec la Russie avant d'entrer avec elle dans la coalition.“ J'ai beaucoup de peine à me persuader que le cabinet de Berlin puisse prendre son parti avec cette résignation apparente sur un objet aussi majeure, s'il n'avait l'espoir d'un ample dédommagement en Saxe qui le dispose à envisager la perte de ses possessions en Pologne comme un mal très supportable. „Nous devons pour cette raison même,“ me dit encore le Chancelier, „nous unir plus étroitement et créer un sistême de défense en Allemagne qui puisse résister à une tentation quelconque de la Russie qui ne pourra pour lors jamais nous inquiéter pour nos possessions actuelles. Croyez-moi, mon cher Comte, aprés les efforts immenses que nous venons de faire il faut tout employer pour jouir des fruits de la paix.“

Des voyageurs arrivés de Varsovie et d'autres parties de la Pologne assurent que les autorités administratives russes continuent à exercer des spoliations inouies, et que l'habitant des provinces occupées est tellement mis à contribution qu'il est privé de sa dernière ressource; le mécontentement est par conséquent à son plus haut degré. On doit aussi avoir essayé de faire un appel aux

Polonois pour les engager de prendre service et de former une armée, mais le plus grand nombre s'y est refusé, demandant qu'on articule pour qui et contre qui ils devoient s'armer?

Comme vous savez, mon Prince, que ma correspondance est surveillée par le gouv$^{t}$. prussien avec une scrupuleuse exactitude, je me flatte que vous approuverez que je veux éloigner absolument tout motif de méfiance et que j'adopte le mode d'écrire le moins possible en chiffres pour ne faire naître aucun soupçon à l'égard de notre franchise; de même j'observe la nuance de mander par la poste ce qui ne peut nullement offusquer le gouvernement, me réservant toujours les occasions de courriers, qui ne peuvent manquer dans ces circonstances, pour porter à votre connaissance, mon Prince, les faits et observations qui peuvent influer sur vos déterminations... Zichy.

4.

## Koller an Metternich.

St. Petersburg, den 8. September 1814[1]).

Ich bin den 3$^{ten}$ d. abends hier angekommen und wurde mit zuvorkommender Aufmerksamkeit empfangen. Meine Wohnung war in dem Pallast der Großfürstin Catharina Paulowna, wohin ich durch Kosacken, die in dieser Absicht am Thore aufgestellt waren, begleitet wurde, vorbereitet. Der Kaiser selbst habe nachsehen lassen, ob ich bequem bewohnt sei; die Equipagen des Hofes sind zu meiner Verwendung bereit; überhaupt übertrifft die Behandlung jede Erwartung.

Am 4$^{ten}$ nachmittags um $^{1}/_{2}$2 Uhr empfing mich der Kaiser in Kamenoj Ostrow. S. M. waren höchst erfreut über die Aufmerksamkeit dieser Sendung und über den Brief S. M. Unseres Kaisers, und sagte: „Ihr Kaiser biethet Mir so freundschaftlich die Hand zur Schlichtung der Verhältnisse von Europa, Er wird auch finden, daß von Mir aus kein Hinderniß entstehen und Ich von demselben Eifer für das Allgemeine Wohl beseelt sein werde". Er fragte: „Est-ce que vous serez bien sage au congrés? Est-ce que vous ne fairez pas des propositions fou?"[2]) Ich erwiderte Ihm: „V. M. saura avec sa justice et clairvoyance, qui Leur est innée, bâlançer scrupuleusement ses idées et ses volontés avec le bienêtre général, et nous ne pourrons être que sâge et manifester les principes liberâles comme jusqu'à présent." „Ja was Ihren Kaiser

---

[1]) „An S. des kais. kön. Herrn Ministers der auswärtigen Angelegenheiten Fürsten Metternich Durchlaucht." (W. St. A.)

[2]) Zur Ehre Alexanders muß es gesagt sein, daß hier sein Französisch eine Behandlung erfährt, die es kaum verdiente.

betrifft, bin Ich überzeugt, werden Wir gleich einig sein, aber Metternich wird Mich feindlich behandeln, er ist es, der Alles für Oesterreich und für einige Andere behalten und Uns Russen nichts zukommen lassen will. Er will Uns mehr Uibel als je ein oesterreichischer Minister; Ich glaube er würde Uns noch nehmen wollen, was Wir schon haben". Ich entgegnete: „E. M. vorgefaßte Meynung gegen den Fürsten Metternich ist nicht gegründet, denn ich glaube, daß man ihm allgemein die Gerechtigkeit widerfahren läßt, daß er den Zustand und die Bedürfnisse der Staaten genau kennt und er vor allen anderen am meisten von dem reinen Wunsche geleitet wird, die Absichten der einzelnen Theile mit dem allgemeinen Wohle zu vereinbaren und alles sorgfältig, ja sogar hartnäckig zu vermeiden und zu beseitigen, was in diesen Friedens-Verhandlungen den Keim zu künftigen Kriegen zurücklassen könnte. Ich bin zwar von den bisherigen Unterhandlungen nicht unterrichtet, vermuthe aber, da es dem Wiener Cabinete eigen ist, mit der schonendsten und zartesten Art zu verhandeln, daß von jenen Eroberungen, die Rußland gegen die Schweden und Türken in einem Zeitpunkte errungen hat, wo alle andere Mächte mit der Selbst-Erhaltung und Selbst-Vertheidigung beschäftiget sein mußten, noch gar nicht die Rede war; folglich kann der Vorwurf den Minister Meternich umso weniger treffen, daß er der russischen Nation selbst das streitig machen wolle, was sie schon besitzt." Der Kaiser sagte scherzhaft, daß ich nichts mehr tauge, seit ich von der Insel Elba zurückgekommen sey. Er hoffe. daß Alles gut gehen, und auch Er mit dem Fürsten Metternich sich einverstehen werde.

Den 13. dieß wird der Kaiser von hier abgehen und seinen Weg über Witepsk, Minsk und Krackau nehmen; er hält weder Nacht- noch Mittags-Stationen und gedenckt in 12 Tagen in Wien einzutreffen. Ich habe hievon die General-Commanden in Gallizien und Mähren zur Verständigung der Civil-Behörden, so wie von der Anzahl der erforderlichen Pferde, durch Couriere unterrichtet.

Fürst Constantin soll erst 5 Tage nach Ankunft des Kaisers in Wien anlangen; ich zweifle aber hieran, weil es mir bekannt ist, daß Er Sich nach Abreise des Kaisers nach Warschau verfügt, um dort nach Maas der Wiener Verhandlungen sogleich die Organisation der polnischen Truppen zu beginnen. Dombrowsky hat sich der besonderen Zuneigung des Kaisers nicht mehr zu erfreuen, weil er in einem Bericht an denselben sich die Bemerkung erlaubte, daß er nur die Beystimmung des Kaisers Alexander und eine geringe Geld-Unterstützung bedarf um bloß mit seinen Lands-Leuten Pohlens Wiederherstellung gegen die Widersacher zu verfechten; welches den Kaiser beleidigte, weil Dombrowsky dessen Mitwirkung entbehrlich glaubte. Seither ist Kraszinsky der besondere Günstling.

Die Russen aller Klassen sind allgemein und einstimmig gegen die Wiederherstellung des Königreiches, und es sind ausschlüßlich nur Pohlen, die diese wünschen und darauf antragen. Der Großfürst Constantin, der kein Geheimniß für mich hat, General Arackchejeff, der besondere Freundschaft für mich hegt, und General Ouvaroff, der vollkommenes Vertrauen in mich setzt, haben mich versichert, daß der Kaiser von diesem für das Interesse Rußlands so verderblichen Lieblings-Projekt ganz abgegangen und diesen Punkt beym Congresse schwerlich, oder höchstens nur sehr oberflächlich berühren werde. Was diese Angabe noch mehr begründet, ist eine Aeußerung des Kriegs-Ministers Fürst Koczakoff, der auf den Einwurf mehrerer Minister, daß durch die drohende Aufstellung zahlreicher Truppen nachtheilige Besorgnisse in Oesterreich und Preußen entstehen müßten, erwiederte: daß zwar die Zahl in etwas vermindert werden könne (welches seither auch geschieht) aber eine ungewöhnlich beträchtliche Aufstellung doch für den Fall nöthig sey, wenn die getäuschte Hoffnung für die Wiedergeburt des Königreiches die Pohlen zu tollen Unternehmungen verleiten sollte. — Wenn sich auch der Kaiser mit anderen Mächten wegen der polnischen Angelegenheiten ins Einvernehmen gesetzt hätte, so erhellet doch, daß Seine Anträge keinen Eingang gefunden haben konnten, denn der Obrist Woronow, der durch den Erbprinzen von Oldenburg alles zu erfahren Gelegenheit hat, was in dem Zirkel der kaiserlichen Familie gesprochen wird, eröffnete mir: der Kaiser habe der Kaiserin Mutter gesagt: „Dieser Metternich hat Mir die Engländer auf den Hals gehetzt, er hat sogar die Preußen die Dankbarkeit vergessen gemacht, die sie Mir schuldig sind; ebenso wird er die Kleineren beherrschen, und alle werden nur das sprechen, was er Ihnen erlaubt. Wir müssen gestehen, daß er der erste Minister in Europa ist; Rußland würde glücklich seyn, einen ähnlichen zu besitzen, aber um so gefährlicher wird Uns auch sein Haß gegen die Russen.“ Ouvaroff versicherte mich, daß, wenn man dem Kaiser durch die Minister Castlereagh und Hardenberg, welche er haßt, hart zusetzt, ihn dieses nur stutzig machen würde, und da er mit Metternich in gutem Einverständnisse zu leben wünscht, so ist es sehr wahrscheinlich, daß Er den partiellen Vorstellungen desselben ein geneigtes Gehör geben wird, weil Er natürlich den Schein menagieren will, aus eigenem Antrieb und nicht gezwungener Weise nachgegeben zu haben. Für die Rückgabe der Tarnopoler Landschaft werde man Ihn leicht bereden können, wegen der Verzichtleistung auf Kracau aber äußerst hartnäckig finden. Von denen deutschen Mächten, die die Vermittlung Ihres Privat-Interesse bei dem bevorstehenden Congresse dem russischen Hofe empfohlen haben, sind: der König von Würtemberg, wegen Schwarzwald und einer Arrondierung in dortiger Ausdehnung; — Herzog von Oldenburg, wegen Möppen und Ost-

friesland; — Baaden, Weimar, Landgraf von Hessen-Kassel, Weilburg haben unbedingte Verwendung angesucht.

Es sind keine Italiener in St. Petersburg, die sich um die Unterstützung des Kaisers Alexander bewerben. Der Kaiser aber hat in Verfolg einer Unterredung zu mir gesagt, daß Er Nachrichten aus Italien habe (wahrscheinlich durch den eben von daher zurückgekommenen Generalen Schuwaloff) die Ihn versichern, daß die Italiener äußerst unzufrieden seyen; die Venezianer sollen sogar geäußert haben, daß sie unter Napoleon im Fegfeuer gewesen, sich nun unter Oesterreich in der Hölle befänden. Ich erwiederte, daß derlei Regungen der Jakobiner in allen durch die Revolution infecktirten Ländern hörbar sind; so habe man mir in der Durchreise durch Pohlen, wo ich sehr bekannt sei, mehrmahlen geäußert, der Kaiser Alexander müsse die Krone Pohlens herstellen, weil er kein anderes Mittel habe, den unbesiegbaren Haß der Pohlen gegen die Russen zu mindern, und daß sie auch nur um diesen Preis sich für den Augenblick der schmerzlichen Nothwendigkeit unterziehen, vom russischen Einfluß gedrückt zu werden. Der Verdruß hierüber war in den Gesichtszügen des Kaisers sichtbar. Der Kaiser drang in mich, Ihm diejenigen zu nennen, die mir diese Mittheilung gemacht haben; ich lehnte es aber ab, weil ich mich an der freundschaftlichen Vertraulichkeit unedel vergehen würde. Der Kaiser sagte weiter, „Est-ce que Vous en fairez rapport chez Vous? Si vous pouvez n'en parlés pas à Metternich", welches ich Ihm versprach.

Uiber die Verwaltung im Inneren, überhaupt in der Ostentation der Russischen National-Vorzüge herrscht hier viel Charletanerie und wenig Realität. Leute von ausgezeichneter Bildung und vorzüglichem Ansehen finden in allen Zweigen der Staats-Administrationen sowie über das Betragen des Kaisers vielen Grund zu tadeln. Zum Beispiel den Einfluß des Laharpe; — die Verwendung des unwissenden Staats-Secretairs von Nesselrode, wobey der Kaiser die Absicht habe, glauben zu machen, daß Er Niemanden benötige und Selbst Minister sey; — Seine in allen Gelegenheiten zur Schau gestellte philantropische Grundsätze, wobey Er nur Sicherheit Seiner Person berücksichtiget, und drückende Willkührlichkeiten und oft entbehrenden[1]) Eigensinn verschleyert. Ebenso mißbilliget man, daß der Kaiser den Grafen Rostopchin, Gouverneur von Moskau, seiner bisherigen Anstellung enthoben und in Ruhestand versetzt hat[2]).

Ich habe bey allen Bekanntschaften, die ich hier fand und gemacht habe, jeden Schein von Negotiation, von Neugierde, von

---

[1]) Soll wohl „empörenden" heißen.

[2]) Das war kaum ein Zeichen der Ungnade, denn Rostoptschin begleitete den Kaiser nach Wien.



Besorgnissen über die Maasregeln des russischen Kabinets sorgfältig vermieden. Ich habe die aufgegebene Absicht von der Wiederherstellung Pohlens gleichgiltig angehört, mich nicht um die Gunst des Hofes beworben, und mit derselben Art und Höflichkeit auch die polnische Parthie behandelt. Es ist mir dahero vollkommen gelungen, die Meynung allgemein zu gründen, daß meine Sendung nach St. Petersburg nur die Uiberbringung des Briefes an S. M. zur Absicht hatte, wodurch ich accreditiert wurde, über die glückliche Rückkunft dem Kaiser Glück zu wünschen und für die bevorstehende Reise nach Wien dessen Befehle einzuhohlen.

Die Kaiserin Mutter kömmt heute nach St. Petersburg und morgen um 2 Uhr werde ich Ihr vorgestellt.

Man ist hier der Meynung, daß der Tod des Anstetten[1]) den Grafen Roczamovsky[2]) sowohl als Nesselrode für die Zeit des Congresses in nicht geringe Verlegenheit setzen werde.

Ich habe zwey Tage früher als der Kaiser von hier abgehen wollen, um von Ihm auf dem Wege nicht eingehohlt zu werden; allein da am Sonntag den 11. dies Monats Kaisers Namensfest eintritt und eine große Parade vorbereitet wird, so glaube ich, um jeder irrigen Auslegung im Weg zu tretten, erst in der Nacht vom Sonntag auf den Montag abreisen zu können.

Ueber die Aufstellung der russischen Truppen in Pohlen und an unserer Gränze berichte ich Nichts, weil dieses durch Generalen Swinburn und Hofrath Baum bereits ganz genau, so wie ich es hier gefunden, geschehen ist[3]); nur habe ich zu bemerken, daß man den von F. M. Barclay zur Verpflegung der Truppen erforderlichen Geld-Betrag nur zur Hälfte, nehmlich mit 1,500.000 Papier-Rubeln decken konnte, und daß man Mühe hatte, selbst diesen Betrag augenblicklich aufzubringen. Die Assignationen gehen hier mit 433.

Welches ich Eurer Durchlaucht wegen Kürze der Zeit in größter Eile schuldigst anzuzeigen die Ehre habe.

Baron Koller,
Feldmarschallieutenant.

---

[1]) Anstett, der russische Diplomat, der an den Verträgen von Kalisch und Reichenbach mitgearbeitet, am Prager Kongreß teilgenommen und in Châtillon Rasumowsky zur Seite gestanden hatte, ist damals nicht gestorben, sondern war noch bei den Verhandlungen in Wien tätig.

[2]) Rasumowsky.

[3]) Über die Baum'schen Meldungen S. oben.



X.

## Die Memoiren der Baronin Montet.

Die strenge Gelehrsamkeit hat unrecht, wenn sie, wie sie in jüngster Zeit häufiger tut, die Memoiren der Zeitgenossen geringer bewertet, als es bisher der Fall gewesen war. Allerdings wird man auf sie allein sich nicht stützen dürfen, wenn man Geschichte schreiben will. Aber ebensowenig liegt nur in den Archiven und ihren Staatsdokumenten das Heil des Historikers, und wer sich etwa dabei bescheiden wollte, bloß aus behördlichen Akten seine Kenntnis vergangener Zeiten zu schöpfen, würde wohl das Beste und Reizvollste entbehren. Denn das warme, pulsierende Leben mit seinen Hoffnungen und Wünschen, seinen Wagnissen und Kämpfen, seinen Siegen und Enttäuschungen, bucht doch nur der Einzelne, der die Welt, die ihn umgibt, sei es als Akteur oder als Zuschauer, auf sich wirken läßt und sich und Anderen von dieser Wirkung Rechenschaft gibt. Das Menschlichste am Gedächtnis verflossener Geschlechter lernen wir nur von Menschen, nicht von Ämtern kennen, und darum werden die Aufzeichnungen von Personen, die ihre Zeit literarisch festhielten, jedem stets willkommen sein, der noch nicht dazu gelangt ist, in der Weltgeschichte bloß zu Hauf getragene Aktionen eines instinktiven Massenwillens wahrzunehmen und die Individualität lediglich als Arabeske aufzufassen. Man wende nicht ein, daß derlei persönliche Aufzeichnungen viel Unrichtiges, von der Eitelkeit und dem Bestreben des Verfassers, seine Rolle in der Welt möglichst bedeutsam erscheinen zu lassen, Diktiertes in die Geschichte einzuschmuggeln vermögen. Das mag sein und ist auch schon oft genug da gewesen. Aber die historische Kritik, deren Fortschritte wir doch nicht

leugnen wollen, ist in den allermeisten Fällen imstande, derartige Versuche abzuwehren. Es ist Metternich, Hardenberg, Napoleon nicht gelungen, der Welt die Meinung zu oktroyieren, die sie durch ihre „Denkwürdigkeiten“ über sich und ihren Anteil an den großen Dingen in Kurs setzen wollten. Man hat den einen durch seine Depeschen, den andern durch sein Tagebuch, den dritten durch seine Briefe widerlegt. Gleichwohl enthalten ihre autobiographischen Mitteilungen vieles, das dem prüfenden Urteil standhält und worauf wir nicht verzichten möchten. Immer aber gab es auch noch Andere, die weniger darauf aus, die Geschichte nur als Rahmen für ihre eigene Geltung zu benützen, es ernst mit der Wahrheit nahmen, treu berichteten, was ihnen merkwürdig erschien, und ihrem Ehrgeiz mit der Hoffnung Genüge taten, dereinst als sichere Boten aus vergangenen Tagen willkommen zu sein. Und so haben — um nur die neuere Zeit ins Auge zu fassen — die Thibaudeau, Malmesbury, Pasquier, Barante u. a. die historische Wissenschaft zu reichem Dank verpflichtet, die übrigens auch an denen nicht vorbeigehen wird, die, wie Barras, ihre Feder in Rankküne tauchten.

Das Land der Memoiren ist vorwiegend -- und namentlich für das Jahrhundert nach der großen Revolution — Frankreich. Nicht bloß, wie man immer meint, weil ein eitler Charakterzug des Volkes hier sich häufiger als sonstwo zum Worte meldete, sondern vorzüglich deshalb, weil der rasche Wechsel der Dynastien und Regierungsformen — Napoleon I., die Bourbons, die Orleans, die erste Republik, Napoleon III., die zweite Republik — Mitteilungen und Enthüllungen aus der Vergangenheit, da die Verantwortung vor der Gegenwart wegfiel, leichter machte als anderwärts, wo bodenständige Dynastien ein konstantes Regiment, nur nach dem dringendsten Gebot der Zeit variiert, weiter führten. Und noch etwas spielte dabei mit. Durch die politische Umwälzung und die ihr folgende Abwandlung der Regierungen waren in Frankreich weite Volkskreise längst in das Interesse an den öffentlichen Dingen hineingezogen, zur Mitwirkung am Staat engagiert worden, so daß politisch Erlebtes und historische Kenntnisse hier Gemeingut eines weit größeren Teiles der Bevölkerung wurden als in den alten Monarchien des Ostens, wo tief ins

XIX. Jahrhundert hinein — und wohl auch noch teilweise darüber hinaus — der wesentlichste Anteil an den Staatsgeschäften einer relativ kleinen Gesellschaftsklasse vorbehalten blieb. Mit den Geschehnissen des Tages und den Wandlungen der Politik vertraute Leute gab es in solchen Ländern — und wir können hier Österreich ganz besonders ins Auge fassen — nur in jenen vornehmen, durch ihre Geburt ausgezeichneten Zirkeln, denen mit der Bezeichnung „hoffähig" zugleich auch eine besondere Qualifikation für den Staat beigelegt wurde, der sich ja damals fast allein im „Hofe" repräsentierte und erschöpfte. Sie sind nahezu ausschließlich die Träger der Staatsgeschicke, die Kenner der Staatsgeschäfte und bleiben es lange Zeit, bis endlich die politisch Enterbten auch hier, wie in Frankreich, nur etwas bescheidener und mehr vom Glanz feudalen Erbansehens geblendet, ihre natürlichen, durch zahlreiche Geld- und Blutopfer erhärteten Rechte geltend machen. Wenn nun aber voraus der vornehme Adel, und was er allenfalls in seinen Bereich zog, von den intimen Dingen wußte, die entscheidenden Persönlichkeiten in der Nähe kennen lernte, hier eingeweiht, dort mit vertrauten Missionen beauftragt, um Meinung und Urteil befragt, kurz au fait gesetzt wurde, dann war er es auch fast allein, der etwas aufzuzeichnen, etwas zu erzählen hatte, und es kam nur darauf an, ob er schreiben konnte und ob er es wollte. Daß die Mitglieder der „Première noblesse" Österreichs es nicht gekonnt hätten, dürfen wir nicht so ohneweiters annehmen; es gab auch unter ihnen manches bildungsfrohe Element, das sich an guter Lektüre die Fähigkeit schriftlichen Ausdrucks und stilistischen Aufbaues angeeignet hatte. Nur gewollt mögen sie es nicht immer haben, und zwar zumeist aus einem indolenten Sichgehenlassen, das in dem Vorgeben, Verschwiegenheit übers Grab hinaus sei eine vor allem schätzbare patriotische Tugend, eine bequeme Entschuldigung fand. Oder vielleicht auch aus jenem bis zur Lächerlichkeit getriebenen Hochmut, dem das Urteil Anderer in Gegenwart und Zukunft vollkommen gleichgültig ist. Einzelne aber haben doch, einem inneren Zuge folgend, ihre Erinnerungen aufgezeichnet, ihre Notizen gesammelt, ihre Briefe nicht verbrannt, um wenigstens ihren Enkeln die Zeit zu zeigen, in der sie gelebt. Nur kennen wir leider davon noch sehr wenig, denn die Enkel hüten diese Schätze und

bewahren sie noch immer ängstlich in ihren Privatarchiven, meist wohl aus Scheu, es könnte am Ende eine dort verzeichnete kleine Schwäche eines Monarchen oder eines Prinzen vor hundert Jahren den Monarchen oder den Prinzen nach hundert Jahren mißfallen und die höfischen Qualitäten der Herausgeber in ein ungünstiges Licht setzen. Gäbe es bei uns Österreichern ein stärker entwickeltes Staatsgefühl, etwa wie bei den national geeinten Engländern und Franzosen, dann wären jene subalternen Bedenken wohl schon längst von der Einsicht verdrängt worden, daß man dem vaterländischen Staat und seiner Zukunft nützlich handle, wenn man zur Erweiterung der Kenntnisse von seiner Vergangenheit das Seinige beitrage. Diese Einsicht ist seit der Eröffnung der amtlichen Archive bereits hundertfältig erprobt und dürfte endlich wohl auch unter den Besitzern von Familiendokumenten Platz greifen. Ja, es scheint, als ob man dazu schon auf dem Wege wäre. Denn, findet das Bestreben der im Jahre 1905 gegründeten „Gesellschaft für neuere Geschichte Österreichs", zu deren Mitgliedern schon jetzt vorwiegend Archivbesitzer zählen, Anklang in den Kreisen, auf deren tätige Mitwirkung sie vor allem rechnet, dann dürfte die Zeit nicht mehr allzu ferne sein, wo auch Österreich seinen Schatz an historischen Privataufzeichnungen der Wissenschaft in höherem Maße zugänglich und allen, die daran Interesse nehmen, bekannt machen wird. Für heute freilich fließen diese Quellen — insbesondere für die Zeit der ersten Jahrzehnte des XIX. Jahrhunderts — noch sehr spärlich, und wir müssen darum um so dankbarer für jede neue Gabe sein.

Da ist — allerdings in Paris — ein Buch erschienen, das Aufzeichnungen einer Frau aus jenen Tagen österreichischer Vergangenheit, gleichzeitige Notizen, Momentbilder von interessanten Persönlichkeiten, wertvolle Privatbriefe u. dgl. gesammelt und geordnet enthält und, neben kleinen und unbedeutenden persönlichen Anmerkungen, doch auch wieder Mitteilungen darbietet, die selbst für den Geschichtsschreiber des Großen und Ganzen nicht ohne Wert sind[1]).

---

[1]) **Souvenirs de la Baronne du Montet, 1755—1866. Paris, Plon 1904.**



Marie Henriette von Boutelière war als sechsjähriges Kind mit ihren Eltern vor den Schrecken der Revolution aus Frankreich entflohen, um in Wien ein Asyl zu finden und im Jahre 1796 als Zögling im Kloster der Salesianerinnen unterzukommen, wo damals viele Töchter altadeliger Geschlechter ihre Erziehung genossen. Die Ausbildung war eine gute, die Boutelière aber ein liebenswürdiges und begabtes Kind, wie geschaffen, sich intime freundschaftliche Beziehungen zu erwerben. Sie haben sich späterhin als fest und treu erwiesen und ihr einen angesehenen Platz in der vornehmsten Gesellschaft gesichert. Im Jahre 1810 vermählte sie sich mit dem Lothringer du Montet, der als tüchtiger, mit dem Maria Theresien-Kreuze gezierter Offizier in österreichischen Diensten stand, und kehrte mit ihm, nachdem er, durch die Feldzüge in seiner Gesundheit erschüttert, seinen Abschied genommen hatte, im Jahre 1824 nach Frankreich zurück, wo sie hochbetagt starb. In Österreich, das sie — und namentlich Wien — zeitlebens innig liebte, war sie Palastdame der Kaiserin Augusta und Sternkreuzordensdame gewesen, und ihre zahlreichen Verbindungen, ihre kleinen Gesellschaftsabende, die einen erlesenen Kreis versammelten, hatten ihr Gelegenheit geboten, mancherlei zu erfahren, das sie dann, mit einem stark ausgeprägten historischen Sinn ausgestattet, schriftlich festhielt. Sie blieb auch in Frankreich noch in enger Beziehung zu ihren Freunden im Osten; jedoch das Wichtigste in ihren „Memoiren“ ist mit der Zeit ihres eigenen Aufenthaltes in der Stadt an der Donau begrenzt. Freilich, selbst erlebt hat die Montet wenig. In die Geheimnisse der Politik ist sie nicht eingeweiht gewesen. Aber die scharfumrissenen Bilder, die sie von denen entwirft, die zu hohem Wirken berufen waren, ihre Schilderungen des historischen Milieus sind wertvoll und bilden mit manchen durch gute Zeugen vermittelten Tatsachen einen hübschen Beitrag zur Geschichte ihrer Zeit.

Insbesondere die Charakterzeichnung der Kreise, in denen sie lebte, die der „Noblesse présentée“, enthält manchen orientierenden Zug. Als sie aus dem Kloster trat, waren die alten, steifen, stets würdevollen und stets höchst selbstbewußten Lebensformen des österreichischen Hochadels eben daran, minder strengen

Platz zu machen, die namentlich durch vornehme Polen und Franzosen — Richelieu, Langeron, Roger Damas — in Kurs gesetzt wurden. Nur in den „absolut deutsch gebliebenen Häusern“, wo man alles französische Wesen ablehnte, obgleich man die Sprache musterhaft beherrschte, blieb man beim alten, fuhr z. B. vor dem 1. Mai beileibe nicht in den Prater, dann aber täglich auf den Punkt um 5 Uhr, hielt bei Besuchen den Ehrenplatz auf dem Sofa neben der Hausfrau dem distinguiertesten unter den anwesenden Gästen frei, die von einer zahlreichen Dienerschaft, unter der ein Zwerg nicht fehlen durfte, und vom Geschrei eines ebenso unentbehrlichen Papageis empfangen worden waren. Aber wenn sich auch einzelne dieser Äußerlichkeiten verloren, eins behielt der bei Hof vorgestellte Adel unverrückt bei: die strenge Abschließung gegen alles übrige, das nicht durch Geburt und Herkommen zu ihm zählte. Er allein nannte sich „die Welt“, die sich immer nur in ihren eigenen Grenzen bewegte. Das war nun nicht nach dem Geschmack der Montet. „Ich liebe ‚die Welt‘ nicht, denn ich bin neugierig, möchte gerne Neues sehen, und nun sind es immer dieselben Personen, die sich bloß aus Überdruß oder aus politischen Veranlassungen in Bewegung setzen, um sich und nur sich überall wieder anzutreffen: in den Salons der Großstädte, an den Seen, in den Schweizer Bergen, in Rom, in Castellamare, in Neapel oder in den Bädern. Auf diesen großen Stapelplätzen für blasierte Menschen, für Abenteurer und Abenteurerinnen, unterhalten sich dann oder sterben vor Langeweile diese eingebildeten Glücklichen oder Unglücklichen auf die immer gleiche Art, in uniformierter Konversation.“ Da kam es dann aber, daß die Wiener „Crême“ — namentlich die Männer — doch recht stark abzuweichen begann von den behäbigen Sitten der Väter; sie wurde leichtfertig über alles Maß. Baron Montet, den seine Frau zu einer Studie über das Leben des Wiener Adels im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts aufgefordert hatte, entwirft davon ein sehr unvorteilhaftes Bild: „Die Wiener Aristokratie, d. h. die Männer, ist die ausschweifendste von allen. Fürst Eszterházy, der Gardekapitän, hatte Mätressen zu Hunderten und läßt ganz offenkundig junge Mädchen für seinen Harem aufziehen. Fürst Kaunitz, der Gesandte in Rom, ergeht sich in den schändlichsten Exzessen. Der ganze Hochadel

ist, je nach Vermögen und Kredit, in demselben Fall. Er ist derart verschuldet und leichtsinnig, daß, wären die Majorate nicht, binnen zehn Jahren die glänzendsten Namen Österreichs betteln gehen müßten. Es gibt einige Ausnahmen: die Harrach, Hoyos, Clary, Goeß u. a., aber wenige. In Österreich ist eben die öffentliche Meinung ohne jegliche Autorität. Die durch Geburt und Rang ausgezeichneten Männer machen sich nicht das geringste aus ihr; sie streben weder nach Lob, noch fürchten sie Tadel und genießen in ihrem unordentlichen Lebenswandel eine Ungebundenheit, die nur durch die Apathie ihrer Mitbürger und die Langmut des Souveräns verständlich wird. So sieht man denn Tag für Tag in Wien auf den belebtesten Plätzen und Straßen Staatsminister und Würdenträger mit fürstlichen Namen, oft die Sechzig weit hinter sich, zwei bis drei Stunden damit hinbringen, die Dirnen zu lorgnettieren, sie anzurufen, sich mit ihnen zu unterhalten und sie bis in ihre Wohnung zu begleiten. Niemand denkt daran, sie auszupfeifen.... Aber auch die Reichen von heute, die Neugeadelten, Bankiers, Juden, denen man Rang und Titel gegeben hat, sind ebenso liederlich und von anmaßender Unverschämtheit in ihrem schlechten Lebenswandel, auch wohl kleine Staatsbeamte, ja sogar mitunter ihre Frauen und Töchter. Gute Sitte findet sich nur bei Hof und bei den Frauen des hohen Adels, trotz der auch ihnen, wie aller Welt, bekannten Verdorbenheit ihrer Männer. Da erzieht z. B. die Fürstin Lichnowski eine natürliche Tochter ihres Mannes und führt sie in die Welt; eine Gräfin Pálffy kauft die Kostbarkeiten, die der Graf seiner Mätresse geschenkt hat, von dieser zurück; eine Dritte stickt einen Ofenschirm für die Gespielin des Herrn Gemahls. Es gibt tausend Beispiele für derlei Nachsicht."

Und trotz diesen moralischen Schwächen — vielleicht gerade ihretwegen — ist diese vornehme Gesellschaftsklasse von einem Hochmut, den Frau von Montet nicht streng genug zu rügen weiß. Insbesondere eine Spielart trifft ihr vernichtendes Verdikt: „Man nennt in Wien die ‚Eleganz' einen Gesellschaftskreis, der sich selbst diesen Namen beigelegt hat, und der, zu ausgedehnt, um eine Koterie zu heißen, dennoch all ihre Fehler und Vorteile besitzt. Das ist eine höchst unverschämte Salonaristokratie mitten

in einer adeligen Gesellschaft, die gerade ebenso vornehm ist, wie sie, wenn nicht mehr. Sie hat weder mehr Verdienste noch Geist als diese, die sie für weniger ‚elegant‘ erklärt. Die Frauen dieser privilegierten Klasse sind weder liebenswürdiger noch schöner als die andern, dafür aber um so impertinenter, dabei hämisch, geringschätzig, verächtlich (méprisantes), und ohne allen Grund. In Wahrheit ist es eine befremdliche, kleine Tyrannei, die sich da breit macht. Die ‚elegante‘ Gesellschaft, obgleich erfüllt von Adelsstolz, nimmt aber auf der anderen Seite doch wieder Abenteurer, Leute von dunkler Herkunft, Frauen von unglaublichem Leichtsinn und unverzeihlicher Frechheit bei sich auf. Das wundert mich übrigens weniger, als wenn ich andere Frauen vor Kummer darüber sterben oder den Kopf verlieren sehe, daß sie da nicht Zutritt erhalten können.“ An anderer Stelle heißt es wieder: „Es liegt ein Keim tiefen Hasses, vielleicht gar kommender Revolution, in der arroganten und verächtlichen Zurückhaltung der hohen österreichischen Aristokratie und der von ihr verletzten Eitelkeit der „zweiten Gesellschaft“. Nichts führt von dieser hinüber zu jener, weder Heiraten, die immer nur Mesalliancen sind, noch geleistete Dienste, nicht Würden, nicht Stellung auch nicht die höchsten Orden. Wer sie trägt, genießt zwar für sich alle Ehren und Vorteile, die damit verbunden sind, aber seine Familie bleibt immer fremd. Die Frau eines siegreichen Generals z. B. sieht sich zurückgewiesen von dem Raume, der für den Hochadel reserviert ist, wenn sie oder ihr Mann nicht der „Noblesse présentée“ zugehören, zurückgewiesen selbst bei den religiösen Feierlichkeiten, mit denen man Gott für die errungenen Siege dankt. Das ist ebenso grausam wie absurd. Der Dichter, der geniale Mensch, ist nicht imstande, die alberne Grenze zu überschreiten, die ihn von den aristokratischen Salons trennt, wo er seinen Geschmack verfeinern und dafür den matten, abgestumpften Geist beleben könnte, der dort herrscht.“

Die „zweite Gesellschaft“ unterließ es allerdings nicht, Annäherungsversuche zu machen, den Hochadel zu sich zu bitten und ihn mit den Kreisen der Intelligenz zusammenzuführen. Aber es war umsonst. Die hohen Damen nahmen zwar hie und da die Einladungen der Frau v. Geymüller, der reichen und verschwenderischen Bankiersgattin, zu ihren großen Festen an, je-

doch immer nur mit der Empfindung, daß sie dem Hause eine unerhörte Ehre erwiesen, sich selbst aber ein hartes Opfer auferlegten. Sie verließen denn auch immer schleunigst wieder den Schauplatz, um sich „bei sich“ von der ausgestandenen „Corvée“ zu erholen. Da kommt die Fürstin Kaunitz zur Montet und ruft empört: „Ich sterbe! Welches Gedränge! Welche Hitze! (Sie hat ihr freilich einen Teil ihrer Schminke und den Schwung ihrer Locken gekostet.) Und was für Menschen! Gesichter, die man nie gesehen! Verstehen Sie diese Leute, daß sie mich einladen? Welche Frohne!“ Und so äußert sich eine nach der andern, die von Geymüllers kommen, bis endlich Gräfin Pálffy, freilich eine geborene Prinzessin de Ligne, erklärt, daß das Fest großartig und von seltenem Geschmack gewesen, daß von Dilettanten vorzüglich Komödie gespielt worden sei, daß die lebenden Bilder herrlich, die Blumen prächtig, die Gesichter wunderschön waren, und daß Hitze bei solchen Veranstaltungen nicht zu vermeiden wäre. Die Pálffy war auch in großem Staat mit ihrem Schmuck, während die Andern ihre hochmütige Geringschätzung schon durch ihre gesucht einfache Toilette ausgedrückt hatten. Jene verurteilte das und erklärte, sie fühlte sich verpflichtet, sich, wenn sie eine Einladung annehme, auch zu schmücken. Aber das waren Ausnahmen, die so sprachen und handelten, wie die Tochter des geistvollen Fürsten. Der Montet fällt, indem sie die Szene erzählt, der Unterschied zwischen dem alten Paris und Wien auf: Paris, wo die vornehmsten Kreise die Berühmtheiten des Wissens und der Kunst zu sich baten und geschmeichelt waren, wenn sie bei ihnen erschienen, und Wien, wo die „zweite Gesellschaft“, in der sich die geistige Vornehmheit zusammenfand, umgekehrt sich den Luxus erlaubte, den Hochadel zuweilen bei sich zu sehen. Und wenn dieser dann der Aufforderung entsprach, so ging er doch nur zu reichen Leuten, deren Dienste er mitunter gebrauchen mochte. „Der Geist“, schließt die Montet das Kapitel, „vermag hier (in Österreich) nicht den ihm gebührenden Platz einzunehmen.“

Vermochte ihr auch der hermetisch abgeschlossene Gesellschaftskreis, dem sie zugehörte, ihre „Neugierde“, ihre „Lust an neuen Menschen, Dingen und Erscheinungen“ nicht voll zu be-

friedigen, so suchte Frau v. Montet doch innerhalb desselben mit scharfem Blick festzuhalten, was ihr interessant erschien. Am Ende war es ja doch die dominierende, den bewegenden Kräften zunächststehende Kaste, mit der sie umging und von der sie manches erfuhr, was sonst nie über deren Gehege hinausdrang. So vernahm sie z. B. von Augenzeugen, wie es in Dresden zugegangen war, als Napoleon vor dem stolzen Zug nach Rußland dort mit dem Kaiser Franz zusammentraf. Sie hatte ihn einmal gesehen, den großen Korsen, in Paris, wohin sie 1801 mit ihrem Vater gereist war und wo er damals als Erster Konsul den Fremden seine schönen, siegreichen Truppen gerne in Parade zeigte. Damals war er ihr „sehr mager, blaß, mit schwarzen Haaren und Augenbrauen und einem melancholischen Gesichtsausdruck" erschienen. So sah er nun in Dresden nicht mehr aus. Auch die Melancholie war einer „Humeur massacrante" gewichen, als es ihm durch all seine Liebenswürdigkeit nicht gelingen wollte, die Kaiserin Ludovika sich zur Freundin zu machen. Da konnte er, als ihm eine Mahlzeit im königlichen Schloß zu lange währte, vor deren natürlichem Abschluß kategorisch das Dessert verlangen und, als dann der König ihm einige Herren vorstellen wollte, statt aller Antwort nach dem Kaffee rufen. Graf Zichy, der die Uniform der ungarischen Leibgarde trug, mußte sich von ihm sagen lassen, daß das ein sehr bequemes Kleidungsstück sei, da es sich weder im Frieden noch im Kriege bei einer Armee zu zeigen brauche, und als jener erwiderte, er habe bei der ungarischen Insurrektion gedient, spottete der Kaiser: „Diese Heerschar hat nie einen Feind gesehen." Die Montet erfährt auch, daß sich Marie Louise unter Tränen von ihrem Gemahl verabschiedet, dann in Prag ein sehr absprechendes Wesen zur Schau getragen und so viel Prunk ausgelegt habe, daß Erzherzog Karl, der die Montet zuweilen besuchte, erklärte, er wolle lieber in die Schlacht als noch einmal zu seiner Nichte gehen.

Nachdem der große Feldzug mit der Vernichtung des französischen Heeres geendet hatte, wurde Napoleons Laune allerdings weniger „massacrante"; jetzt überhäufte er in Paris den österreichischen Sendboten, Grafen Bubna, mit Geschenken und drückte ihm sogar einen Kuß auf die Wange — natürlich

nur, um das Bündnis mit der Donaumacht nicht zu verlieren. Er verlor es aber dennoch, und nach den Schlägen bei Leipzig, La Rothière und Arcis war seine Macht gebrochen. Er ward nach Elba verbannt, und in Wien versammelte sich das siegreiche Europa, um sich aufs neue zu ordnen und auf den Frieden einzurichten.

Bevor noch der Kongreß zusammenkam, war hier Karoline von Neapel, die Schwester der unglücklichen Königin Marie Antoinette, wohl eine der energischesten Widersacherinnen, die das Genie Bonapartes auf seinen Wegen gefunden hatte, gestorben. Von ihr berichtet die Montet die nette Anekdote, sie habe im Jahre 1810, als sie von der bevorstehenden Vermählung ihrer Enkelin mit dem Franzosenkaiser erfuhr, der sie seit Jahren verfolgt und aus Neapel vertrieben hatte, ausgerufen: „Das fehlte mir noch zu all meinem Unglück, daß ich des Teufels Großmutter werde.“ Als dann die Herrscher des Weltteils endlich beisammen waren und man von den Unterhandlungen von Kabinett zu Kabinett sehr wenig erfuhr, dafür aber um so mehr von festlichen Veranstaltungen wahrnahm, bildete sich unsere Berichterstatterin eine ungemein einfache Anschauung vom Kongreß. Sie meinte, die Souveräne gönnten sich nun, nach all den kriegerischen Strapazen, eine wohlverdiente Ruhe. „Die Geschichte ruht aus, die Herrscher amüsieren sich, sie sind auf Ferien und freuen sich ihres Urlaubs.“ Von dem unterdes heraufziehenden Gewitter, das beinahe einen neuen europäischen Krieg unter den Siegern über Napoleon entzündet hätte, gewahrte sie nichts. Aber sie erzählt doch recht amüsant vom dicken König von Württemberg, der es so eilig mit seinem Antrittsbesuch bei Kaiser Franz hatte, daß er diesen antraf, als er seinen Dienern half, die Kerzen im Salon anzustecken — vom galanten König von Dänemark „mit seinem Albinogesicht“, der unter den hübschen Wienerinnen rasch ein „süßes Mädel“ entdeckt hatte, das dann als „Königin von Dänemark“ weit in die Vorstädte hinaus bekannt wurde, „wozu Seine Majestät stets ein so heiteres Gesicht machte, als hätte man ihm sein Norwegen zurückgegeben“ — von der geistreichen Schwester Alexanders I. von Rußland, der Großfürstin Katharina, die einmal dem General de Vaux mit ihren Kenntnissen in der alten und neuen Artilleriekunst eine schwere Stunde bereitete.

Einmal passierte es dieser Zarentochter, die damals den Kronprinzen von Württemberg dem um sie werbenden Erzherzog Karl vorzog, daß sie auf einem Feste einen an den Ersten gerichteten Brief verlor, in dem sie sich über den Zweiten etwas lustig machte. Zum Glück fand ihn ein verschwiegener Gentleman, ein Graf Hardegg, der ihr das verlorene Gut zurückstellte und bis an ihren Tod das gelobte Geheimnis bewahrte. Dann hören wir von dem Minister Englands, Lord Castlereagh, und seiner Frau, die gelegentlich den Hosenbandorden ihres Gatten als Kopfputz trug und stets „überaus indezent, dekolletiert bis zum Magen herab" gekleidet erschien. Seine Lordschaft pflegte täglich mit seiner Ehehälfte oder deren Schwester zwei Stunden lang, zur Erholung von den Geschäften, herumzutanzen. Waren just die beiden Damen nicht zugegen, dann nahm er einen Stuhl, und für den gewohnten Sport war gesorgt. Eine andere auffallende Erscheinung aus den Tagen des Kongresses, Zacharias Werner, kannte die Montet aus unmittelbarem Umgang, denn der konvertierte Poet verkehrte in ihrem Hause. Sie beschreibt ihn folgendermaßen: „Er ist groß, mager und bleich, mit einem Gesicht von mystischem, inspiriertem Ausdruck und einem enormen Mund darin. Seine Bewegungen sind hastig, seine Stimme klingt oft dumpf und hohl; seine Vergleiche sind höchst verschieden, einmal von bewundernswerter Poesie, dann wieder gemein und trivial." Er macht ihr den Eindruck eines Märtyrers. Aber all seine Heiligkeit hält sie nicht ab, sich jenes Reimes zu erinnern, den ihm seine zweite Frau vor der Scheidung zusandte: „Werner, ich rate dich, wasche dich!"

Der Winter von 1814 auf 1815 war früher zu Ende gegangen als die zahllosen Festlichkeiten, mit denen man die fremden Gäste unterhielt: lebende Schachpartien, Karussells, „Tableaux vivants," illustrierte Romanzen, Dilettantenvorstellungen, maskierte und unmaskierte Bälle, Jagden usw., und die hohen Herrschaften hätten vielleicht noch mehr davon vertragen, wenn nicht die Flucht Napoleons von Elba weg nach Frankreich sie aus ihren „Ferien" abgerufen hätte. Die Verwirrung in Wien war keine geringe. Selbst Talleyrand, dem man „die Autorität eines Königs unter den Diplomaten" zuerkannt hatte und vor dessen Epigrammen „Europa stets auf der Hut war", selbst Talleyrand

war etwas aus dem Gleichgewicht gebracht und wußte für das unerwartete Ereignis nur eine Erklärung: „Der Mensch (Napoleon) ist organisch irrsinnig“ (organiquement fou), wie er zu Montet sagte. Jedenfalls war die Entweichung des Exkaisers eine außerordentliche Tat, die, wären die Kongreßmächte nicht schon wieder versöhnt gewesen, leicht hätte eine starke Wirkung üben können. So aber rüsteten sie gemeinsam gegen den Überkühnen und schlugen ihn bei Waterloo zu Boden. Bald hörte man, daß er in englische Gefangenschaft geraten war.

Seine Gemahlin war seinerzeit nicht mit nach Elba gegangen, sondern, den Geboten der Politik gehorchend, nach Österreich zurückgekehrt. Damals, als 1814 das Verhängnis über den Gatten hereinbrach, hatte sich Marie Louise — allerdings auf seine Aufforderung hin — ganz dem Willen ihres kaiserlichen Vaters anheimgegeben, und es berührt eigentümlich, wenn man nun in den Aufzeichnungen der Montet von einer kleinen häuslichen Szene liest, der einzigen übrigens, die zwischen ihr und Napoleon vorgefallen war, und wie da Marie Louise auf die zornig hingeworfenen Worte des Kaisers: „Sie sind eine kleine dumme Person, die ich ihrem Vater zurückschicken werde,“ rasch geantwortet hatte: „Das ist alles, was ich mir wünsche.“ Marie Louise hat später von der Sache ihrer Obersthofmeisterin Scarampi erzählt, die sie dann ihrer Freundin Montet berichtete. Sie ist — historisch genommen — nicht völlig ohne Wert und Bedeutung. Denn erinnern wir uns, daß Napoleon an seiner zweiten Frau namentlich deren offene Wahrheitsliebe zu rühmen wußte, so können wir uns denken, daß sie auch hier, in einem Augenblick des Unmuts, den innigen Wunsch, wieder in die Heimat zurückzukehren, demjenigen offenbarte, der ihn bisher durch seine Zärtlichkeiten und ein liebenswürdiges Entgegenkommen zum Schweigen gebracht hatte. In den folgenden Jahren aber, als Napoleon wiederholt viele Monate lang von seiner Gattin fernblieb, und als in den Geschäften der Regentschaft der Einfluß seiner Familie vorwaltete, für die Marie Louise keinerlei Sympathie empfand, mag jenes Verlangen, heimzukehren, wieder stärker in ihr aufgelebt und schließlich in den Tagen des Zusammenbruchs so mächtig geworden sein, daß es über jedes andere Gefühl den

Sieg davontrug. Von der Montet, d. h. von der Scarampi, erfahren wir auch, daß sich Brüder und Schwestern des Gewaltigen von Anfang an der neuen Schwägerin verhaßt gemacht hatten, als sie gleich nach deren Ankunft in Compiègne bei einer Mahlzeit in ein unartiges Gelächter ausbrachen, weil sich die mit den französischen Tafelkünsten unvertraute Fremde aus Versehen ein Stück Fruchteis auf den Schoß geschüttet hatte. „Sie sprach oft und immer mit Unwillen davon", erzählte die Scarampi. Wer will wissen, was für Dinge oft in der Weltgeschichte ihr Gewicht in die Wage legen!

Nun war der Gatte gefangen und Marie Louise mochte dies wie eine Art Befreiung von der drohenden Gefahr empfinden, wieder einmal nach Frankreich zurückgehen zu müssen. Schon die Regentschaft für ihren Sohn, von der man gesprochen hatte, war ihr, die ein tatloses Dahinleben als das Höchste schätzte, ein unerträglicher Gedanke gewesen. Jetzt ist von alledem keine Rede mehr. Die Montets bringen der Obersthofmeisterin die Nachricht von der Festnahme des Kaisers, und die Scarampi fühlt sich verpflichtet, sie ihrer Herrin, die am Vormittag noch nicht sichtbar war, schriftlich zu melden. Darauf kommt dann folgendes Billett zurück: „Ich danke Ihnen; ich wußte schon, was Sie mir melden. Ich habe Lust, einen Spazierritt nach Merkenstein zu machen. Glauben Sie, daß das Wetter schön genug bleibt, um ihn zu wagen?" — Bald nachher wird Marie Louise Schönbrunn verlassen, um die Regierung Parmas anzutreten, und ihr Sohn wird in Wien zurückbleiben, um sorgfältig vor napoleonischen Anschlägen gehütet zu werden. Graf Moriz Dietrichstein ist sein Gouverneur. Er ist ein Bruder der Gräfin Merveldt, einer Freundin der Montet und ihrer Nachbarin in Hadersdorf. Dorthin bringt er zuweilen seinen Zögling, den „Herzog von Reichstadt", der dann mit dem jungen Rudolf Merveldt — es war im Jahre 1817 — sich im Park ergötzte. „Prinz Franz" — so hieß der junge Napoleon jetzt — „hat viel in Bewegung und Haltung von seinem Vater, was um so merkwürdiger ist, als er ihn fast nie gesehen hat. So hält er z. B. immer die Hände auf dem Rücken und stellt auch ein Bein vor das andere, wie der Kaiser getan. (Was nicht gar so merkwürdig war, wie die Montet

meint, da seinerzeit die französische und dem Kaiser überaus ergebene Umgebung des Prinzen ihn gewiß ausführlich über seinen Vater und dessen Eigenarten belehrt haben dürfte.) Er ist das hübschestе Kind, das man sehen kann, bis auf die Zähne, die bereits schwarz und häßlich sind. Obwohl er in Augen, Haaren und Gesichtsfarbe den blonden Kindern Marie Theresens gleicht, hat er doch wieder in Mund und Geberden etwas, das an den Vater gemahnt. Als der kleine Merveldt kleine Flinten, Säbel und Lanzen zum Spiel herbeibrachte, wurde der junge Prinz, der eben im Begriff war, sein Vesperbrot mit gutem Appetit zu verzehren, mit einem Male feuerrot, stürzte sich mit außerordentlicher Lebhaftigkeit auf die kleinen Waffen, ergriff ein Gewehr und kommandierte den Gespielen in deutscher Sprache, der sich sofort seinen Befehlen fügte. Wir alle waren ebenso erstaunt über das Kommando von der einen, wie über den Gehorsam von der anderen Seite, umsomehr, als den Prinzen das nicht gelehrt worden war, sondern er es lediglich durch Beobachtung erlernt hatte."

An einer anderen Stelle verzeichnet die Verfasserin eine kleine Bosheit des Knaben, dessen Erziehung recht schwierig war, da er keinerlei Zwang vertrug und auch jeden Unterricht dahin rechnete. „Der junge Herzog von Reichstadt spazierte an einem dieser Tage (1822) in Hietzing mit seinen Oheimen, den Erzherzogen, und dem Prinzen Anton von Sachsen, der zwar für den besten der Menschen, aber auch dafür gilt, nicht allzu viel Geist zu besitzen. Das Gespräch kam auf die großen Männer der Geschichte, und jeder nannte den, der ihm einer solchen Bezeichnung der würdigste schien. Währenddessen malte der kleine Napoleon, der hinter Prinz Anton einherschritt, diesem mit Kreide eine große Null auf den Rücken. Die Erzherzoge, die das bemerkten, hatten Mühe das Lachen zu verbeißen. Als man es dem Kaiser (dem Schwager des Gezeichneten) gemeldet hatte, erhielt der kleine Übeltäter drei Tage Arrest, aber auch der Kaiser amüsierte sich sehr über das prompte Urteil seines Enkels, den er mit Zärtlichkeit und väterlicher Güte behandelte." Ein Jahr zuvor war auf St. Helena der Vater gestorben. Man hatte dem Prinzen dessen Aufenthaltsort verheimlicht, aber dann doch den Tod mitgeteilt. „Der junge Herzog hat bitterlich geweint, als er den Tod

seines Vaters vernahm; man bemerkte, daß er einige Tage den Kopf gebeugt und mit trüben Blicken umherging. Ich sah ihn gestern; er ist, wie alle Personen seiner Kammer, in tiefer Trauer. Der Hof dagegen trauert nicht, worüber Marie Louise sich in einem Briefe (aus Parma) bitter beklagte, worin sie, unter anderem, sagte, man habe damit ein starkes Argument gegen die Gesetzmäßigkeit ihrer Ehe geliefert. Am Morgen nach der Ankunft des Kuriers, der die Todesnachricht nach Wien gebracht hatte, wurde ich (in Hietzing) früh durch einen von Pferden und Wagen verursachten Lärm geweckt: es war eine brillante Jagdgesellschaft, der Kaiser, die Kaiserin und der ganze Hof."

Ob Marie Louise wirklich einen derartigen Brief an ihren Vater geschrieben hat, ist heute nicht zu erweisen. Erhalten ist er nicht, und sie war auch damals wohl weit davon entfernt, Napoleons wegen dem Kaiser „bittere" Vorwürfe zu machen. Daß sie selbst mit ihrem Hofe drei Monate lang Trauer trug und einer stillen, der Öffentlichkeit unzugänglichen Seelenmesse in Parma beiwohnte, war alles, was man von ihrem Anteil an dem Ereignis erfährt. Auch die Überführung von Napoleons Herzen nach Parma, wie es der Verstorbene in seinem letzten Willen angeordnet hatte, unterblieb auf ihren Wunsch. Das ihrige ging ja längst seine eigenen Wege, die es von ihrem entthronten Gemahl weitab führten. Auch empfand sie damals jede Störung ihres „dolce far niente" sehr schwer. Dazu rechnete sie namentlich die Regierungsgeschäfte. „Scarampi, der ihr täglich Vortrag hielt — erzählt die Montet — hatte kaum sein Portefeuille geöffnet, so rief sie auch schon ihrem Papagei und ihrem Affen, die sich ihr auf die Schultern setzten, und hörte nicht auf, sich mit ihnen zu unterhalten bis die Konferenz zu Ende war. Scarampi wurde darüber verrückt, da er sich, der Leichtfertigkeit der Herzogin wegen, von Wien mit Vorwürfen bedroht glaubte."

Von anderen historischen Persönlichkeiten, die an den offenen Augen unserer Berichterstatterin vorbeizogen und die sie uns in „Momentaufnahmen" zeigt, seien hier nur einzelne erwähnt. Da war z. B. Karoline von Braunschweig, die Prinzessin von Wales, die vor ihrem Ehescheidungsprozeß im Jahre 1820 durch ihre Reisen auf dem Kontinent zu unendlich viel Gerede gerechten

Grund gab. Auf diesen Fahrten war sie einmal mit ihrem Geliebten Bergami, der ehedem ihr Reitknecht gewesen war, und einer Hofdame von zweifelhaftestem Rufe nach Wien gekommen. Da heißt es bei der Montet zum 9. April 1817: „Im Theater erschien sie vorgestern in Hosen von weißem Atlas, über denen sie einen sehr kurzen Rock trug, die Haare wirr gesträubt und ganz sonderbar mit Diamanten besäet. Sie hat einen sehr dreisten Gesichtsausdruck, nichts weibliches, in ihrem Benehmen so wenig wie in ihrer Kleidung." Zwei Jahre zuvor hatte Graf Rostoptschin, dem alle Welt den Brand Moskaus zur Last legte, die böhmischen Bäder besucht. Dort traf ihn Therese Chotek, auch eine vertraute Freundin der Montet, und säumte nicht, der „Neugierigen" den jedenfalls sehr interessanten Russen brieflich vorzustellen. „Er ist ein durchaus charmanter Mann, dem man mit dem größten Vergnügen zuhören würde, wenn man nicht immer durch die Erinnerung an den schauderhaften Brand Moskaus gestört wäre. Denn er ist sehr gebildet, verfügt über eine leichte Konversation, in der er immer ein lustiges Wort bereithält, was allerdings zu seinem Äußern so wenig stimmt wie zu seinem Ruf; er ist nämlich abstoßend häßlich und hat einen grausamen Zug im Antlitz. Er macht uns oft bis zu Thränen lachen — freilich nicht, wenn man mit ihm über den Brand spricht, den er in allen Einzelheiten mit der größten Ruhe und Kaltblütigkeit schildert, als ob es sich um ein Feuerwerk handelte." Diese Schilderung stimmte allerdings nicht ganz mit der Wahrheit überein, denn wenn Rostoptschin den Damen in Teplitz erzählte, sein Sohn habe sich die Gunst ausgebeten, selbst an den väterlichen Palast in Moskau Feuer zu legen, und er, der Vater, sei darüber entzückt gewesen, so steht dem die Tatsache entgegen, daß Vater und Sohn die Stadt einige Stunden vor dem Brand verlassen hatten. Interessant ist aber immerhin, daß Rostoptschin sich im Jahre 1815 allerorten zur Urheberschaft des Brandes bekannte, die er acht Jahre später in einer besonderen Schrift abzuleugnen für gut hielt. Dieselbe Freundin schildert der Montet im Jahre darauf auch den jungen Fürsten Ypsilanti, der sich später der Befreiung der Griechen unterfing, als einen sehr hübschen, von den Frauen viel umworbenen Mann. Einige Jahre später, als das Abenteuer

bereits mißlungen war und Ypsilanti auf Munkacs saß, traf ihn dort ein den Montets gut bekannter Offizier, der ihn etwas vollständiger charakterisiert: „Ein Enthusiast ist er, exaltiert ohne Genie, mutig ohne Energie, schwach vor dem kleinsten Mißgeschick; er hat jedoch ein hübsches Gesicht und besitzt große Tapferkeit. Das alles mag für einen Romanhelden hinreichen, aber um die Griechen aus ihrem mehrhundertjährigen Joch zu befreien, bedarf es noch ganz anderer Eigenschaften. Die Polen freilich sind über diese Schilderhebung außer sich vor Entzücken, und ihre Frauen haben völlig den Kopf verloren.“

Und so setzt sich die Reihe historischer Sehenswürdigkeiten fort. An Alexander I. von Rußland hat die Montet selbst die gleiche Beobachtung gemacht, die uns von einer anderen Frau, der Gräfin Edling, überliefert ist: „Sein Mund lächelt, während die Augen ernst und strenge blicken.“ Sie hat später einmal, in Baden-Baden, seinen Bruder, den riesenhaften Zar Nikolaus I., gesehen, der dort dem durchgehenden Sechsgespann der Kaiserin in die Zügel fiel und es zum Stehen brachte. Das hätte freilich der Staatsminister Rußlands, Graf Nesselrode, nicht vermocht, der häufig für seinen eigenen Sohn gehalten wurde, denn er war „ganz klein und nett, mit feinen Zügen und einer liebenswürdigen und heiteren Konversation.“ In Baden-Baden hat sie auch — es war 1837, ein Jahr nach dem mißglückten Straßburger Attentat — Louis Napoleon, den späteren Kaiser, gesehen, samt seinem Anhang jugendlich-romantischer Enthusiasten für seine künftige Größe. „Prinz Louis“, erzählt sie, „spaziert auch den ganzen Tag mit den Händen auf dem Rücken und äfft damit Napoleon nach. Weder sein Gesicht noch seine Haltung haben etwas Distinguiertes.“ Mme. von Walsh, die den Prätendenten genauer kannte, lieferte ihr noch einige Charakterzüge, die, wenn man die Zeit in Betracht zieht, in der sie niedergeschrieben wurden, nicht ohne Wert sind. „Gut gebildet, willensstark, eigensinnig und hartnäckig in seinen Entwürfen, besitzt er große Kühnheit und einen schrankenlosen Ehrgeiz. Sein Wesen und seine Denkart sind despotisch, und einmal an die Gewalt des Schwertes gewiesen, verbirgt er es sicher nicht, daß alle seine Versprechungen von Freiheit nur Lockmittel gewesen seien, über die er und seine Adep-

ten herzlich lachen und die er gewiß nicht halten wird. Er schreibt sehr gut, drückt sich treffend, klar und beredt aus, doch fehlt ihm die nötige Geistesgegenwart beim Sprechen. Er ist persönlich mutig bis zur Verwegenheit, dabei ein Lügner, wie alle Mitglieder der Familie Bonaparte.“ Später sah ihn die Montet als Prinzpräsidenten in Straßburg „mit müden Augen und in lässiger Haltung“. Und dazu kamen Andere. Sie hatte in Wien Theoder Körner wenigstens — tanzen sehen. „Er sah düster und melancholisch aus, während er wütend darauf los walzte und immer außer Takt.“ Sie hat dann in der Pariser Kammer Benjamin Constant sprechen hören. Eine Enttäuschung. „Er hatte eine Anzahl einseitig beschriebener Blätter vor sich, von denen er mit großer Raschheit und monotonem Ausdruck seine Rede herunter rezitierte und dabei die gebrauchten Zettel flink beiseite schob, was einen unangenehmen Eindruck machte.“ Sie hat auch den Lablache und die Catalani gehört, „deren Kehlkopf wie der eines Singvogels vibrierte.“ „Über alle Vorstellung geht es, wenn sich ihr großer Ton in einem riesigen Raum wie ‚eine Stimme von oben‘ auf die Zuhörer herabsenkt.“ Ja, sie hat sogar die weiße Frau der Wiener Hofburg persönlich gekannt, ein liebenswürdiges Fräulein Boissier, die eines Abends in der Augustinerkirche eingesperrt worden war und sich nicht anders zu helfen wußte, als daß sie den ihr bekannten Hofgang benützend, durch die Burg das Freie suchte. Sie war sehr blaß von Antlitz und stets weiß gekleidet. Als sie durch das Kaiserschloß schritt, erbleichten die Wachen. An demselben Abend des Jahres 1807 starb Kaiserin Marie Therese, die zweite Gemahlin des Kaisers Franz — und die Legende war fertig.

So plaudert die Montet in ihren „Souvenirs“ mit Behagen weiter. Wir werden diese etwas zu sehr in die Breite geratenen „Erinnerungen“ nicht überschätzen. Manche von den auf Treu und Glauben hingenommenen Notizen wird vielleicht vor der Kritik nicht standzuhalten vermögen. Aber eins ist sicher: das Buch trägt nicht wenig zur Belebung und immerhin manches zur Bereicherung unserer Vorstellungen von einer Zeit bei, über die wir noch lange nicht so ausführlich unterrichtet sind, wie wir es wünschen und sie es doch wohl verdient.

---

# XI.

## Morgendämmerung.

(Ungedruckte Zeitungsartikel aus dem Vormärz.)

In den vierziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts waren Kurandas „Grenzboten“, die in Leipzig erschienen, eine auch in Österreich sehr geschätzte und weit verbreitete Wochenschrift. Man schätzte sie aber deshalb so sehr, weil sie in Artikeln aus Wien gar manches zur Sprache brachten, das man daheim sonst kaum erfuhr, weil diese Sprache eine offene und unumwundene war und weil — und das war ein Hauptgrund der Sympathie für die grünen Hefte — die Polizei die Zeitschrift aufs strengste verpönt und verboten hatte. Bei dem Verbot allein aber war es nicht geblieben. Die Sicherheitsbehörde spürte überdies eifrig nach den Vertrauensmännern und Berichterstattern Kurandas, und wenn es ihr auch nicht gelang, sie auszuforschen, so gelang es ihr doch gelegentlich einmal, eine oder die andere dieser Korrespondenzen in ihrem Fluge aufzufangen und sie in das dunkle Verlies ihrer Geheimnisse einzusperren, dort, wo sie am tiefsten waren. Ein solcher Fang glückte den Häschern des Polizeiministers Grafen Sedlnitzky im Jahre 1845, kurze Zeit nachdem sich alles, was zur geistigen Elite Österreichs zählte, in einer Denkschrift an die Regierung gewandt hatte, damit endlich der Druck der Zensur, der oft plump bis zur Lächerlichkeit auf allem Schrifttum lastete, in etwas gemildert werde. So bescheiden waren die deutschen Literaten an der Donau geworden, daß ihnen die Rückkehr zu den Zensurvorschriften des Jahres 1810 bereits als ein erstrebenswertes Ziel erschien, nur um fortan wenigstens „nach Normen gerichtet zu werden, die man kannte, und nicht verurtheilt zu werden, ohne sich vertheidigen zu können“. Diese vom 11. März

1845 datierte Denkschrift, der bald darauf eine Petition der Journalisten folgte, war eines der ersten Anzeichen, die das Emporstreben des österreichischen Volkes zur Mündigkeit markierten und auf die Freiheitsbewegung im Lande einen nährenden Einfluß übten. Es mochte damals aufgefallen sein, daß die „Grenzboten" zwar die Nachricht gebracht hatten, es werde ein solches Memorandum vorbereitet, daß aber darüber, ob und wann und wie es an den Mann gebracht wurde, gar nichts in den Heften zu lesen war. Die Erklärung dafür liefert ein an Kuranda gerichteter Brief, der nie an seinen Bestimmungsort gelangte, sondern sich heute noch in den geheimen Fächern des Polizeiarchivs vorfindet. Derlei Übergriffe in den Bereich des Briefgeheimnisses hat wohl auch die damalige Regierungspraxis nicht gerade für erlaubt gehalten, aber sie hat sie dennoch gewagt, wenn es galt, den Staat gegen freiheitliche Zumutungen zu schützen, ja sie hielt sich dann gleichsam für verpflichtet dazu.

Heute, wo wir aus etwas lichteren Höhen auf jene düsteren Niederungen zurückblicken, schätzen wir die „Grenzboten" als eine wertvolle historische Quelle, und da mag denn auch, verspätet zwar, der heimliche Berichterstatter von dazumal in der Öffentlichkeit zu Worte kommen. Wer es war, ist nicht festzustellen. Auch datiert ist der an die Verlagshandlung F. L. Herbig adressierte Brief nicht[1]). Er trägt nur an der Spitze die Bezeichnung „Facta zur Benützung" und in einem Postskript den Vermerk: „Wir haben uns streng auf Facta beschränkt. Wollen Sie, lieber K., Verbindung und Betrachtung herstellen und anknüpfen." Der Inhalt ist nicht bloß trockene Politik, sondern auch mancherlei anderes aus dem öffentlichen Leben, das man für wichtig genug hielt, um in der Fremde — und wohl auch in der Heimat — gekannt zu sein. Geschichtlich besonders interessant ist, daß sich auch hier Andeutungen über das zwiespältige Verhältnis der maßgebenden Regierungsmänner zueinander finden, des slawenfreundlichen Grafen Kolowrat, Ministers des Innern, der mit einem ständischen Liberalismus kokettierte, den Schriftstellern gegenüber ermunternde Äußerungen fallen ließ und Sedlnitzky

[1]) Im letzten Juniheft fehlt der sonst ständige Wiener Bericht.



eine dicke „Nase" verschaffte — zu Metternich, der die Anschauung vertrat, Österreich könne nur streng einheitlich, absolut uud daher ohne Zugeständnis an die Länderstände und ihre konstitutionellen Wünsche regiert werden, der die Schriftstellerdeputation wiederholt nicht empfing, ihrem Ansuchen nicht entsprach und Sedlnitzky und die Zensur in ihrer Hartnäckigkeit festhielt. Auch ist in dem Briefe zwischen den Zeilen zu lesen, daß der Staatskanzler selbst bei Hofe seine Gegner hatte, wodurch Grillparzers Mitteilung unterstützt wird, es habe eine Hof- und Adelspartei ihre Abneigung gegen ihn so weit getrieben, daß sie später sogar die Revolte im März 1848 nicht ungerne sich vorbereiten sah, weil sie den unpopulären Mann sicher hinwegfegte. Ein anderer zeitgenössischer Beobachter, Appellationsrat Beidtel, wagt in seinen Aufzeichnungen ganz ernsthaft die von manchen geteilte Vermutung, die Schriftstelleradresse sei eine Metternich gelegte Falle gewesen, und in dem Tagebuch der Fürstin Melanie findet sich im Mai 1845, also just zur Zeit, als der Brief an Kuranda abgehen sollte, der traurige Satz: „Ich blicke mit Wehmuth in die Vergangenheit und sehe der Zukunft mit solchem Bangen entgegen, daß die Gegenwart nur zu einer Art unaufhörlicher Marter wird." Hier liegt ein Stück österreichischer Geschichte noch im Dunkel, und willkommen ist, was irgendwie zu dessen Aufhellung beitragen kann.

Unser Schreiben lautet, Geringfügiges beiseite gelassen, folgendermaßen:

„Seit der Schriftsteller-Petition rollen so viele, theils halbwahre, theils völlig irrige, Berichte durch die ausländischen Journale, daß es an der Zeit sein dürfte, Ihnen einiges Factische darüber mitzutheilen. Die Denkschrift, von 99 Schriftstellern, Malern und Musikern unterzeichnet, wurde von Endlicher (Director und Professor an der botanischen Schule), Jenull (k. k. Hofrath und Mitglied der Gesetzgebungs-Commission) und von Bauernfeld dem Grafen Kolowrat überreicht, in Folge dessen schon in zehn Tagen darauf ein Majestätsbefehl (Handbillet) an den Grafen Sedlnitzky erlassen wurde, worin ihm das a. h. Mißfallen über die zweimal, in den Jahren 1841 und 1843, ihm aufgetragene und bis jetzt unterlassene Republication der Censurvorschriften vom Jahre 1810 und die Reorganisation und Regulirung des

Revisionsamtes ausgedrückt und der Befehl, „sich innerhalb vier Wochen zu rechtfertigen,“ ertheilt wurde. Die obengenannten Herren wurden mit einer Abschrift des Memoires von den Erzherzogen Ludwig und Franz Karl in Privat-Audienzen gnädigst aufgenommen und eine von ihnen begriffene zeitgemäße Abänderung der Censurzustände ausdrücklich versprochen. Nach dreimaligem Versuche, sich in gleicher Absicht dem Fürsten Metternich vorzustellen, wurden sie jedesmal nicht angenommen, und es ereignete sich das komische Quidproquo, daß die Herren J. Dessauer und Dr. Schmidl (deren Namen ebenfalls unter der Adresse standen), als sie den Fürsten rücksichtlich der von ihnen veranstalteten Kunstlotterie um einen Beitrag bitten kamen, ebenfalls nicht vorgelassen wurden, weil sie der Fürst für Schriftsteller-Abgeordnete hielt. Diese Stimmung des Fürsten ist dem Grafen Sedlnitzky nur zu wohl bekannt; er hätte sonst die zwei erwähnten Handbillette seines Monarchen unerwidert zu lassen kaum gewagt. Gewiß ist es, daß er das Dritte innerhalb der festgesetzten Frist befolgte. Um doch irgend etwas bereits Geschehenes mit berichten zu können, wurde schnellstens die seit vielen Jahren schwebende Regulirung der Gehalte und der Stellungen der Censur-Revisions-Beamten vorgenommen. Bald darauf wurde die Petition der Journalisten, von denen diejenigen, die als selbstständige Schriftsteller aufgetreten sind, sich schon der ersteren angeschlossen hatten, durch den Redacteur der „Juridischen Zeitschrift“, den k. k. Hof- und Gerichtsadvocaten Herrn v. Wildner, dem Grafen Kolowrat überreicht. Die „Bauzeitung“, redigirt von Förster, die „Medicinische Zeitung“, redigirt von Raymann und Rosag, die „Homöopathische Zeitung“, redigirt von Dr. Fleischmann, hatten sich ausgeschlossen, während der begoldmünzte Redacteur einer anderen verbreiteten Zeitung, der vor zwei Jahren bei der Journalisten-Petition, statt sich anzuschließen, eine Dankadresse für die Gnaden, die ihm die Censur erweise, an den Grafen Sedlnitzky richtete, von den Journalisten diesmal desavouirt worden war[1]). Graf

---

[1]) War hier der Redakteur des „Hans Jörgel“, Johann Weiß, gemeint? Er war allerdings der Behörde zu Dank verpflichtet, denn in den geheimen Zensur-Instruktionen liest m n unter anderm: „Jede



Kolowrat, für den Fortschritt gesinnt, sucht nun das vom Ministerium des Innern zur Zeit der deutschen Burschenschaften an das Ministerium des Aeußern gelangte Censurwesen von jenem wieder zu gewinnen, denn es ist unerklärlich, wie die Censur mit den äußeren Angelegenheiten zusammenhängt, und nur der angedeutete Fall (die Burschenschaften) hellt die Anomalie auf [1]). Die Gerüchte über die zu hoffenden Abänderungen und Erleichterungen sind mannigfaltig. Die besser Eingeweihten geben keiner Hoffnung Raum und halten den gethanen Schritt (nur) für eine Ehrenrettung der Gegenwart. Die Denkschrift soll ein Document sein, daß man wenigstens in Zukunft nicht sagen kann: Ihr ließet stumm euch treten. Ein Factum ist jedoch entschieden: Daß die früher gestattete, seit zwei Jahren untersagte Mittheilung praktischer Rechtsfälle in den juridischen Zeitschriften — eine leise Anbahnung an das einstige öffentliche Gerichtswesen — jetzt wieder erlaubt ist, und daß der früher unbetretene Weg der Appellation zur Hofkanzlei, welcher die Polizeihofstelle untersteht, von den Herren Baron Sommaruga, Dr. Schmidl und L. A. Frankl zum erstenmale eingeschlagen worden ist" [2]).

„Die Journalisten-Petition erhielt durch Beilage vieler Censurstriche ein besonderes Gewicht, indem daraus recht ersichtlich wurde, wie es die Willkür und die Laune des Censors (Baron Päumann) und nicht das Gesetz ist, was die Zustände zum Unerträglichen heranreift; die oft hier intervenierende bessere Einsicht des Hofrathes Maltz darf nicht unerwähnt bleiben. Beide Petitionen wären im gegenwärtigen Augenblicke der interessanteste politische Artikel aus Oesterreich, den sich die „Grenzboten" nicht entgehen lassen sollten" [3]).

---

den „Hans Jörgel" betreffende Polemik ist stets zu exhibiren (d. i. vorzulegen)."

[1]) Mit dem Hofdekret vom 30. Juni 1825 war allerdings auch die Staatskanzlei als oberste Zensurbehörde bestellt worden, der namentlich politisch wichtige Artikel vorgelegt werden mußten.

[2]) Ohne Erfolg. Sie erhielten den Bescheid, der Instanzenzug sei für die periodische Presse aufgehoben und nur für größere Werke die Appellation an die Hofstudienkommission freigegeben.

[3]) Die Petition der Schriftsteller ist gedruckt in Wiesners „Geschichte der österreichischen Censur" u. a. a. O.

„Schmerzlich war es, daß ein mitunterzeichneter dichtender Kirchenfürst[1]), nachdem der über seine Unterschrift erzürnte Graf Sedlnitzky ihn zweimal nicht vorließ, zum drittenmale kam — als ob dieser ihn zum Papst machen könnte — und seine Unterschrift entschuldigte, als nur in dem Sinne gegeben, daß die Censur — vielleicht ihr einziges gutes Werk — nicht mehr katholische Journale gestatten will. Der eben Hofrath gewordene Halm wurde durch seinen Onkel[2]), über die Unterschrift erschrocken, entschuldigt, während Zedlitzens Beitritt wol nur ein moralisch erzwungener war, den er gewiß mannigfach an hocharistokratischen Tischen zu entschuldigen hatte. Eine Lüge aber ist es, daß der edle Anastasius Grün Anstand nahm, zu unterfertigen. Vielmehr schien ihm die Denkschrift viel zu mild und zu wenig fordernd. Er befand sich eben als Abgeordneter der krainerischen Stände, die mit 150.000 Gulden Münze jährlich übersteuert sind, in Wien, und das Wort des Wiener Spaziergängers, das er an den Erzherzog Ludwig richtete, als ihm dieser auf dem Wege der Gnade bei offenkundiger und erkannter Uebersteuerung den Nachlaß versprach, war das Gespräch aller Salons: „Gnade, kaiserliche Hoheit, ist die mildeste Tochter der Willkür, und wir wollen unser Recht, umsomehr, nachdem es als ein solches von Eurer kaiserlichen Hoheit erkannt ist. Das daraus entstehende Deficit der Staatskasse darf durch kein vom Staate begangenes Unrecht verhütet werden.“ Der eben hier anwesende italienische Historiograph und Dichter Cesare Cantu beabsichtigt, die Schriftsteller des lombardisch-venetianischen Königreiches ebenfalls zu einer Petition um Milderung der dort noch mehr quälenden Censur zu Stande zu bringen, wie dies Graf Leo Thun in Prag im Namen der böhmischen Schriftsteller bereits gethan hat.“

„Die Industrie-Ausstellung nimmt das Interesse in hohem Grade in Anspruch. Interessant ist namentlich die Anwesenheit des Redacteurs des „Oesterreichischeu Lloyd“ aus Triest, des Herrn v. Schwarzer, dadurch, daß er als Filiale seiner in Triest er-

[1]) Ladislaus Pyrker.

[2]) Graf Joachim Münch-Bellinghausen, Präsidial-Gesandter am Frankfurter Bundestage.



scheinenden trefflichen Handelszeitung hier einen Bericht in fliegenden Blättern jede Woche herausgibt, während die halbofficielle „Wiener Zeitung“ und der ganzofficielle „Beobachter“ bis jetzt kein Wort über die Industrie-Ausstellung enthalten, und während die unausgesetzt verdächtigten hiesigen belletristischen Journale je nach ihren geistigen Kräften eine fortgesetzte Besprechung dem allgemein interessanten und hochwichtigen Gegenstande widmen. Uebrigens befindet sich Herr v. Schwarzer in dem fatalen Dilemma — wieder ein Segen des herrschenden Censurdruckes — sich einer eigentlichen erschöpfenden Kritik enthalten zu müssen, bevor das Comité die Preise für die Aussteller bestimmt hat. Dann aber muß er sich wieder derselben enthalten, um dieses preisvertheilende Comité nicht etwa zu compromittiren. Als Haupttadel der vielfach ausgezeichneten Ausstellung wird jedoch bemerkt, daß viele Fabrikanten mit großem Kostenaufwande, um nur einen Preis zu erobern, Schaustücke geliefert haben. Sie kämen in die größte Verlegenheit bei stärkeren Bestellungen, selbst dann, wenn die Sache zwei- und dreifach überzahlt würde“ [1]).

„Die Verweisung Itzstein's und Hecker's (aus Berlin) erregt hier allgemeine Sensation, und die Oesterreicher werfen sich nicht wenig in die Brust, daß dergleichen hierzulande denn doch nicht, bei allem Absolutismus, geschähe. Man erinnert sich an die Anwesenheit Rotteck's, Uhland's, Zschokke's und neuerlich Gutzkow's. Die ersten Zwei wurden sogar vom Fürsten Metternich und Erzherzog Karl ausgezeichnet. Freilich wurde es weniger bekannt, daß der ehemalige Redacteur des Journals „Le Temps“, Herr Jullien, vor einigen Wochen von der Polizei die Weisung, sich zu entfernen, erhielt, ohne einen anderen Grund, als daß er eben — Redacteur jenes Blattes war. Dergleichen geht aber hier nie von den höchstgestellten Personen aus, daher auch kein Aufsehen und geringere Gehässigkeit rege werden.“

„Hofrath v. Plappart, Mitglied der Hofstudien-Commission,

---

[1]) Über diese Industrieausstellung, es war seit nicht langer Zeit die dritte in Österreich, liest man im Dezemberheft 1845 der „Grenzboten“ einen ausführlichen Bericht. Die Zahl der Aussteller war seit dem Jahre 1839 von 732 auf 1832 gestiegen, von denen 1020 allein auf Niederösterreich entfielen.

hat soeben eine Inspectionsreise an alle Universitäten der Monarchie angetreten; sie steht mit der Absicht, die juridischen Studien zu reorganisieren, Docentenwesen einzuführen, im Zusammenhange[1]). Ebenso beginnt die medicinische Facultät gegen lang hergebrachte Eingriffe, und neuerliche ihres Präses, sich zu regen; im Sinne des Fortschrittes wählte sie den als Schriftsteller und Arzt bekannten Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben zu ihrem Decan, eine Stelle, die für drei Jahre verliehen wird und, nebenbei gesagt, 16- bis 20,000 Gulden Conventionsmünze in Taxen einbringt."

„Sie sehen, Herr Redacteur, daß sich es von vielen Seiten her zu regen beginnt und daß die geistigen Interessen nicht hinter den großartigen materiellen unserer Eisenbahnen und Dampfschiffe zurückbleiben wollen. Sogar Hofintriguen erleben wir, Intriguen am bürgerlich schlichten österreichischen Hof! Imaginez-vous: Die Kunstreiter-Gesellschaft des Herrn Léjar erregte hier monatelang die größte Theilnahme. Die Cavaliere gaben den veredelten Reitknechten auf dem Circus Dejeuners, und es war höchst seltsam anzusehen, wie sie bei der graziösen Madame Léjar und der kühnen Mademoiselle Cuzent, zweien französischen Jüdinnen, antichambrirten, während sie keinem Juden auf ihren Gütern durch Ackerbau oder Handwerk Brot zu erwerben gestatten. Se. Majestät der Kaiser, der selbst öfter den Circus besuchte, lud Madame Léjar, als sie sich ihm vorstellte, zum Hofballe ein. Denken Sie den Schrecken der Hofleute, eine kunstreitende Jüdin auf dem Hofballe! Wie rettete man die gutmüthige Freundlichkeit des Monarchen und die Ehre der Hofschranzen? Man lud schnell die ganze Kunstreiter-Gesellschaft ein und ließ sie, als wäre es eigentlich so verstanden gewesen, von der Tribüne aus dem Balle zusehen. Aufsehen erregt das Schild eines Kaufmannes auf dem Stephansplatze „zum kühnen Reiter", welches den Grafen Sandor auf sich bäumendem Pferde zeigt. Er soll bei geschlossenem

[1]) Plapparts Reise galt wohl nicht allein den Universitäten, sondern auch den Gymnasien. Siehe den gleichfalls saisierten Bericht über die österreichischen Schulverhältnisse und deren Reform im Anhang und einen Artikel „Oesterreichs Schulen" in dem „Grenzboten" 1845. IV. 49 ff. Das Institut der Privatdozenten wurde damals versuchsweise eingeführt.



Circus dieselben Künste, um die man Herrn Léjar bewunderte, mit Glück versucht haben."

„Im Hoftheater gehen wir durch den neuen Oberstkämmerer[1]) einer neuen Aera entgegen, eigentlich einer alten, indem er auf Anreizung Zedlitzens, der den „Stern von Sevilla" übersetzt hat, das romantische Theater wieder beleben will, ein paralleler Versuch zu dem antiken Theater in Berlin. Wir aber wollen Gegenwart und Leben! . . ."

Gegenwart und Leben. Ja, das begann man damals in Österreich für sich zu begehren, und nicht bloß auf dem Theater. Heraus wollte man endlich auch hierzulande aus dem romantischen Dämmer, der die Augen blind gemacht hatte für die höchsten Forderungen des Daseins, für die geistige Freiheit und ihr Recht. Und der Wunsch nach einer menschenwürdigen Gegenwart, nach einem lebenswürdigen Leben kam nicht mehr zum Schweigen. Je weniger Gehör er fand, desto heißer wurde er empfunden, bis er sich in der Sturmbewegung des Jahres 1848 austobte.

[1]) Graf Moritz Dietrichstein.

# Beilage.

## Über das oesterreichische Schulwesen.

Seit Jahren trägt sich das Gerücht mit einem neuen Studienplan für die öffentlichen Lehranstalten des Kaiserstaates, aber bis jetzt ist von dieser so oft in Aussicht gestellten Reform des Unterrichtswesens noch gar nichts zum Vorschein gekommen; man müßte denn die neuerliche Vorschrift, wornach die Aspiranten für Lehrkanzeln einen verständlichen Redevortrag besitzen sollen, als ein Stück dieses Reformwerkes betrachten. Daß die Lehrgegenstände an den Gymnasien für die Mehrzahl der Beflissenen gänzlich ohne Frucht bleiben, ist eine so allgemein erkannte und so häufig besprochene Wahrheit, daß man kaum begreifen könnte, wie ein solcher Mißstand noch einen Monat fortdauern könne, wenn nicht dabei die verschiedenartigsten Kräfte und Einflüsse sich geltend machen würden, deren Kenntniß allein die Verzögerungen zu erklären vermag, unter welchen diese wichtige Nationalangelegenheit fortwährend leidet. So müssen denn noch manches Jahr Tausende von Jünglingen 6 kostbare Jahre ihres Lebens dem Schlendrian hinopfern, der eine Norm für alle Fähigkeiten und jede Berufsart feststellt, damit er nur nicht die Mühe habe, über die vielgestaltige Originalität des Menschen reiflich nachzudenken und ein System zu ersinnen, welches der Eigenthümlichkeit der Studierenden einen freien Spielraum gewährt und in dem Geiste die Ursprünglichkeit achtet, die sich nie ohne empfindlichen Schaden dem Mechanismus der stereotypen Form unterordnen wird.

Wer unsere Gymnasiasten bei ihrem Abgange zur Universität kennen gelernt hat, wird die Traurigkeit begreifen, mit der man auf die Verspätung der sehnlich erwarteten Umgestaltung des in den oesterr. Gymnasien geltenden Studienplanes hinblicken muß. Glücklich derjenige, der sich nach Ablauf der vorgeschriebenen 6 Jahre, nebst Erwerbung einiger Kenntnisse in der lateinischen Sprache, noch die geistige Frische bewahrt hat, welche erforderlich ist, die trostlosen zwei Jahre des philosophischen Lehrkurses ungefährdet durchzumachen, in denen von Philosophie wenig mehr vorkommt als der Name, und

die Lehrbücher von Krug schon Sensation erregen würden [1]) — glücklich, sage ich derjenige, der ohne vollständige Abstumpfung der Geisteskraft das Brotstudium antreten kann, in dem er wenigstens positive Kraft empfängt, während in den früheren Jahrgängen weder diese noch eine humanistische, Geist und Gemüth anregende Nahrung geboten wurde.

Hat schon die Verfassung der oesterreichischen Universitäten so viele harte Angriffe erfahren, wegen der absolutistischen Zustutzung der Wissenschaften und der versumpfenden Einförmigkeit des Professorenlebens, so verdienen die an den k. k. Gymnasien geltenden Lehrbestimmungen noch schärfere Rüge. Denn häufig ruft das Schicksal den Studierenden, in Folge eingetretener Umstände, von den öffentlichen Unterrichtsanstalten ab, ehe er noch den Fuß in die Säle der Hochschule gesetzt hat, und dann kann er die den Gymnasialstudien gewidmeten Jahre vollends für einen reellen Verlust an seiner Lebenszeit ansehen — nicht blos in Bezug auf seinen zu wählenden Beruf, sondern ganz vorzüglich in Anbetracht seiner geistigen Ausbildung, von der er bereits froh sein muß, wenn sie in diesem Zeitraum nicht gehemmt und unterhöhlt wurde. Außer dem Studienplan selbst, der rein dem Formalismus huldigt, liegt wohl die Hauptschuld darin, daß der Unterricht auf den Gymnasien fast gänzlich in geistlichen Händen ruht, welche — mit einigen Ausnahmen — nie geeignet sein werden, dem heranwachsenden Geschlecht jene Bildung zu verleihen, die das Jahrhundert verlangt, dessen rasche Lebensweise mit der katholischen Unbeweglichkeit geradezu im Widerspruch steht. Die moderne Wissenschaft kommt nur zu häufig in ihren Resultaten mit den fixen Begriffen und veralteten Vorurtheilen der alten Kirche in Konflikt, und doch legt man das Wort der scientifischen Belehrung in Priesters Mund, der dadurch mit dem Dilemma zu kämpfen hat, entweder an seinem Stande als Priester oder an seinem Stande als Lehrer zum Schelm zu werden. Möchte darum die Reise, die Hofrath Plappart zur Inspection der oesterr. Studienanstalten in die Provinzen angetreten hat, zu der endlichen Lösung der schwebenden Frage führen, welche nicht nur, wie eine andere, blos die Gegenwart, sondern das Werk der Zukunft berührt. Ich beneide den Herrn Hofrath um die Annehmlichkeiten dieser Rundreise in keinem Falle, denn er wird Dinge zu sehen bekommen, die das Herz des Tapfersten erbeben machen kann, weil unter allem Traurigen eine gebrochene Jugend, ein verwelktes Talent das Traurigste ist.

Ehe ich zu dem Zustande der Volksschule übergehe, sei es mir gestattet, die Frequenzverhältnisse der Wiener Universität, wie sie Prof. Springer nach ämtlichen Quellen zusammengestellt hat,

[1]) Wilh. Traugott Krug und dessen „Handbuch der Philosophie", „System der praktischen Philosophie" u. A. sind gemeint.



zu berühren, da sichere Nachrichten über unsere Hochschule ehedem zu den Seltenheiten der auswärtigen Journalistik gehörten [1]). Die philosoph. Studien zählten im Jahre 1844 2823 Hörer, die mediz. chirurgischen 1051, die juridischen 1156, die Theologie 228, die Thierarzneikunde 616, zusammen also gegen 6000 Studenten. Die Zahl derselben hat sich gegen frühere Jahre sehr fühlbar verringert, gewiß nicht zum Nachtheil des Staates, der in den Bürgern, die sich der Industrie und dem Handel widmen, jedenfalls eine ebenso nützliche Stütze gewinnt als in denen, welche sich den Studien und den aus ihnen resultirenden Berufsarten weihen. Vordem erreichte die Zahl der an der hiesigen Hochschule Studirenden oft die Summe von 8—9000 [2]). Interessant ist jedenfalls die Bemerkung, daß die Rechtsgelehrsamkeit die meisten Schüler zählt, denn daraus geht hervor, daß der Staatsdienst neben den aufblühenden Gewerben die jungen Männer noch am meisten lockt, indem die Advocatie dabei gar nicht in Anschlag zu bringen sein dürfte, da der Zuzug zur selben überall sehr beschränkt und erschwert ist. Nun aber beträgt die Zahl der im Erzherzogthume Oesterreich Angestellten blos 2940 nebst 810 Praktikanten und wenn die Erhaltung dieses Beamtenstandes bei Annahme eines mittleren Mortalitätsverhältnisses nur einen jährlichen Ersatz von 117 Individuen bedarf, so ergibt sich bei 300 [3]) Absolvirten ein artiger Überschuß, der auf Herrschaften, im Privatdienste oder in der Provinz sein Unterkommen suchen muß. Auffallend dagegen hat sich seit 10 Jahren die Anzahl der Medizinbeflissenen gemindert, wo damals ein ähnliches Mißverhältniß zwischen Candidaten und Bedürfniß bestand. Unter der genannten Zahl der an der hiesigen Hochschule Studirenden befinden sich 261 Adelige, was allerdings wenig ist [4]); doch darf man nicht vergessen, daß hier Institute bestehen, welche ganz und gar der Erziehung von Adeligen gewidmet sind, und namentlich zählt die k. k. Theresianische Ritterakademie sehr viele Zöglinge, die mit wenig Ausnahmen in den Staatsdienst treten und bald die höchsten Stellen bekleiden, die den Bürgerlichen nur schwer zugänglich sind. In Lemberg sind freilich von 392 Studenten 172 von Adel, allein das kann in einem mit Edelleuten so reich gesegneten Lande und bei der Mittellosigkeit der anderen Stände kaum anders sein. Von den 1051 Rechtsbeflissenen entfallen 638 auf das Erzherzogthum Oesterreich, 176 auf Mähren und Schlesien, 204 auf Illyrien, 82 auf Böhmen, 69 auf Tirol, von wo besonders viele Bauernsöhne als Studenten

---

[1]) Joh. Springers Aufsatz „Frequenz der Wiener Hochschule“ erschien in der „Wiener Zeitung“ vom 26. Mai 1845. Über Springer s. Wurzbach, Biogr. Lexikon.

[2]) Bei Springer: 7—8000.

[3]) Bei Springer: 200.

[4]) Bei Springer: „unter 1719 Zuhörern der Rechte 261 Adelige.

hierherkommen, 50 auf Ungarn, 38 auf Italien, 22 auf Steiermark und 16 auf Dalmatien [1]). Die Verhältnisse der Wiener Universität wiederholen sich, was die Vertheilung der Gesammtziffer in die einzelnen Studienzweige betrifft, so ziemlich in verjüngtem Maßstab an allen übrigen Universitäten der Monarchie, und deshalb habe ich die Frequenztabelle der hiesigen Universität als Exempel detailliert, wornach sich bis zu einem gewissen Grade die äußerlichen Umrisse der Intelligenz im Staate entnehmen lassen.

Was die Volksschulen betrifft, so muß man leider bekennen, daß diese noch weit mehr als die Gymnasien unter dem Drucke der Priester stehen, und wenn nun auch bei ihnen eine überwiegende Geltendmachung der geistlichen Autorität vollkommen am Platze sein mag, indem es sich hier mehr um Erziehung als um Aufklärung handelt, folglich das religiöse Moment die Hauptrolle spielen soll, wie es auch in dem jüngsten Erlaß der Studienhofkommission ausdrücklich gesagt wird, so dürfte doch das Ansehen der Geistlichkeit nicht zur Herabdrückung desjenigen Ansehens zu mißbrauchen sein, welches der Lehrer als der Träger der Dorfintelligenz nothwendig besitzen muß, um seinem Berufe mit Erfolg vorstehen zu können. Dies ist aber keineswegs der Fall, und die Pfarrer und Religionslehrer scheinen im Einverständniß dahin zu wirken, bei allen öffentlichen Gelegenheiten den Schullehrer als ihren Bedienten und Hausknecht hinzustellen. Dabei trachten sie kluger Weise, daß der arme Mann ja nie sein Auskommen erhalte, damit er immer fein abhängig bleibe von den Brosamen, die vom Tische des Pfarrherrn fallen, und von der Großmuth der allmächtigen Pfarrersköchin, welche die Pompadour des Dörfchens spielt. Wehe dem unglücklichen Schulmeister, der jemals in seinem Leben den Grimm dieser kochenden Parze rege macht, denn ihre Hand spinnt seinen Lebensfaden und wenn sie will, kann sie manchen schwarzen Knopf hineinbringen, der ihm helle Thränen in's Auge locken wird.

Was die Geistlichen für die Dorfschulmeister, das sind die Lehrer für ihre Gehilfen in den Städten bei solchen Schulen, welche keine Staatsanstalten sind, sondern bloße Privatinstitute, die sich durch das eingezahlte Schulgeld der Schüler erhalten müssen. Hierselbst sind meines Wissens nur zwei vom Staate dotirte Volksschulen,

---

[1]) Die Summe stimmt nicht. Der Fehler liegt darin, daß der Korrespondent Springer — seine Quelle — unrichtig zitiert. Bei diesem heißt es: „Unter 1719 Zuhörern (der Rechte), die 1843 und 1844 aufgenommen waren, zählte man 638 aus dem Lande ob und unter der Enns, 299 aus Mähren und Schlesien, 176 aus Illyrien, 204 aus Böhmen, 82 aus Tirol, 69 aus den Ungarischen Ländern, 50 aus dem Lomb.-Venet. Königreich, 38 aus Steiermark und 38 aus Dalmatien" — was aber auch nicht stimmt, wenn nicht der Rest (125) aus Galizien oder von Fremden bestritten wurde.



nemlich die Normalhauptschule und die des Waisenhauses, eine andere, die Zöllner'sche Hauptschule genannt, ist das Werk einer frommen Stiftung. Alle übrigen hiesigen Schulen sind Privatsache und den Hauptlehrern wird von der Obrigkeit blos das Locale unentgeltlich eingeräumt, indeß sowohl er als seine Unterlehrer keinen Heller Gehalt empfangen. Der Oberlehrer nimmt das Schulgeld der Kinder in Empfang, honorirt davon die Unterlehrer, hier Schulgehilfen genannt, und steckt den Rest, ohne Jemand Rechenschaft schuldig zu sein, in die Tasche. Das möchte noch hingehen, wenn nur die Schulgehilfen den ihrer Mühe entsprechenden Lohn erhielten, jedenfalls eine Summe, welche die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu decken vermag. Allein statt dessen erhalten sie eine Abfindung, denn Besoldung kann man es unmöglich nennen, welche lächerlich genannt zu werden verdiente, wenn sie nicht so gar traurig wäre. Um jedem Mißverständniß vorzubeugen, will ich die Ziffer des monatlichen Honorars, das ein Schulgehilfe hierorts von dem Lehrer für ungefähr 150 Lehrstunden empfängt, in Buchstaben ansetzen: Es sind fünf bis sechs Gulden! Man wird fragen, wie diese armen Teufel in der Hauptstadt leben können mit einem Lohn, wie ihn keine Magd erhält, denn diese genießt bei ihrer Herrschaft freie Verpflegung, die Jenen nicht zu Theil wird. Die Antwort ist ganz einfach: Die vom Hunger Gepeitschten müssen die wenigen Mußestunden, die ihnen ihr anstrengender Beruf übrig läßt, dazu benützen, sich durch Lektionen in Privathäusern fünfmal soviel zu erwerben, als sie von dem Oberlehrer erhalten. Da findet sich auch wohl hie und da eine mitleidige Frau, die dem Lehrer ihrer Kinder an bestimmten Tagen einen Freitisch gewährt und zuweilen für ihn beim Schneider einen Rock oder ein Beinkleid bestellt. Was aber ist das Loos dieser Beklagenswerthen, wenn das Alter ihre Haare bleicht und mit den Jahren sie die Kräfte verlassen? Die wenigen von ihnen, die sich eine Oberlehrerstelle erringen oder eine Schulmeisterei auf irgend einem Dörfchen erbettelt haben, deren Verleihung gar oft unter Bedingungen stattfindet, die nicht die ehrenvollsten sind für den Empfänger, sind noch die Glücklichen. Die Mehrzahl aber, die mit dem Alter noch die Armuth in den Kauf nehmen muß, ist wirklich bedauernswerth.

Diesem Übelstande abzuhelfen, hat sich vor einigen Jahren ein Pensionsverein gebildet, der die Zukunft dieser gedrückten aber ehrenwerthen Kaste decken sollte. Doch fließen die Beiträge der Einzelnen aus erklärlichen Gründen so spärlich ein, und von den höheren Ständen wird so bettelhaft wenig für dieses Institut gethan, daß eine gründliche Abhilfe auf diesem Wege kaum zu erzielen sein dürfte. Es haben sich deshalb die meisten Mitglieder des Lehrstandes in Wien zu einer Eingabe an den Monarchen vereinigt, worin sie die hohe Staatsregierung bitten, die sämmtlichen Schulanstalten der

Hauptstadt in Staatsinstitute zu verwandeln, wodurch der Staatskasse keineswegs eine neue Last aufgebürdet würde, da, wie in dem erwähnten Majestätsgesuche nachgewiesen wird, die aus den Schulgeldern gezogene Jahreseinnahme vollkommen ausreicht, um nicht nur die angestellten Lehrer ordentlich zu besolden, sondern auch einen Überschuß abwirft, der zur Bildung eines Pensionsfonds zu verwenden wäre. Wenn man erwägt, daß bei der Bewilligung dieses Vorschlags von Seite der Staatsregierung allseitig gewonnen wird, ohne einen rechtmäßigen Anspruch zu kränken, so kann man kaum glauben, daß die Realisirung der Sache noch einem erheblichen Zweifel unterliegen dürfte. Denn die Aufhebung des jetzt bestehenden Monopols der Oberlehrer, die den Schweiß so vieler fleißigen Menschen verprassen, indeß der Staat selbst nicht den mindesten Nutzen aus dieser ungerechten Sachlage zieht, möchte wohl unmöglich als eine Verletzung wohlerworbener Rechte bezeichnet werden können, weil die Verleihung einer Staatsanstellung mit festem Gehalt keine Herabsetzung für die Oberlehrer zu sein scheint, die gegenwärtig weder Staatsdiener sind, noch eine fixe Besoldung beziehen, wenn auch in den meisten Fällen die jetzigen Revenuen derselben sich höher belaufen mögen, als ihnen vom Staate als Gehalt ausgeworfen würde. Wofür aber wieder der Vortheil der Pensionsfähigkeit in Anschlag zu bringen ist, die nach dem bestehenden k. k. Pensionsreglement bei den Professoren und Lehrern, im Gegensatz zu allen übrigen Staatsbeamten, bereits mit 30 Dienstjahren die vollständige Besoldung als Ruhegehalt zusichert, indeß sonst immer 40 Dienstjahre gefordert werden.

Von demselben Verfasser sind erschienen:

**Abt Johann von Viktring und sein Liber certarum historiarum.** Berlin, 1875.

**Gentz und Cobenzl.** Geschichte der österreichischen Diplomatie, 1801—1805. Wien, 1880.

**Historische Studien und Skizzen.** Prag und Leipzig, 1885.

(1. Zur Entstehungsgeschichte der Pragmatischen Sanktion (1703—1713). 2. Maria Theresia. 3. Gerhard van Swieten als Zensor. 4. Joseph II. 5. Die Mission St. Juliens im J. 1800. 6. Illuminaten und Patrioten. 7. Aus Süddeutschlands Franzosenzeit. 8. Zur Geschichte des Tugendbundes. 9. Julie v. Krüdener. 10. Über Auffassung und Methode der Staatshistorie.)

**Der Kongreß von Châtillon.** Wien und Prag, 1900.

**Zur Textkritik der Korrespondenz Napoleons I.** Wien, 1903.

**Napoleon I.** Eine Biographie. 3 Bände. 2. umgearbeitete Auflage. Wien und Leipzig, 1904—1906.

**Gentz und Wessenberg.** Briefe des Ersten an den Zweiten. Wien und Leipzig, 1907.

**Österreich und Preußen im 19. Jahrhundert.** Wien und Leipzig, 1907.

Von demselben Verfasser sind erschienen:

**Abt Johann von Viktring und sein Liber certarum historiarum.** Berlin, 1875.

**Gentz und Cobenzl.** Geschichte der österreichischen Diplomatie, 1801—1805. Wien, 1880.

**Historische Studien und Skizzen.** Prag und Leipzig, 1885.

(1. Zur Entstehungsgeschichte der Pragmatischen Sanktion (1703—1713). 2. Maria Theresia. 3. Gerhard van Swieten als Zensor. 4. Joseph II. 5. Die Mission St. Juliens im J. 1800. 6. Illuminaten und Patrioten. 7. Aus Süddeutschlands Franzosenzeit. 8. Zur Geschichte des Tugendbundes. 9. Julie v. Krüdener. 10. Über Auffassung und Methode der Staatshistorie.)

**Der Kongreß von Châtillon.** Wien und Prag, 1900.

**Zur Textkritik der Korrespondenz Napoleons I.** Wien, 1903.

**Napoleon I.** Eine Biographie. 3 Bände. 2. umgearbeitete Auflage. Wien und Leipzig, 1904—1906.

**Gentz und Wessenberg.** Briefe des Ersten an den Zweiten. Wien und Leipzig, 1907.

**Österreich und Preußen im 19. Jahrhundert.** Wien und Leipzig, 1907.

# Historische

# Studien und Skizzen

von



**August Fournier**

Zweite Reihe 



Wien und Leipzig
Wilhelm Braumüller
k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhändler
1908

# Historische Werke

aus dem Verlage von

**Wilhelm Braumüller,** k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhändler, **Wien und Leipzig.**

---

**Angeli, Moritz** Edler von, k. u. k. Oberst des Armeestandes. **Erzherzog Carl von Österreich als Feldherr und Heeresorganisator.** Im Auftrage seiner Söhne, der Herren Erzherzoge Albrecht und Wilhelm, dann seiner Enkel, der Herren Erzherzoge Friedrich und Eugen, nach österreichischen Originalakten dargestellt. 6 Bände. gr. 8. 1896—1897.
Broschiert 70 *K* 80 *h* — 59 *M.*
In 6 Halbfranzbänden 85 *K* 20 *h* — 71 *M.*

---

**Arneth, Alfred** Ritter von. **Johann Freiherr von Wessenberg.** Ein österreichischer Staatsmann des 19. Jahrhunderts. 2 Bände. Mit einer Photogravüre. 8. 1898. 14 *K* 40 *h* — 12 *M.*
In eleganten Ganzleinwandbänden 17 *K* 60 *h* — 14 *M.* 80 *Pf.*

---

**Bauer, Dr. Wilhelm. Die Anfänge Ferdinands** I. gr. 8. 1907.
7 *K* 20 *h* — 6 *M.*

---

**Brunier, Ludwig. Marie Antoinette, Königin von Frankreich und Navarra.** Ein fürstliches Charakterbild.
Erster Teil: Die Dauphine. 8. 1903. 6 *K* — 5 *M.*
In elegantem Leinenband 7 *K* 60 *h* — 6 *M.* 40 *Pf.*
Zweiter Teil: Die Königin. 8. 1905. 14 *K* 40 *h* — 12 *M.*
In elegantem Leinenband 16 *K* 80 *h* — 14 *M.*
Dritter Teil: Der König. 8. 1905. 4 *K* 80 *h* — 4 *M.*
In elegantem Leinenband 6 *K* 60 *h* — 5 *M.* 50 *Pf.*

---

**Büdinger, Max,** Professor der Geschichte an der Wiener Universität. **Don Carlos' Haft und Tod** insbesondere nach den Auffassungen seiner Familie. Mit Don Carlos' Porträt in Heliogravüre. gr. 8. 1891. 9 *K* 60 *h* — 8 *M.*

---

**Carl von Österreich,** Erzherzog. **Ausgewählte Schriften.** Herausgegeben im Auftrage seiner Söhne, der Herren Erzherzoge Albrecht und Wilhelm. Mit Karten und Plänen. 6 Bände. gr. 8. 1893—1894. 70 *K* 20 *h* — 58 *M.* 50 *Pf.*
Gebunden in Halbfranz 87 *K* 40 *h* — 72 *M.* 90 *Pf.*

---

**Dopsch, Alfons** und **Dr. W. Levec. Die landesfürstlichen Urbare Nieder- und Oberösterreichs aus dem 13. und 14. Jahrhundert.** (Österreichische Urbare, I. Abteilung, 1. Band.) Im Auftrage der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften herausgegeben. Lex. 8. 1904. 24 *K* — 20 *M.*

---

**Kalchbergs, Joh.** Ritter von, **gesammelte Schriften.** Ausgewählt nach den Handschriften und den besten Quellen revidiert, mit literarisch-historischen Einleitungen, Anmerkungen und der Biographie Kalchbergs, herausgegeben von Dr. Ant. Schlossar. (4 Bände.) 1., 2. Band. 12. 1878. 3., 4. Band. 12. 1880. à 4 *K* — 4 *M.*

# Historische Werke

aus dem Verlage von

**Wilhelm Braumüller,** k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhändler, **Wien und Leipzig.**

---

**Klopp, Onno. Der Fall des Hauses Stuart und die Succession des Hauses Hannover** in Großbritannien und Irland im Zusammenhange der europäischen Angelegenheiten von 1660—1714. 1.—14. Band. gr. 8. 1875—1888. 140 *K* — 140 *M.*

---

**Malcher, F. X.,** k. k. Regierungsrat und Archivar der Albertina in Wien. **Herzog Albrecht zu Sachsen-Teschen** bis zu seinem Antritt der Statthalterschaft in Ungarn, 1738—1766. Eine biographische Skizze. Mit 1 Photogravure und 4 Textillustrationen. gr. 8. 1894. 4 *K* 80 *h* — 4 *M.*

Gebdn. in Ganzleinen 6 *K* — 5 *M.*

---

**Mayer, Dr. Franz Martin,** Direktor der Landesoberrealschule in Graz. **Geschichte Österreichs mit besonderer Rücksicht auf das Kulturleben.** Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage. 2 Bände. Lex. 8. 1900—1901. 27 *K* 60 *h* — 23 *M.*

In zwei Halbfranzbänden 34 *K* 60 *h* — 29 *M.*

1. Band: Von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1526.
2. Band: Vom Jahre 1523 bis zur Gegenwart.

---

**Montecuccoli, Raimund** Fürst, Generalleutnant und Feldmarschall. **Ausgewählte Schriften.** Herausgegeben von der Direktion des k. u. k. Kriegsarchivs. Bearbeitet von Hauptmann Alois Veltzé. gr. 8. 4 Bände. 1899—1901. 57 *K* 50 *h* — 48 *M.*

In vier Halbfranzbänden 72 *K* — 60 *M.*

---

**Srbik, Dr. Heinrich** Ritter von, **Der staatliche Exporthandel Österreichs** von Leopold I. bis Maria Theresia. Untersuchungen zur Wirtschaftsgeschichte Österreichs im Zeitalter des Merkantilismus. gr. 8. 1907. 9 *K* 60 *h* — 8 *M.*

---

**Uebersberger, Hans. Österreich und Rußland seit dem Ende des 15. Jahrhunderts.** Auf Veranlassung Seiner Durchlaucht des Fürsten Franz von und zu Liechtenstein dargestellt. Erster Band: Von 1488—1605. (Veröffentlichungen der Kommission für neuere Geschichte Österreichs.) gr. 8. 1906.
15 *K* — 12 *M* 50 *Pf.*

In elegantem Halbfranzband 18 *K* 60 *h* — 15 *M.* 50 *Pf.*

---

**Wolfsgruber, Dr. Cölestin,** Benediktiner zu den Schotten in Wien, f. e. geistl. Rat. **Franz I. Kaiser von Österreich.** 2 Bände. gr. 8. 1899. 14 *K* 40 *h* — 12 *M.*

1. Band: Der Großprinz von Toscana. 1768—1781. Mit sieben Bildern. gr. 8. 1899.
2. Band: Der Erbprinz in Österreich. 1781—1792. Mit 2 Bildern und der Nachbildung eines Handschreibens Franzens. gr. 8. 1899.

○ ○ K. u. k. Hofbuchdrucker ○ ○
Fr. Winiker & Schickardt, Brünn.

